This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Va I
340

Oestreichische militärische

Zeitschrift.

Zweiter Band.

Viertes bis sechstes Heft.

Wien 1819.
Gedruckt bei Anton Strauß.

Va I
340

Oestreichische militärische

Zeitschrift.

Jahrgang 1819.

Viertes Heft.

Die öſtr. milit. Zeitſchrift enthält folgende Gegenſtände: Abhandlungen über die verſchiedenen Zweige der Kriegswiſſenſchaften, — alte und neue Kriegsgeſchichte, — militäriſche Topographie, — Militärverfaſſungen fremder Staaten, — Memoires und andere Schriften berühmter öſtreichiſcher Feldherren, — kriegeriſche Anekdoten und Karakterzüge, — militäriſche Literatur und Kartenkenntniß, — und endlich die Perſonalveränderungen der öſtreichiſchen Armee. —

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in monatlichen Heften, jedes von 7 — 8 Druckbogen, deren drei einen Band ausmachen.

Die Pränumeration wird nur ganzjährig angenommen, und beträgt 24 fl. E. S. — Den Herren Pränumeranten, welchen Hefte der Zeitſchrift in Verluſt gerathen ſind, werden dieſe einzelnen Hefte, das Stück um 2 fl. E. S., verabfolgt. — Man erhält dieſe Zeitſchrift in Wien in dem Komptoir des öſtreichiſchen Beobachters am Peter zum Auge Gottes.

In den öſtreichiſchen Provinzen nehmen alle k. k. Poſtämter für die k. k. Ober-Hof-Poſtamts-Hauptzeitungsexpedition zu Wien Beſtellungen an. Mit Einſchluß des Porto beträgt bei denſelben der Preis 30 fl. E. S.

Im Auslande werden die Beſtellungen bei den Oberpoſtämtern zu Nürnberg, Leipzig, Breslau u. ſ. w. gemacht.

Im Wege des Buchhandels wendet man ſich an die Buchhandlung Heubner und Volke zu Wien.

Die öſtreichiſchen Militärs erhalten die Zeitſchrift für eine ganzjährige Pränumeration von 14 fl. E. S. — Die Herren Militärpränumeranten wenden ſich in frankirten Briefen oder durch Beſtellte und Agenten an die Redaktion der öſtreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift zu Wien. — Unfrankirte Briefe und Packete werden nicht ange-

Oeſtreichiſche militäriſche

Zeitſchrift.

Viertes Heft.

In omni autem praelio non tam multitudo et virtus indocta, quam ars et exercitium solent praestare victoriam.

Flavius Vegetius.

Wien 1819.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Die öſtr. milit. Zeitſchrift enthält folgende Gegenſtände: Abhandlungen über die verſchiedenen Zweige der Kriegswiſſenſchaften, — alte und neue Kriegsgeſchichte, — militäriſche Topographie, — Militärverfaſſungen fremder Staaten, — Memoires und andere Schriften berühmter öſtreichiſcher Feldherren, — kriegeriſche Anekdoten und Karakterzüge, — militäriſche Literatur und Kartenkenntniß, — und endlich die Perſonalveränderungen der öſtreichiſchen Armee. —

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in monatlichen Heften, jedes von 7 — 8 Druckbogen, deren drei einen Band ausmachen.

Die Pränumeration wird nur ganzjährig angenommen, und beträgt 24 fl. E. S. — Den Herren Pränumeranten, welchen Hefte der Zeitſchrift in Verluſt gerathen ſind, werden dieſe einzelnen Hefte, das Stück um 2 fl. E. S., verabfolgt. — Man erhält dieſe Zeitſchrift in Wien in dem Komptoir des öſtreichiſchen Beobachters am Peter zum Auge Gottes.

In den öſtreichiſchen Provinzen nehmen alle k. k. Poſtämter für die k. k. Ober-Hof-Poſtamts-Hauptzeitungsexpedition zu Wien Beſtellungen an. Mit Einſchluß des Porto beträgt bei denſelben der Preis 30 fl. E. S.

Im Auslande werden die Beſtellungen bei den Oberpoſtämtern zu Nürnberg, Leipzig, Breslau u. ſ. w. gemacht.

Im Wege des Buchhandels wendet man ſich an die Buchhandlung Heubner und Volke zu Wien.

Die öſtreichiſchen Militärs erhalten die Zeitſchrift für eine ganzjährige Pränumeration von 14 fl. E. S. — Die Herren Militärpränumeranten, wenden ſich in frankirten Briefen oder durch Beſtellte und Agenten an die Redaktion der öſtreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift zu Wien. — Unfrankirte Briefe und Packete werden nicht ange-

I.

Des Krieges in Spanien und Portugal

zweite Epoche.

Von der Eröffnung des Feldzuges unter Napoleons Anführung bis zur Einschiffung der Engländer zu Corunna und Saragossa's Fall.

Vom Oktober 1808 bis zum März 1809.

III.

Ereignisse in Arragonien. Zweite Belagerung von Saragossa. Die Insurgenten, welche zum Entsatz anrücken, werden an beiden Ufern des Ebro geschlagen. Alcaniz wird erobert. Saragossa's Werke werden erstürmt, und die einzelnen Quartiere der Stadt in die Luft gesprengt und erobert. Reding, der mit einem katalonischen Heere zu Saragossa's Befreiung vorrückt, wird bei Montblanch geschlagen. — Saragossa fällt.

Auf Saragossa waren jetzt alle Blicke geheftet: die patriotischen Hoffnungen der Spanier; die ruhmgierigen Erwartungen Frankreichs; die gerechte Bewunderung der Welt. — Von Tudela's Schlachtfeld war der größte Theil des arragonischen Heeres, Viele aus den Regimentern und Milizen von Valenzia, Murcia u. s. w. nach Saragossa geflohen. Eine geheiligte und befreite

I.

Des Krieges in Spanien und Portugal

zweite Epoche.

Von der Eröffnung des Feldzuges unter Napoleons Anführung bis zur Einschiffung der Engländer zu Corunna und Saragossa's Fall.

Vom Oktober 1808 bis zum März 1809.

III.

Ereigniſſe in Arragonien. Zweite Belagerung von Saragoſſa. Die Inſurgenten, welche zum Entſatz anrücken, werden an beiden Ufern des Ebro geſchlagen. Alcaniz wird erobert. Saragoſſa's Werke werden erſtürmt, und die einzelnen Quartiere der Stadt in die Luft geſprengt und erobert. Reding, der mit einem katalouiſchen Heere zu Saragoſſa's Befreiung vorrückt, wird bei Montblanch geſchlagen. — Saragoſſa fällt.

Auf Saragoſſa waren jetzt alle Blicke geheftet: die patriotiſchen Hoffnungen der Spanier; die ruhmgierigen Erwartungen Frankreichs; die gerechte Bewunderung der Welt. — Von Tudela's Schlachtfeld war der gröſste Theil des arragoniſchen Heeres, Viele aus den Regimentern und Milizen von Valenzia, Murcia u. ſ. w. nach Saragoſſa geflohen. Eine geheiligte und befreite

Zufluchtsſtätte nach jenem erſten, heldenmüthig erfochtenen Triumphe ſchienen die Zinnen dieſer Stadt, wo Palafox mit ungelähmtem Muthe die Bewohner zu neuen Beweiſen ihrer Unerſchrockenheit aufrief, wo die Wunder des Madonnabildes del Pilar auch den Entmuthigſten aufs neue entflammten, und die Erinnerung an Numantia und Sagunt in Thaten wieder aufleben ſollte, vor welchen ſelbſt der erſte tapfere Widerſtand nur als ein ſchwaches Vorſpiel verſchwand.

Mit dem Vorgefühle deſſen, was kommen würde, hatte Palafox durch den ſchnellen Rückzug der Franzoſen im Auguſt ſeine theure Stadt nicht ſobald von den Drangſalen der Belagerung befreit geſehen, als er, auf ihre zweckmäßigere Vertheidigung bedacht, alles aufboth, was Eifer, Anſtrengung und wohlgeleitete Thätigkeit in kurzer Zeit zu leiſten vermochten, um den Nachtheilen ihrer Lage und der Mangelhaftigkeit ihrer Werke zu begegnen. Den erſten Entwurf zur Anlage eines großen verſchanzten Lagers zwiſchen der Huerba und dem Ebro war man aufzugeben genöthigt, weil auch in dieſem Falle die Stadt ſelbſt noch als Reduite befeſtiget werden mußte, und ein zu großer Aufwand an Zeit und Kraft zur Ausführung erfordert wurde. Man begann daher, auf 2000 Schritte rings um Saragoſſa Gebäude und Baumpflanzungen zu vernichten, die Umfangsmauer zu verſtärken, und ſie für Geſchütz und kleines Gewehr mit Zinnen und Scharten zu verſehen. Dem größten Nachtheile, der aus ihrer alten Bauart erwuchs, der unverhältnißmäßigen und unbeſtrichenen Länge ihrer Wälle abzuhelfen, war man vorzüglich beſorgt, Flanken auf denſelben zu gewinnen. Saragoſſa wird durch die Huerba, die an ihren Mauern

ſich in den Ebro ergießt, und in einer tiefen Schlucht ſich um ihre Wälle windet, in eine Art von Landesſpitze zuſammengedrängt, deren Kehle gegen eine weite Fläche ſich öffnet. Unfern der Mündung der Huerba ſteht an dem jenſeitigen Ufer des kleineren Flußes ein anſehnliches Kloſter, im Rechteck erbaut, und S. Joſeph genannt. Dieſes Kloſter wurde zum Bollwerke auserſehen. Ein bedeckter Weg, der nach jener Seite an dem Ufer der Huerba hinlief, und einige Batterien am andern Rande der Schlucht kreuzten ihr Feuer mit dem ſeinen, und zwey Brücken verbanden das Werk mit der Stadt. Ein zweites Bollwerk, eben ſo zugleich als Brückenkopf dienend, wurde am Buge der Huerba, wo ſie, von der Stadt ab, ſich feldeinwärts wendet, mit jenem in Verbindung geſetzt. Den zwiſchen ihnen im ſtark eingehenden Winkel zurückweichenden Wall ſchützten ein 25 Fuß tiefer Graben und die Klöſter Carmel, Trinitas und S. Engracia. Vor dem Trinitarierkloſter, wo der Umfaſſungswall 750 Schritte lang bis zum Portillothore im freien Felde ſich hinzieht, wurde eine kreisförmige Batterie erbaut. Ihr Feuer ward von dem aus zwei feſten Klöſtern der Baarfüßermönche unterſtützt, deren Mauern man gleichfalls mit Verſchanzungen umgab. Vom Portillothore angefangen bis zum Sanchothore, wo der Wall wieder an das Ufer des Ebro ſchließt, ward die umliegende Fläche von einem Fort, Aljaferia, beherrſcht, das im Vierecke mit vier baſtionirten Thürmen erbaut, und mit einem revetirten Graben verſehen war. — Jenſeits des Ebro hatte man die Vorſtadt mit vorgelegten Reduten und Fleſchen in Vertheidigungsſtand geſetzt. Reihen crenaillirter Häuſer, und Traverſen und Schanzen, die man an den Ein-

gängen der Straßen aufgeworfen, deckten jene in ihrem Rücken. — Vorwärts Saragoſſa, wo die Straßen nach Madrid und Muela über den Kanal von Arragon führen, waren Brückenſchanzen angelegt, deren Inneres andere Werke beherrſchten, welche die Höhe des Monte Torrero krönten. Was unter den Waffen entbehret werden konnte, was man der Ernte entziehen durfte, arbeitete an der Befeſtigung. Oberſt St. Genis von Ingenieurkorps führte die Leitung des Ganzen. 160 Geſchütze, worunter 60 von ſchwerem Kaliber, zum Theil franzöſiſche, nach ihrem Rückzug aus dem Kanal hervorgezogen, und 8 Mörſer waren auf den Wällen vertheilt. Pulver wurde in den Klöſtern verfertigt. Kugeln und anderer Kriegsvorrath war in Überfluß vorhanden. Getreide, Wein, Branntwein und andere Lebensmittel für 15,000 Mann waren auf ſechs Monate in den öffentlichen Vorrathsgebäuden, — weniger war an friſchem Fleiſche vorhanden. Reichlich hatte jeder Einwohner für den Vorrath des eigenen Bedarfes geſorgt. Nur auf 15,000 Mann war die Stärke der Beſatzung angeſchlagen. Die Niederlage bei Tudela füllte ſie aber mit Flüchtigen und Verwundeten, und ſie erwuchs zu einem Heere von 30,000. Viele aus den Stämmen der alten Regimenter Valenzia, Savoyen, Eſtremadura, Caſtilien, der Schweizer, der ſpaniſchen und Wallonengarden, zuſammen mehr denn 6000 Mann geregelter Truppen an Fußvolk und 2000 Reiter von den Huſarenregimentern Olivenza und Ferdinand, und den Dragonern vom Regimente Numantia, die übrigen Freiwillige und Milizen der Provinzen, in verſchiedene Abtheilungen gebildet, begriffen die eigentliche bewaffnete Macht. Den Landſturm und die Bürger der

Stadt rief nur in den Augenblicken der drohendsten Gefahr die Glocke am neuen Thurme zu den Waffen. Auf dem Ebro lagen Kanonenböte, mit Seesoldaten aus Karthagena bemannt. Als Führer über die Truppen waren gesetzt die Generale S. Marc, Versages, Amoros, Manso, O Neil, Bublin, Porin, Renovales, über die Artillerie Villalva, Butron über die Reitevei, über alle Palafox y Melzi. Die Vertheidigung der Vorstadt mit 5 bis 6000 Mann war dem General Manso, jene des Mont Torrero mit gleicher Stärke dem General S. Marc übertragen.

So war mit der größten Sorgfalt Alles vorgekehret worden, was die Wichtigkeit des Platzes erheischte, der bei der Eröffnung des Feldzuges keiner der streitenden Theile einer geringeren Aufmerksamkeit werth schien. Denn auch Napoleon, als er kaum über Spaniens Gränze getreten war, ertheilte alsobald Befehle, zu Bayonne und Pamplona alles zur Belagerung Nothwendige auszurüsten, und einen großen Zug schweren Geschützes gegen Saragossa in Bereitschaft zu halten. Nach der Vernichtung der spanischen Heere, da Monceys Armeekorps bis Alagon vorgerückt war, begnügte man sich fürs Erste, auf den Eindruck rechnend, den die erlittenen Niederlagen, der Fall der Hauptstadt, die Unterwerfung der Provinzen, und die riesenhaften Anstalten zur Belagerung selbst, auf die Bewohner hervorbringen würden, Werkzeuge, Minengeräthe und Geschütze aller Art, und was zum Schrecken und zur Zerstörung der Städte die Elemente aufzuregen vermag, zu Alagon zu versammeln. La Coste, Ingenieurgeneral und Adjutant des Kaisers, und Dedon, General der Artillerie, leiteten die Zurüstungen.

Von Pamplona, wo man große Vorräthe jeder Art aufgehäuft hatte, wurden sie nach Tudela, von da auf dem Kanal nach Alagon geschafft. Sandsäcke, Schanzkörbe, Reisigbünde in ungeheurer Zahl wurden verfertiget; Werkstätten angelegt, Lazarethe errichtet. — So ging ein Monat mit Zubereitungen vorüber, als am 19. Dezember Mortiers Armeekorps zu Alagon eintraf, zum Beginnen der Belagerung mit dem Moncey's sich zu vereinigen. Dieses 17,000, jenes 14,000 Mann stark, zusammen fünf Divisionen unter Gazan, Suchet, Morlot, Meusnier, Grandjean, mit 6 Artillerie-, 8 Sappeurs-, 3 Mineurskompagnien, mit 40 Offiziers vom Geniekorps und einem Park von 60 schweren Geschützen, traten sie am 20. den Marsch zum schweren und blutigen Werke an. Die Division Gazan jenseits des Ebro, den sie bei Tauste übersetzte, auf dem Wege von Cassagnone nach Cuera und Villa Nueva, ohne auf den Feind zu treffen; Suchet am rechten Ebroufer, des Feindes äußerste Posten vor dem Kloster der Trinitarier, eine Meile vor Saragossa, nach der Stadt vor sich her drängend; Moncey's Korps zu beiden Seiten der Huerba, ihren Lauf bis an die großen Schleußen, welche den Kanal von Arragon verbinden, gegen die Brückenköpfe der Spanier am Fuße des Torrero verfolgend.

Zwei zu gleicher Zeit unternommene Angriffe auf den Mont Torrero und auf die Vorstadt jenseits des Ebro sollten mit dem nächsten anbrechenden Morgen ausgeführet werden. Nur der Eine gelang. Moncey ließ in der Nacht auf einer Höhe, welche das feindliche Hauptwerk beherrschte, eine Batterie errichten, und fing mit dem ersten Grauen des Tages durch ein

heftiges Feuer die ſpaniſche Beſatzung zu beängſtigen an. Ein zerſprungener Pulverkarren brachte ſie in Verwirrung, und während General Grandjean mit einer Brigade zum Angriff vorrückte, ſetzte eine zweite, von General Habert geführt, auf einer Waſſerleitung über den Kanal, und warf ſich zwiſchen die Stadt und die Kehle der ſpaniſchen Verſchanzungen. Die Spanier, im Rücken genommen, riſſen in wilder Unordnung aus, und verloren 100 Gefangene und 3 Kanonen. Eine andere franzöſiſche Kolonne, von Morlots Diviſion gebildet, war indeß, von dem tiefen Rande der Huerba gedeckt, bis zum Brückenkopf an der großen Schleuße vorgedrungen, und hatte ſich ſeiner mit 2 Kanonen bemeiſtert. Der Monte Torrero war auf dieſer Seite gewonnen, und die Spanier zogen ſich unter die Wälle der Stadt zurück. — Nicht ſo glücklich hatte Gazan jenſeits des Ebro gefochten. Zwar wichen die Arragonier, als er von Villa Nueva vordrang, aus den Häuſern und Gärten von Villa Major. Da ſeine Truppen aber mit unvorſichtigem Ungeſtüm gegen die Vorſtadt anſtürmten, brachen die Spanier mit Verſtärkung vor, warfen die erſte Brigade in die Flucht, und tödteten und Verwundeten ihr 400 Mann auf dem Rückzug. Am 22. wiederholte Gazan den Angriff auf dem Wege von Villa Major, auf welchem die Schweizergarde ſich aufgeſtellt hatte. Mit einem Verluſte von 300 Mann nöthigte er dieſe, nach hartnäckigem Kampfe ſich in den Thurm del Arzobiſpo zu werfen, den eine Feldſchanze vertheidigte. Drei Mal ſtürmten die Franzoſen gegen das Werk; drei Mal mußten ſie der Tapferkeit der Vertheidiger weichen. — Saragoſſa ward mittlerweile völlig berannt. — Der rechte Flügel des Belagerungs-

heeres, die Diviſion Grandjean, lehnte ſich an das Ufer des Ebro, und zog ſich im Bogen gegen den Monte Torrero. Dort auf den Höhen lagerte Meuniers Diviſion; an dieſe im Thale der Huerba ſchloß ſich Morlot, und vom linken Ufer der Huerba bis wieder an das Ufer des Ebro Suchet. Gazans Diviſion jenſeits des Stroms mit dem Belagerungsheere dießſeits zu verbinden, ſchlug Dedon oberhalb der Stadt, wo Suchets Diviſion ihre Sicherheit deckte, eine Schiffbrücke über den Strom. Gazan, durch den ſumpfigen Boden vor den Ausfällen der Belagerten geſchützt, breitete ſich zu beiden Seiten der Straße von Cuera bis zur Brücke von Galejos aus, und ſtand dort wieder mit Grandjeans Truppen in Verbindung.

Der Plan zum eigentlichen Angriffe des Platzes wurde nunmehr entworfen. Von drei Seiten zugleich wollte man ihn beginnen: gegen das Fort von Aljaferia, hier mehr zur engern Einſchließung und Beſchäftigung des Feindes, — gegen den Brückenkopf an der Huerba, und endlich vorzüglich gegen das Kloſter von S. Joſeph. In der Nacht vom 29. auf den 30. wurden die drei Parallelen eröffnet. Am 30. ſandte Moncey eine Ausforderung an Palafox. Dieſer beantwortete ſie mit einem allgemeinen Ausfalle aus der Feſtung gegen die Arbeiten der Belagerer. Vier Kolonnen, zwei davon gegen die Parallele dem Fort gegenüber, eine gegen jene an der Brückenſchanze, die vierte gegen die Parallele von S. Joſeph, brachen zugleich aus den Thoren. Mit der größten Kühnheit drang die letztere vor; aber ohne Erfolg, als den Verluſt einiger Todten und Verwundeten von beiden Seiten, kehrten alle wieder nach der Stadt zurück. — Glücklicher war ein

Ausfall am 2. Jänner. Die Spanier drangen in eine Batterie der zweiten Parallele, vernagelten einige Geschütze, und tödteten mehrere Feinde. Aber ein Versuch gegen Gazan, die Straße von Valenzia frei zu machen, ward mit Verlust zurückgewiesen.

Dunkle Nächte und dichte Morgennebel begünstigten indeß die Belagerer. Ihre Arbeiten rückten bedeutend vor, verloren sie gleich durch das heftige Feuer der Belggerten viele Mannschaft in den Laufgräben, ein doppelt empfindlicher Verlust für sie, die durch den Abmarsch einer ihrer stärksten Division beträchtlich vermindert worden waren. Die täglich wachsenden Zusammenrottungen in Arragonien, in der Umgegend von Daroca, in den Gebirgen der Molina, erheischten die Gegenwart einer bewaffneten Macht, sie zu unterdrücken oder im Zaume zu halten. Mortier mußte daher selbst mit der Division Suchet nach Calatagno aufbrechen, und den ganzen Raum, den bisher die 9000 Mann starke Division eingenommen hatte, der Division Morlot übergeben, deren Stärke kaum die Hälfte betrug. Meusniers Truppen besetzten einen Theil ihrer Aufstellung am linken Ufer der Huerba, und um durch Befestigung der Stellung das zu ersetzen, was durch die Zahl verloren gegangen war, erbaute La Coste drei Redouten, welche die ganze Linie vom Ebro bis an die Huerba zu sichern bestimmt waren.

Am 6. Jänner hatte man dem Fort gegenüber die zweite Parallele eröffnet. Gegen den Brückenkopf und gegen das Kloster von S. Joseph war man in der zweiten Parallele bis auf 40 Toisen dem Fort nahe gerückt, und hatte unter mörderischem Feuer, zum Theil mit der fliegenden Sappe, die beiden Parallelen verbunden.

Es wurden nur in den nächſten zwei Tagen jedem der letzten Punkte gegenüber 4 Batterien, 2 Breſche und 2 Riccochetbatterien, (Nr. 1 bis 8) errichtet, und 32 Feuerſchlünde, welche gerade zur Zeit eingetroffen waren, in die Batterien eingeführt. Am 10. mit Tagesanbruch begannen ſie ihr Feuer. Das Geſchütz der ſpaniſchen Werke wurde zum Schweigen gebracht, und mußte aus den Verſchanzungen geſchafft werden; ein Ausfall bei S. Joſeph, von 2 Kanonen der Parallele mit Traubenſchüſſen in die Flanke genommen, ward zurückgeſchlagen, und am 11. Jänner war die Breſche am Kloſter zugänglich, das Kloſter ſelbſt in Trümmer geſchoſſen. Jeder dieſer Tage hatte den Belagerern wieder 30 bis 40 Mann gekoſtet, welche ein Hagel von Steinen und Kugeln aus den Mörſern der Spanier in den Laufgräben zerſchmetterte.

Der Sturm auf das Kloſter wurde nunmehr beſchloſſen. Die dem Felde zugekehrte Fronte, 150 Schritte lang, war ohne Seitenvertheidigung. Ein 18 Fuß tiefer und ſteiler Graben umgab den Wall, und verband ſich mit dem bedeckten Weg, welchen die Schlucht der Huerba bildete. Schräggeſtellte Sturmpfähle hielten den Feind auf dem Glacis unter dem Feuer der Wälle zurück. 4000 Mann ihrer beſten Truppen hatten die Spanier nach dem Bollwerk und dem bedeckten Wege gebracht. Die Belagerer begannen um 4 Uhr Nachmittag den Angriff. General Haxo führte 2 Kanonen, von vier Kompagnien Fußvolk unterſtützt, die Huerba abwärts, wo ein günſtiger Punkt die ganze Länge des bedeckten Weges beſtrich. Das unerwartete Feuer in ihrer Flanke beſtürzte die Spanier; ſie ſtürzten ſich in die Huerba hinab, das jenſeitige Ufer zu gewinnen, und während einige Voltigeurskompagnien

ſtürmend gegen das Kloſter drangen, ward in der Verwirrung eine Brücke vergeſſen, die aus dem bedeckten Wege in die Flanke des Forts führte. Ein Hauptmann vom Geniekorps, Daguenet, der mit einigen Hunderten von Voltigeurs und Sappeurs einen Weg nach der Kehlſeite des Bollwerkes ſucht, gewahrt der vergeſſenen Brücke, und dringt in das Fort, während jene Kompagnien den Graben auf Leitern überſteigen, und die Höhe der Breſche gewinnen. Der Oberſte des Regiments Valenzia und mehrere Hunderte der Beſatzung werden gefangen; die Übrigen rettet die Flucht. Die Kehlſeite des Kloſters gegen die Stadt wird alſobald verſchanzt, die letzte Parallele längs dem Ufer der Huerba mit ſeinen Werken verbunden, und zwei neue Batterien (Nr. 9 und 11) rechts des Kloſters zur Beſchießung des Umfaſſungswalles der Stadt ſelbſt errichtet. Eine dritte Schanze (Nr. 10) links vor dem Kloſter erbaut, beſtrich die Verbindung aus der Stadt mit dem Brückenkopfe, und eine lange Strecke der Ringmauer bis zum Kloſter der Baarfüßermönche. Am 15. begann die Letzte ihr Feuer, und eine Abtheilung Voltigeurs und Sappeurs drang gegen den Brückenkopf, wo ſeine der Straße von M. Torrero zugekehrte Flanke von keinem Seitenwerke beſtrichen war. Sie überſtiegen den 10 Fuß tiefen und ſenkrechten Graben, ſetzten ſich auf der Berme des Walles feſt, und vertrieben durch ihr Feuer die Beſatzung, die bei ihrem Rückzug die Brücke in die Luft ſprengte. Noch in der Nacht wurden die Werke des Brückenkopfes gegen die Stadt gekehrt, und mit der Parallele in Verbindung geſetzt.

Die zwei vorzüglichſten Außenwerke waren nun genommen. Die ſchwache Umfaſſungsmauer verſprach nur

geringen Widerſtand, und nach dem Gewöhnlichen anderer Belagerungen ſchien die Feſtung ihrem Falle nahe. Nicht ſo war es mit Saragoſſa. Der Arragonier verlangte den Feind im Umkreis ſeiner Wälle zu treffen, um ihn, wie er ſagte, ſeinen Kugeln näher zu haben, und Palafox und ſeine Generäle nährten dieſen Geiſt durch Siegesnachrichten, die ſie im Volke verbreiteten. „Saint Cyr ſey von Reding geſchlagen, Lazan in Frankreich eingedrungen; Napoleon ſey von Blake und Romana vernichtet, Berthier und Ney im Gefechte getödtet worden;" ſolche Verkündigungen entflammten den Muth und die Hoffnung des Entſatzes, während nichts geſpart wurde, der Gefahr durch Vorſicht und Klugheit zu begegnen. Saragoſſa's Bauart begünſtigte die Vorbereitungen zur neuen Kampfweiſe. Starke Mauern, gewölbte Decken, flache Dächer, weniges Sparrwerk, um durch Feuer die Stadt zu zwingen, eigneten die Gebäude, den Verheerungen eines Bombardements zu trotzen; aber auch jede Inſelgruppe von Gebäuden, jedes Haus für ſich, vorzüglich jedes größere Gebäude, wie Klöſter, Palläſte, Hoſpitäler, wurden zu eben ſo vielen Feſtungen umgeſchaffen. Die Öffnungen der untern Stockwerke, die nothwendigen Zugänge und die Scharten für das Gewehr der Vertheidiger ausgenommen, wurden vermauert, in dem Innern der Wohnungen Verbindungen durchgebrochen, die Straßen mit Wällen und Gräben durchſchnitten, und Geſchütz an jeden Platz gebracht, der einen vorzüglichen Zugang beherrſchte. So erwarteten die Spanier den Sturm der Feinde, die aus drei neuen Batterien gegen die große Straße (Calle Major) und das Auguſtinerkloſter (Nr. 12 und 13) und gegen den Quai

am Ebro und die Kehle der Vorſtadt (Nr. 14) rechts vom Kloſter S. Joſeph; links von demſelben aus einer Breſchbatterie gegen den Wall (Nr. 15) und zwei Batterien (Nr. 16 und 17) gegen die Straße Guemada und das Kloſter Engrazia; im Angriffe des Centrums aus zwei Batterien (Nr. 18 und 19), gleichfalls gegen die Werke um S. Engrazia gerichtet, mit 50 ſchweren Geſchützen zur Beſchießung der Stadt ſich anſchickten. Am 21. Jänner waren die Arbeiten geendet, und das Geſchütz eingeführt; aber noch einmal verſuchten die Spanier ihr Glück in einem Ausfalle, vorzüglich eine der Mörſerbatterien (Nr. 6), die ſie am beſchwerlichſten ängſtigte, zu zerſtören. Achtzig Mann unter drei wackern Offiziers drangen bis in die zweite Parallele, tödteten die Beſatzung, und erreichten das Werk; aber ehe ſie die Geſchütze zu vernageln im Stande waren, trieb ſie die Übermacht der Belagerer nach der Stadt zurück. Von der zweiten Parallele in den Rücken genommen, fiel der größte Theil als ein Opfer ihrer Kühnheit; nur wenige wurden gefangen. Eben ſo fruchtlos war der Verſuch, die Schanzen des Feindes, Aljaferia gegenüber, vom Ebro aus durch Kanonenböte zu zerſtören. Das Feuer des franzöſiſchen Geſchützes nöthigte die Böte zur ſchnellen Rückkehr.

In dieſem Zeitpunkt der Belagerung erſchien Lannes vor Saragoſſa, auf Napoleons Befehl die Leitung des Ganzen zu übernehmen, und durch die Einheit des Willens den Kräften Nachdruck zu geben, die zerſtreut, mit nicht übereinſtimmender Anſtrengung immer vergeblich wirken. Mortier erhielt ſogleich Befehl, von Calatagud, wo er ſeinen Aufenthalt unthätig verzögerte, vorzugehen, dem mitten in ſeinen errungenen

Vortheilen ſchwer bedrängten Heere beizuſpringen, das, einen zahlreichen Feind belagernd, ſelbſt von einem nicht minder zahlreich umlagert, am Rande der drohendſten Gefahren ſchwebte.

Als im Dezember die franzöſiſchen Schaaren Saragoſſa umringten, da dachte Palafox, daß muthvoller Widerſtand ohne Mitwirkung von Außen, ohne Hoffnung auf Entſatz, nimmer vom Erfolg gekrönet werden könne. Im Dunkel der Nacht beſtieg daher ſein Bruder Francesco ein kleines Schiff, und fuhr dem Ebro herab nach Alcaniz, einer anſehnlichen Stadt mit befeſtigtem Schloſſe, dem Sitz eines Corregimentos, das über mehr als 90 Städte, Dörfer und Flecken die Obrigkeit ausübt. Von dort aus warb er Anhänger für die Sache des Vaterlandes, und der Aufſtand, der wie das Feuer eine Zündruthe an den Ufern des Ebro fortlief, ſammelte bald ein Heer um ſeine Fahnen. Furchtbar wuchs der Aufruhr in ganz Arragonien. In den Dörfern und Flecken am Ebro, in der Sierra di Muela, um Epila, in den Gebirgen von Soria, griffen die Bewohner zu den Waffen; Tarragona war umringt, Tudela bedroht, die Verbindung mit Pamplona ſo gut als unterbrochen. Mit Mühe erhielt ſich General Pujet mit 700 Mann zu Infalla und Caporoſo. Gazan am linken Ebroufer ſah ſich von bewaffneten Landleuten eingeſchloſſen. Lebensmittel, Zufuhr, Alles begann in den Lagern der Franzoſen zu mangeln, ſelbſt die Nachrichten, außer die von der ſie rings umgebenden Nähe ihrer Feinde. Endlich erſcheinen die beiden Brüder Lazan und Francesco Palafox ſelbſt vor Saragoſſa; mit ihnen ein Heer von 20,000 Mann, durch Linientruppen aus Valenzia und Catalonien verſtärkt. Auf den

Höhen am linken Ufer des Ebro lagerten sie, und ihre Feuer leuchteten mit den freudigsten Erwartungen in die Stadt, während Gazan, zwischen Villa franca, Cuera und Liciena eingekeilt, ihrem Angriffe entgegen saß. Aus dieser bangen Lage ihn zu befreien, mußte Suchet von Calatagno unaufgehalten den Ebro zu übersetzen eilen. Er warf Francesco's Vortrab zu Perdiepura, und drang mit den Weichenden gegen Nostra Senora de Vallagon vor. 10,000 Mann in einer vortheilhaften Stellung bothen ihm hier die Schlacht. Drei französische Regimenter rückten zum Angriffe vor; der Überrest bildete den Nachhalt. Das 64. Linienregiment warf mit dem Bajonette das Treffen der Spanier; das 10. Husarenregiment vollendete die Niederlage. 2 Fahnen, 4 Kanonen wurden erbeutet, bei 1000 Mann gefangen. — Bei Cuera stand eine andere Abtheilung der Spanier von einigen Tausenden im Lager. Gegen sie hatten 3 Bataillons, von dem Adjutant-Kommandant Gastier geführt, sich in Marsch gesetzt. Sie wurden von dem Ungestüm des französischen Angriffs aus ihrer Stellung geworfen, verloren eine Kanone, und räumten Cuera. Mortiers Truppen besetzten Huesca, Saranena und Pina, und schützten im Flachlande die Zufuhr. Lazan und Francesco wichen nach Kataloniens Gränze zurück.

Am rechten Ebroufer, wo von Alcaniz her Schaaren bewaffneter Bauern, 3—4000 Mann stark, bis Belchite sich vorwagten, sich die Ruhe zu sichern, mußte General Vatier von Fuentes aufbrechen, wo er seit dem Anfange der Belagerung mit 1200 Mann Infanterie und 600 Reitern aufgestellt war, um die Zufuhr zu decken, und die feindlichen Bewegungen von Tor-

tosa her zu bewachen. Vatier überfiel die Posten der Spanier bei Belchite, und trieb sie bis Ascila, an der Gränze des Corregimentos von Alcaniz. Ascila wurde erobert. Schritt vor Schritt vertheidigend, wichen die Insurgenten die Ebenen von Ixar zurück auf Alcaniz. Puebla und Ixar wurden im heftigen Gefechte erstürmt, in dem letzten Orte 3 Kanonen erobert. Auf den Höhen von Alcaniz standen die Insurgenten wieder, mit Truppenabtheilungen untermengt. Gärten, Kanäle, Umzäunungen schützten ihre Aufstellung; Schanzen vertheidigten die Zugänge der Stadt. Vatier ließ sein Geschütz gegen die Brücke führen, welche über den Guadelupe die Stadt mit dem jenseitigen Ufer vereint. Ein Theil seines Fußvolkes setzte durch die Furt des Flusses, während das Feuer in den Gärten und Hecken die Spanier beschäftigte. Die übergesetzten Voltigeurs gewannen die Brücke, drangen in die Stadt, und öffneten der Reiterei die Thore. Die Spanier flohen; Stadt und Schloß wurden erobert, die Vorräthe der Insurgenten erbeutet. Vatier hielt Alcaniz und Caspo besetzt, und bewachte aus seiner Stellung hinter dem Guadelupe die Bewegungen der Feinde bis zum Ende der Belagerung.

Von dieser Seite war die dringendste Gefahr von den Belagerern abgewendet; dennoch herrschte Mangel, und selbst die strengsten Maßregeln vermochten aus den Dörfern dem Soldaten nicht die nothwendigsten Lebensmittel herbeizutreiben, der, oft auf halbe Rationen gesetzt, die Mühseligkeiten und Beschwerden der Belagerungsarbeiten, und der stäten Wachsamkeit gegen Ausfälle, doppelt empfand. Aber ein nicht minder furchtbarer Feind hatte sich auch mit ihnen gegen die Belagerten verbun-

den. Angehäuft in dumpfen Kellergewölben, um den Gefahren der zerſchmetternden Bomben und Kugeln zu entgehen, athmeten die Einwohner, von Angſt und Unruhe gefoltert, von ungewohnten und verderbten Nahrungsmitteln vergiftet, die todesſchwangere Luft, und eine verheerende Seuche in der Geſtalt jener bösartigen Fieber, welche in den Kriegen der letzten Zeitepoche verderblicher wütheten, als das Gemetzel mörderiſcher Schlachten, begann mit einer Gewalt um ſich zu greifen, die bald jedem Gegenmittel trotzte. Drei bis vier hundert Menſchen würgte ſchon täglich die Peſt, und keine größere Gefahr drohte auf den Wällen von den Kugeln der Feinde, als in den Umgebungen der bis zum Entſetzen überfüllten Vorrathskammern des Grabes. Die Lazarethe und die Kirchhöfe faßten nicht mehr die Opfer der Krankheit und des Todes. Haufen unbeerdigter Leichname lagen auf den Plätzen mit Tüchern bedeckt, von den ſpringenden Bomben ſcheußlich aus einander geſchleudert, und die Luft weithin mit dem giftigſten Qualme verpeſtend. Selbſt die leichte Wunde im Gefecht brachte jetzt den Tod, da bei dem eintretenden Mangel an Arznei, und der überhäuften Krankenmenge in den Hoſpitälern, Seuche und Brand ſich geſellte. Mit Standhaftigkeit ertrugen die Bewohner ihr Mißgeſchick; alle Vorſchläge zur Übergabe erregten nur Unwillen, und ſtählten ihre Beharrlichkeit. Wer klagte oder murrte, den ſtrafte die allgemeine Verachtung oder der ſchmähliche Tod von Henkers Hand auf dem Corſo oder der Piaza Major.

Mit gleichem Eifer ſetzten indeß auch die Belogerer ihre Arbeiten fort. Sie verſicherten ſich mit Schulterwehren des Überganges über die Huerba, und trach-

teten, am linken Ufer ſich feſtzuſetzen. Ein Haus und die Überreſte einer Mauer begünſtigten ihr Verhaben. Jenes wurde von den Belagerten in einem heftigen Ausfalle zerſtört, und dabei wieder zwei Geſchütze vernagelt; von dieſer blieben die Franzoſen nach einem tagelangen hartnäckigen Kampfe völlig Meiſter. — So weit war man bis zum 26. Jänner gelangt. An dieſem Tage begann das Feuer der 50 Geſchütze aus allen Batterien, und brachte die ſpaniſche Artillerie auf den Wällen zum Schweigen. Zugleich bemächtigten ſich die Franzoſen in der folgenden Nacht einer Öhlmühle jenſeits der Huerba beinahe am Fuße der Ringmauer. Drei Breſchen waren bis zum nächſten Morgen gangbar geworden. Zwei rechts, dem Kloſter von S. Joſeph gegenüber, eine im Angriffe des Centrums bei S. Engrazia. Das ganze Belagerungsheer trat unter die Waffen; drei Kolonnen bildeten ſich zum Sturm; rechts vom Kloſter S. Joſeph, von der erhobenen Öhlmühle gedeckt, die Erſte: ſie drang über zwei aufgeflogene Minen vor, und erſtieg die Breſche. Aber von einem jetzt erſt ſichtbar gewordenen Aufwurfe auf dem Wallgange, und dem Feuer der nächſten Häuſer in die Mitte genommen, mit einem Regen von Granaten und Kugeln überſchüttet, erhielt ſie ſich mit Mühe auf der Höhe des Walles, wo ſie ſich eingrub, und durch die ausgeworfene Tiefe der Minenöfen ihre Verbindung mit der Öhlmühle deckte. — Links vom Kloſter S. Joſeph drang die zweite Kolonne vor. Auch ſie drang über die Breſche, überſtieg den Wall, und breitete ſich ſchon in den nächſten Häuſern aus, als eine feindliche Batterie, in dem Hofraum eines Hauſes aufgeſtellt, ihre Fortſchritte hemmte, und eine andere Abtheilung

von 4 Kompagnien, die gegen ein einzelnes Haus am Walle von S. Auguſtin vordrang, durch ein ſo wirkſames Feuer von den Batterien und den Häuſern empfangen wurde, daß ſie mit großem Verluſte zurückweichen mußte. — Vollkommener und folgenreicher gelang der Sturm der dritten Kolonne auf S. Engrazia. Zwei Elitenkompagnien des erſten Weichſelregimentes, hinter Mauertrümmern in Kolonne gebildet, durchliefen im heftigſten Feuer den Raum bis zur Breſche. Das Regiment folgte. Aus allen Räumen des Kloſters Engrazia wurden die Spanier vertrieben, und zugleich mit dieſem das anſtoßende Kloſter del Calzas gewonnen. Die eine Seite des Letztern beſtreicht eine große Strecke des Wallgangs, und die Franzoſen, dieſes Vortheils gewahr, trieben durch das Gewehrfeuer aus den Fenſtern die Spanier von der ganzen Strecke zurück. Erhitzt durch das Glück und die Fortſchritte ihrer Brüder, ſtürzte jetzt die Beſatzung der dritten Parallele, ungeheißen, aus den Laufgräben die Mauer hinauf, lief den eroberten Wall fort gegen die nächſten Batterien der Spanier, tödtete die Kanoniere auf den Geſchützen, drängte bis zu dem Erſten der Baarfüßer-Klöſter fort, und hatte ſich ſchon des Einganges bemächtiget. Aber die Glocke am neuen Thurme hatte bei der wachſenden Gefahr das furchtbare Zeichen gegeben; Tauſende füllten rings die Giebel, die Fenſter der Wohnungen; eine zerſchmetternde Saat von Steinen und Kugeln goß ſich auf die plötzlich von allen Seiten Eingeſchloſſenen herab; ſie ſuchen Rettung hinter den Bruchſtücken zerſchoſſener Gemäuer: überall erreicht ſie der Tod; die lange Strecke bis zur Breſche von S. Engrazia legt keiner lebend zurück. Verzweifelnd drin-

gen sie weiter gegen das Kloster Misericordia; ein Querwall mit 2 Kanonen wirft sie auch dort wieder zurück. Morlot eilt endlich mit 2 Bataillons zu ihrer Rettung herbei, und behauptet das schon zur Hälfte wieder verlorne Baarfüßer-Kloster. — 600 Mann hatte der übereilte Angriff gekostet. Nicht viel geringer war der Verlust der Spanier an diesem Tage gewesen: 200 waren gefangen und 15 Geschütz erobert worden. — Die Franzosen warfen eine starke Besatzung in das Kloster von S. Engrazia; denn schon in der Nacht suchten die Spanier, durch einen wüthenden Anfall es wieder zu gewinnen. Nach einem blutigen Gefechte von Gemach zu Gemach, rangen sie den Belagerern ein Haus zunächst am Kloster ab.

An den nächsten Tagen bis zum letzten Jänner ward um zwey Inselgruppen von unansehnlichen Häusern, die eine an der Straße Quemada, die andere am Kloster von Engrazia, mit unermüdeter Erbitterung gefochten. Das Eckhaus einer Querstraße, welches hier den größten Widerstand leistete, vertheidigten die Spanier vom Dache, aus dem Keller, aus den obern Stockwerken, da die Franzosen schon des Erdgeschosses sich bemächtiget hatten. Überdrüssig des fruchtlosen Gefechtes brachten diese 200 Pfund Pulver in die besetzten Gemächer, und sprengten das Haus aus einander. — Zwei feste Klöster wurden beschossen: S. Augustin und S. Monica, letzteres nach gelegter Bresche erstürmt, und die spanischen Minengräber, die von den Kellern von S. Augustin aus es zu untergraben versuchten, entdeckt, und in den Minengängen erstickt. [illegible] Engrazia, von den Franzosen [illegible] in die Luft, und die Ei-

chen-Trümmer der spanischen Vertheidiger bedeckten ringsumher ihre Ruinen. Aber einen besonders schmerzlichen Verlust betrauerten die Belagerten im Tode des tapfern St. Genis. Seine Stelle, als Chef des Geniekorps, erhielt der Oberstlieutenant Gaetano Zapino. Auch die Belagerer hatten schon viele ihrer ausgezeichnetsten Offiziere verloren, und bei einem der heftigen Angriffe, mit welchem die Spanier des Baarfüßer-Klosters wieder Meister zu werden trachteten, fiel auch General Rostoland schwer verwundet. Mit außerordentlicher Anstrengung ward an diesem Punkte von beiden Seiten gestritten. Noch am 31. versuchten die Spanier, einen Priester mit hochgehaltenem Kreutz und Schwert an ihrer Spitze, einen verzweifelten Sturm. Schon hatten sie sich der Pforte bemächtiget; ein Wall von Wollsäcken hielt sie auf, und über Haufen von Gebliebenen wurden sie zum Rückzug gezwungen. — Den Angriff auf das Fort von Aljaferia, da er nun überflüssig geworden, gaben die Belagerer gänzlich auf, und begnügten sich, die Besatzung eingeschlossen zu halten.

Der ganze Jänner war unter Schreckniſſen und Gräueln der Verheerung vorübergegangen. Ungebeugt war dennoch der Muth und die Kraft der Belagerten. Ihre Priester mit dem begeisternden Beispiele der Todesverachtung führten sie zur Arbeit und zum Gefechte, und übten, mitten unter dem Kugelregen der Feinde, an den Verwundeten und Sterbenden die heiligen Pflichten ihres Amtes. Weiber drängten sich unter die Reihen der Streiter, ermunterten die Weichenden, vertheilten Patronen, und wetteiferten mit den Männern um die Ehrenzeichen kriegerischer Tapferkeit. Ganze

Tage lang ſtritt man um ein Haus, um ein Stockwerk, oft um ein einziges Gemach; aus dem Hofe drang das Gefecht von Treppe zu Treppe, von Geſchoß zu Geſchoß, und während man auf dem Dache ſich ſchlug, kämpften Belagerer und Belagerte in den unterirdiſchen Gewölben, wem es zuerſt gelingen würde, die Mine anzulegen, um Freund und Feind zugleich in die Lüfte zu ſchleudern. Stürzten dann die letzten Trümmer der geborſtenen Mauern, ſo ſtanden auch ſchon wieder neue Vertheidiger auf dem rauchenden Schutte, und kämpften um die letzten Ruinen.

Den nächſten Monath eröffneten die Franzoſen mit der Erſtürmung des Kloſters S. Auguſtin, zu welchem ſie mit einer Mine ſich den Zugang geöffnet. In der Straße Quemada, und im Centrum wogte der Kampf mit abwechſelndem Glücke gegen die nächſten bald genommenen, bald wieder verlorenen Häuſergruppen. Theuer bezahlten die Franzoſen den Gewinn einiger Häuſer links von S. Engrazia, welche ein doppelter Minenaufflug ihnen geöffnet. General Lacoſte ſank von einer tödtlichen Wunde getroffen. Seine Stelle gab Lannes dem Oberſt Rognat vom Geniekorps. Der Kampf um die Häuſer in der Straße Quemada, und um zwei geringe Gebäude im Centrum währte noch am folgenden Tage bis in die Nacht. Im unterirdiſchen Kriege begegneten ſich die feindlichen Minengräber am Kloſter von S. Jeruſalem, und das Aufſliegen eines franzöſiſchen Minenofens begrub die Spanier unter dem Schutte ihrer Arbeit. Täglich gewannen Belagerer und Belagerte an Erfahrung und Geſchicklichkeit in dieſem furchtbaren Kampfe. Um in den geſprengten Gebäuden [illegible] faſſen zu können, luden

die französischen Mineurs die Öfen nicht so sehr, daß das ganze Mauerwerk zertrümmert werde, sondern brachten nur so viel Pulver in die Ladung, um eine Öffnung in die ihnen zugekehrten Wände zu brechen. Die Spanier, die bald ihre Absicht gewahrten, steckten nun, sobald sie ein Haus zu verlassen gezwungen waren, dieses und die nächsten in Brand, überschütteten die zum Löschen herbeigeeilten mit Kugeln und Granaten, und überzogen, des Erfolges um so gewisser zu seyn, Dielen, Wände und Sparren mit Harz und brennbaren Stoffen, welche die Gluth im Innern Tage lang unterhielten.

Der Belagerer Hauptzweck war auf die Gewinnung des Corso, oder der Hauptstraße, gerichtet. Zu dieser Straße, welche einen Theil der Stadt nach ihrer Länge durchschneidet, und dann im Bogen gegen das Sonnenthor gewendet, an das Ufer des Ebro führt, gab es aus den von den Franzosen bereits gewonnenen Theilen der Stadt folgende vorzügliche Verbindungen: Auf der rechten Angriffsseite, vom Quai des Ebro bis zum Kloster von Engrazia, liefen vom Kloster der Augustiner drei Gassen in gerader Richtung nach dem Corso, die vorzüglichste unter diesen: die Strada Mayor; links vom Kloster S. Joseph die Straße Quemada, und im spitzigen Winkel mit ihr die Strada del Medio. Im Centrum des Angriffes führte von S. Engrazia senkrecht auf die Kreutzsäule am Corso die breite Straße zwischen den großen Gebäuden des Klosters von Jerusalem, des heil. Franciscus und des großen Irrenhauses hin, von mehreren kleinen Seitenstraßen durchschnitten. Auf diese und auf die Straße Quemada verwendeten die Belagerer ihre angestrengtesten Be-

mühungen. Mit drei Minengallerien rückten ſie in der letzten vor, bemächtigten ſich der nächſten Häuſerviertel um S. Auguſtin, und pflanzten Geſchütze in die Straßen, welche den Corſo beſtrichen. Noch größere Fortſchritte machten ſie im Centrum; das Kloſter S. Jeruſalem wurde erſtürmt; zwei Minen unter dem großen Irrenhauſe, jede von 1500 Pfund, entluden ſich mit dem gewünſchteſten Erfolge; der größte Theil des Gebäudes, noch im Schutte ſeit der erſten Belagerung, ward erobert. Aus den weitläufigen Kellergewölben drangen die Franzoſen unter der Erde fort dem großen Franciscaner-Kloſter, ſchon faſt am Ausgange der Straße, dem Corſo zu. Oberſt Fleury mit den Schweizern warf ſich ihnen entgegen, und drückte ſie zurück. Die Spanier mußten die Armenſchule am Anfange des Corſo, welche ſie lange vertheidiget, verlaſſen. Die Flammen der nächſten Häuſer hatten die Belagerer bisher zurückgehalten; jetzt wurde auch ſie in Brand geſteckt, und die Spanier gaben mit ihr zwei wichtige Traverſen verloren, welche den Corſo beherrſchten.

Gerne hätten die Franzoſen einen neuen Angriff von der Seite der Porta del Carmen begonnen; aber es gebrach an Truppen. Morlots Diviſion, mit dem 40. Regiment von Suchets Truppen, 5000 Mann ſtark, zur Blokade des Forts und zur Beſatzung des Baarfüßer-Kloſters verwendet, und Suchet zur Bewachung der Umgegend beſtimmt, waren für den Dienſt in der Stadt verloren. Meusnier und Grandjean mit 9000 Mann mußten die Arbeit, die Beſatzung der eroberten Häuſer, den unaufhörlichen und blutigen Angriff auf Häuſer und Straßen, vollbringen, und min-

derten ſich täglich durch Wunden und Erſchöpfung. Um alſo auch Gazans Truppen beſſer zu nützen, und der Stadt von jener Seite näher zu rücken, ward die Eroberung der Vorſtadt beſchloſſen. Am 1. Februar hatte Gazan die Laufgräben eröffnet; am 7. ſtanden bereits zwanzig Geſchütze gegen das feſte Jeſuiten-Kloſter in den Batterien. 200 Mann mit zwei Kanonen hatten es beſetzt. In wenigen Stunden war eine weite Öffnung in ſeine Mauern geſchoſſen; die Voltigeurs ſtürmen vor, erſteigen das Kloſter, nehmen das Geſchütz. Aber wieder vom blinden Eifer zu weit geführt, gerathen ſie unter das Feuer der Wälle, und verlieren ohne Erfolg hundert tapfere Soldaten. Nur das Jeſuiten-Kloſter wird behauptet, und gegen die Vorſtadt mit Werken umgeben. — Den Angriff am linken Ebroufer von dem rechten aus zu unterſtützen, kämpfen die Belagerer indeß wüthend, den Quai zu gewinnen. Sappen, Petarden und Minen werden wechſelweiſe aufgeboten, von Haus zu Haus in den Straßen vorzudringen. Durch Flammen und Geſchoß halten ſie die Belagerten zurück. — Erbitterter noch wurde im Centrum gefochten. Ein Minenofen, mit 3000 Pfund Pulver gefüllt, fliegt am Franciscaner-Kloſter mit einer furchtbar erſchütternden Entladung in die Luft; ein großer Theil des Gebäudes wird aus einander geſchleudert; ſpaniſche Schanzgräber und Grenadiere von Valenzia werden von der Entladung zerriſſen, von den Trümmern der Mauer zerſchmettert, und decken auf einem weiten Umkreis den gräulichen Schauplatz mit ihren verſtümmelten Leichen. Das 115. franzöſiſche Regiment ſtürmt über den Schutt in das Kloſter; vom Kloſter in die Kirche; im Thurme, auf der Emporkirche

wird gekämpft. Die Schweizer, die auf den nächsten Dächern herbeigeeilt, durchbrechen die Wölbungen der Decke, und schleudern Granaten und Bomben in die Kirche. Noch am nächsten Tage wird im Kreuzgang und in zwei Seiten-Kapellen gefochten, und erst auf den letzten Leichen ihrer Vertheidiger wird den Belagerern der Besitz der Kirche gewiß.

Am 11. und 12. gelingt es den Franzosen, dem Sonnenthore näher zu dringen. Aber um jenseits des Corso zu gelangen, mißlingt ein Versuch, den man gegen das Universitätsgebäude durch zwei Minen, jede mit 500 Pfund gefüllt, unternommen, nach vergeblichem Sturm. Die Minen, ohne Erfolg entladen, werden sogleich durch Eröffnung anderer Gallerien von neuem begonnen, und in der Zwischenzeit das letzte Häuserviertel auf der rechten Seite des Corso bis zum Sonnenthore gesprengt, erstürmt, gewonnen. Bis zum 18. Februar ist die ganze rechte Seite in den Händen der Belagerer, vom Thore del Sol angefangen bis zum Kloster des heil. Franciscus. Der Thurm des Klosters beherrscht die ganze Länge des Corso, und hält ihn mit dem Feuer der französischen Schützen von dem Geschütze der Belagerten rein.

Aber der Geist der französischen Truppen fing an, den rastlosen Anstrengungen, den immer neu zu übersteigenden Hindernissen zu unterliegen. Arbeit und Gefecht hatten ihre Kräfte erschöpft. Ihr Muth erlahmte an dem immer gleich begeisterten Widerstande ihrer Feinde, die aus ihrem Unglücke selbst noch größere Erbitterung schöpften. Die Tapfersten fielen. Mit täglich verminderten Schaaren rückten sie zum Angriffe aus, und noch war kaum ein Viertheil der Stadt gewonnen.

Das Entſetzliche eines Kampfes zwiſchen zermalmten Leichnamen und Brandſtätten, mit der Aſche der Verwundeten beſäet, welche die Flammen hilflos verzehrte, hatte auch den Unerſchrockenſten erſchüttert. Kaum erhielten die Vorſtellungen der Offiziere die Entmuthigten aufrecht. Laut ertönte in den Lagern der Ruf um Verſtärkung, um Ablöſung, wolle man nicht ſelbſt das Grab unter den Ruinen der Stadt ſich bereiten. — Weit entſetzlicher noch war die Lage der Saragoſſaner. Ihren Muth zwar hatte das Unglück nicht erſchöpft. Das Fortſchreiten ihrer Feinde in dem ſtets verengten Kreiſe ihrer Gegenwehre erhöhte die Kraft der ſtolzen, wetteifernden Gemüther. Aber der Körper erlag dem Übermaß der Drangſale, welchen der Geiſt beharrlich zu trotzen gewagt hatte. Fieberkranke, die mit den letzten Kräften ſich aus den Betten geriſſen, hielten auf den weniger bedrohten Poſten gegen unvorgeſehene Überfälle Wache, auf den Banquetten hingeſtreckt, zu ſchwach ſich aufrecht zu erhalten. Auf den Straßen ereilte Andere der Tod, wo ſie, das rühmlichere Ende unter dem Schwerte der Feinde zu finden, mit fruchtloſer Anſtrengung zum Kampfe ſich drängten. Mit Sterbenden waren die Häuſer gefüllt, welche die Franzoſen eroberten, und nicht um eine blühende glanzvolle Stadt mehr, um einen weiten Kirchhof ſchien man zu ſtreiten; nicht reiche Beute und üppige Ruhe nach dem Kampfe, ſondern der gleiche entſetzliche Untergang durch die verheerende Seuche ſchien des Siegers zu warten.

Dennoch blieb den Belagerern keine Wahl, und ein blutiger Hauptſchlag mußte nächſtens entſcheiden, ſollte nicht an langſamer Erſchöpfung die eigene letzte Kraft ſich verbluten. Sechs Angriffsgänge im Centrum

waren unter der Erde nach der linken Seite des Corso geführt worden. Zwei wurden von den Spaniern noch vor ihrer Vollendung entdeckt; der Eine, in Eile gefüllt, sprengte ein Haus jenseits der Straße; in dem zweiten fochten die Schanzgräber mit Säbel und Bajonette, bis die Belagerer sich genöthiget sahen, ihn zu verschütten. An ihrer Stelle wurden zwei neue eröffnet. Zwei waren gegen das Universitätsgebäude gerichtet. Am 18. sollte das Auffliegen der sechs Minenöfen das Zeichen zum allgemeinen Angriff und zum Sturm auf die Vorstadt geben, während die Bestürzung und der Schrecken der Erschütterung die Einwohner betäubte, und das Unternehmen begünstigte. Nur die beiden Minen gegen das Universitätsgebäude waren jedoch bis zum bestimmten Tage geendet, und jede mit 1500 Pf. geladen. Sie flogen mit einem fürchterlichen Knalle, und rissen die Mauern des Gebäudes in zwei weiten Öffnungen aus einander. Die Franzosen erstürmten die Bresche, und die Spanier räumten seine Trümmer und ihre letzte Traverse am Corso. Mit Bomben, die sie in die Gemächer rollten, trieben indeß die französischen Sappeurs, von den Pohlen unterstützt, die Belagerten durch Rauch und Flammen aus den Häusern am Sonnenthore, während das Ufer des Ebro vom Donner des Geschützes erbebte, das seit dem Anbruch des Morgens aus 50 Feuerschlünden von den Laufgräben um die Vorstadt, und aus der Batterie (Nr. 14) am rechten Ufer, die Losung zu einem entscheidenden Tage verkündete. Auf das Kloster S. Lazarus; nahe an der Ebrobrücke gelegen, hatten jene, diese auf die Brücke selbst und die Kehle der Vorstadt, ihr wüthendes Feuer gerichtet. Kaum schien der Feind durch den

von allen Seiten hereinbrechenden Hagel der Kugeln erschüttert, so rückte Gazan zum Sturme vor. Die leichten Truppen gewinnen zuerst die Häuser um S. Lazar; dann das Kloster; dann dringen sie an die Brücke; die Saragossaner, von ihrem Feuer und dem Geschütze jenseits des Ebro niedergeworfen, weichen zurück, und fliehen den Strom aufwärts. Nur 300 Mann stürzen durch die dichte Kugelsaat über die Brücke, und erreichen die Stadt; ihr Anführer, General Versages, fällt an ihrer Spitze, von einer Kugel getödtet. Gazan, nachdem er die Klöster S. Lazar und S. Elisabeth besetzt, eilt den Flüchtigen am Ebro nach. Seine Reiterei holt sie ein, und umringt und hilflos, von Kampf und Flucht erschöpft, strecken 2000 Mann die Waffen; General Manso wird mit ihnen gefangen; eben so viele als auf der Flucht sollen die Spanier an Todten, Verwundeten und Gefangenen im Gefechte der Vorstadt eingebüßt haben, während der ganze Verlust der Franzosen fünfzig Todte (?) betrug.

Durch das Glück des letzten Tages mit neuem Muthe belebt, erobern die Belagerer am 19. alle Häuser außer dem Walle am Steindamm des Ufers, die Dreifaltigkeit-Kirche zunächst der hohen Schule, und zwei Geschütze, die in einem Abschnitte der von der Kirche beherrschten Sepulchrinerstraße zurückgelassen werden müssen. Im Centrum fliegt ein Haus, mit 1600 Pf. Pulver untergraben, in die Luft, verbreitet Tod und Verwirrung unter den Spaniern, und begräbt 50 Mann der Besatzung mit 2 Obersten unter den Trümmern. Die ganze Gruppe von Wohnungen, zu der es gehört, wird von den Franzosen erobert. Saragossa's entscheidender Augenblick naht heran. Seit

mehreren Wochen bereits war auch Palafox, die Seele der Vertheidiger, der herrschenden Seuche unterlegen; er vermochte nicht mehr das Gewölbe zu verlassen, aus welchem dennoch sein Geist fortfuhr, die Geschäfte zu leiten, den Muth der Bürger aufrecht zu erhalten, die Streitenden zu begeistern. Bis aufs äußerste entkräftet, kaum mehr so fern noch der schwindenden Lebenskraft Meister, um dessen bewußt zu seyn, was außer seinem Zufluchtsorte vorging, übertrug er jetzt die Last, die ihn zu Boden gedrückt hatte, einer Junta der angesehensten Personen, Don Ric als Präsidenten an ihrer Spitze, die Befehlshaberstelle der Besatzung dem erprobten S. Marc. Aber schon hatte sich die Stadt in Meinungen und Wünsche, zuletzt in lauter Forderung getheilt. Übergabe verlangten die Einen; auf fortgesetzte Vertheidigung drangen die Andern. In dieser Verlegenheit rief die Junta den Kriegsrath zusammen, um das Letzte zu überlegen, was zur Gegenwehre möglich, zur Rettung nothwendig wäre. Aufgefordert ihre Meinung zu erklären, bekannten die Befehlshaber der verschiedenen Waffengattungen die Unmöglichkeit des ferneren Widerstandes. Auf 2822 Mann war die Besatzung, die Reiterei auf 62 Pf. geschmolzen; Munition und Pulver begannen zu mangeln; die Werke hatte des Feindes Feuer zerstört und vernichtet, und weder Hände noch Mittel gab es mehr, sie wieder herzustellen. Nur wenn noch Hoffnung zum Entsatze sich versprechen ließe, dann stimmte S. Marc für fortgesetzte Gegenwehre; allein Infantado, nach der Niederlage bei Ucles, sey gegen Murcia hinabgezogen; von Francesco Palafox hätten längst verschollene Nachrichten die Kunde gebracht, daß er in weiter Entfernung

zu Tolosa, wie Lazan um Gerona, neue Insurgentenschaaren werbe; aber Hilfe von ihnen zu erhalten, sey nimmermehr zu hoffen. Wirklich hatte Lazan, thätig und unverdrossen wie seine Brüder, die Überreste seiner Schaaren, die er von Saragossa zurück gebracht, durch Aufgebothe neu verstärkt, und fiel mit steten Überfällen in die Kantonirungen des Armeekorps, mit welchem Gouvion, wie oben gesagt, die Bewegungen Catalonien's und Valenzia's zur Sicherung der Belagerung von Saragossa bewachte. Endlich in den ersten Tagen des Februars wagte er es mit Macht, mit ungefähr 8000 Mann, die er zu Girona um sich versammelt, gegen Gouvion vorzubrechen; denn auch zu Tarragona und Tortosa hatte Reding sich wieder ein Heer von 16,000 Mann und 1000 Pferden gebildet, und rückte, mit ihm zusammenzustoßen, am Francoli und gegen Ignalada herauf. In fortwährenden Gefechten suchte Lazan am 9., 10. und 11. Februar, Pino's Division aus ihrer Stellung zu vertreiben, um der völligen Vereinigung mit Reding sich zu versichern. Mit stetem Mißgeschick und beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen, warf Lazan sich nach Lerida. — Auf Gouvions Befehl verbanden sich nun seine beiden Divisionen Pino und Souham, und rückten von Villa franca gegen Reding vor. Am 17. wurde General Castro, der den Vortrab zu Ignalada führte, von den beiden Divisionen angegriffen und in die Flucht getrieben. Redings Rückzug gegen den Francoli unter steten Gefechten, mit welchen er bald Tarragona zu decken, bald der Franzosen Verbindung mit Villa franca zu bedrohen bemüht war, erwarben ihm selbst das Lob der Feinde. — Am 22. Februar war Gouvion bis Vals am Trancoli vorge-

drungen, und die Diviſion Souham hatte ſich des Ortes bemeiſtert. Pino, der über Pla, Cabra und Sarcal vorrückte, erhielt ſchleunigen Befehl, zu der erſten zu ſtoßen; denn Reding, der durch dieſe Bewegungen Reus, eine der wichtigſten und reichſten Städte Cataloniens, bedroht ſah, hatte bei Montblanch in einer trefflichen, durch tiefe Sümpfe gedeckten Stellung Fuß gefaßt, und ſtand den Franzoſen ſchlagfertig im Geſichte. Nach täglichen kleineren Gefechten, brachen am 25. Morgens die Spanier aus ihrer Stellung vor, und warfen den franzöſiſchen Vortrab. Bis zur vierten Stunde Nachmittags hatte Gouvion die erſt eingetroffenen Truppen geordnet; dann drang er ſelbſt im Angriffe auf der Spanier Lager vor. An einer Stelle des Sumpfes, wo es ihn zu durchwaten möglich war, ſetzten die Voltigeurs des erſten leichten, des vierten und ſechsten Linienregiments, bis an den Gürtel im Waſſer, über. Das ſechste Linienregiment folgte, und erſtieg die Höhen. Die Spanier, von dieſer Seite umgangen, wichen den nun überall vordringenden Kolonnen. Ihre Reiterei gab ohne Schwertſtreich das Signal zur Flucht. Ihre Artillerie, ihre Munition und ihr Gepäck, mit 2 bis 3000 Todten und Verwundeten, blieben auf dem Schlachtfelde; eben ſo viele Gefangene wurden den Fliehenden abgenommen, die ſich nach Tarragona warfen. Reding rettete die Schnelligkeit ſeines Pferdes nach mehreren erhaltenen Wunden. Die Stadt Reus wurde von Souhams Diviſion am nächſten Tage beſetzt, und Gouvions Truppen bezogen geſichert von neuem ihre Kantonnirungen. — Hätte der Verſuch dieſes Heeres auch ein glücklicheres Ende gehabt, ſo war ſelbſt von dem Anfange der Unternehmung keine

Kunde bis in die belagerte Stadt gedrungen. Von der Lage der Dinge in ihrem Vaterlande kannten sie nur die ganze Fülle ihrer Rettungslosigkeit durch äußere Hilfe. Unter solchen Umständen die letzten Überreste der beklagenswerthen Stadt der Plünderung und all ihren Schrecknissen und Abscheulichkeiten preis zu geben, schien durch keinen Grund verantwortlich, der bis jetzt die blutige Vertheidigung rechtfertigen konnte. Am 19. Februar Abends erschien ein Parlamentär, von der Junta an den Marschall Lannes gesandt, in dem Hauptquartiere desselben am Monte Torrero, dem französischen Heerführer die Annahme seiner ersten Aufforderung unter den gleichen Bedingungen, und mit freiem Abzug der Besatzung mit bedeckten Wägen, anzubieten. — Mit Stolz und Härte ward er von dem Marschall zurückgewiesen. —

Am 20. brach der Tag unter dem furchtbarsten Donner des Geschützes aus allen Batterien der Belagerer an. Alle Kanonen und Mörser am rechten Ebroufer, und fünfzig Feuerschlünde, am Uferdamm der Vorstadt aufgeführt, schleuderten zahllose Bomben und Hohlkugeln in die noch uneroberten Viertel, und breiteten ein Feuermeer über die ganze Strecke der Häuser vom Sonnenthor bis zum Platze El Asco und der Madonna del Pilar. Unter Qualm und Rauch wälzten sich jetzt die stürmenden Kolonnen von Haus zu Haus, überstiegen die Abschnitte der Straße, und eroberten das Geschütz. Die Sturmglocke sammelte die letzte Kraft der Belagerten. Sie drangen vor, und boten Alles auf, des Verlorenen wieder Meister zu werden. Die Pohlen warfen sie aufs Neue. 5000 Pfund Pulver waren indeß in die sechs Minenöfen im Centrum

drungen, und die Diviſion Souham hatte ſich des Ortes bemeiſtert. Pino, der über Pla, Cabra und Sarcal vorrückte, erhielt ſchleunigen Befehl, zu der erſten zu ſtoßen; denn Reding, der durch dieſe Bewegungen Reus, eine der wichtigſten und reichſten Städte Cataloniens, bedroht ſah, hatte bei Montblanch in einer trefflichen, durch tiefe Sümpfe gedeckten Stellung Fuß gefaßt, und ſtand den Franzoſen ſchlagfertig im Geſichte. Nach täglichen kleineren Gefechten, brachen am 25. Morgens die Spanier aus ihrer Stellung vor, und warfen den franzöſiſchen Vortrab. Bis zur vierten Stunde Nachmittags hatte Gouvion die erſt eingetroffenen Truppen geordnet; dann drang er ſelbſt im Angriffe auf der Spanier Lager vor. An einer Stelle des Sumpfes, wo es ihn zu durchwaten möglich war, ſetzten die Voltigeurs des erſten leichten, des vierten und ſechsten Linienregiments, bis an den Gürtel im Waſſer, über. Das ſechste Linienregiment folgte, und erſtieg die Höhen. Die Spanier, von dieſer Seite umgangen, wichen den nun überall vordringenden Kolonnen. Ihre Reiterei gab ohne Schwertſtreich das Signal zur Flucht. Ihre Artillerie, ihre Munition und ihr Gepäck, mit 2 bis 3000 Todten und Verwundeten, blieben auf dem Schlachtfelde; eben ſo viele Gefangene wurden den Fliehenden abgenommen, die ſich nach Tarragona warfen. Reding rettete die Schnelligkeit ſeines Pferdes nach mehreren erhaltenen Wunden. Die Stadt Reus wurde von Souhams Diviſion am nächſten Tage beſetzt, und Gouvions Truppen bezogen geſichert von neuem ihre Kantonnirungen. — Hätte der Verſuch dieſes Heeres auch ein glücklicheres Ende gehabt, ſo war ſelbſt von dem Anfange der Unternehmung keine

Kunde bis in die belagerte Stadt gedrungen. Von der Lage der Dinge in ihrem Vaterlande kannten sie nur die *ganze Fülle* ihrer Rettungslosigkeit durch äußere Hilfe. Unter solchen Umständen die letzten Überreste der beklagenswerthen Stadt der Plünderung und all ihren Schrecknissen und Abscheulichkeiten preis zu geben, schien durch keinen Grund verantwortlich, der bis jetzt die blutige Vertheidigung rechtfertigen konnte. Am 19. Februar Abends erschien ein Parlamentär, von der Junta an den Marschall Lannes gesandt, in dem Hauptquartiere desselben am Monte Torrero, dem französischen Heerführer die Annahme seiner ersten Aufforderung unter den gleichen Bedingungen, und mit freiem Abzug der Besatzung mit bedeckten Wägen, anzubieten. — Mit Stolz und Härte ward er von dem Marschall zurückgewiesen. —

Am 20. brach der Tag unter dem furchtbarsten Donner des Geschützes aus allen Batterien der Belagerer an. Alle Kanonen und Mörser am rechten Ebroufer, und fünfzig Feuerschlünde, am Uferdamm der Vorstadt aufgeführt, schleuderten zahllose Bomben und Hohlkugeln in die noch uneroberten Viertel, und breiteten ein Feuermeer über die ganze Strecke der Häuser vom Sonnenthor bis zum Platze El Asco und der Madonna del Pilar. Unter Qualm und Rauch wälzten sich jetzt die stürmenden Kolonnen von Haus zu Haus, überstiegen die Abschnitte der Straße, und eroberten das Geschütz. Die Sturmglocke sammelte die letzte Kraft der Belagerten. Sie drangen vor, und boten Alles auf, des Verlorenen wieder Meister zu werden. Die Pohlen warfen sie aufs Neue. 5000 Pfund Pulver waren indeß in die sechs Minenöfen im Centrum

gebracht worden. Der Augenblick, wo ihr betäubender Aufflug den Reſt der unglücklichen Stadt der auf Sturm und Beute-harrenden Kolonne in die Hände liefern ſollte, nahte heran. — Da verbreitete ſich zwiſchen den Kämpfenden der Befehl, das Feuer einzuſtellen, und die furchtbaren Anſtalten zum Gräuel und Verwüſtung wurden widerrufen. Eine Deputation der Junta war bey dem Marſchall mit neuen Anträgen zur Übergabe erſchienen. Lannes verlangte nach Napoleons ſtrengem Ausſpruche unbedingte Ergebung. Die Standhaftigkeit der Abgeordneten ſiegte endlich über den hartnäckigen Stolz des Feldherrn. Eine Kapitulation wurde aufgeſetzt. Ihr vorzüglichſter Inhalt war: „Die Garniſon ſollte mit kriegeriſchen Ehren die Stadt verlaſſen, und nach abgelegten Waffen kriegsgefangen nach Frankreich geführt werden. Wer des Königs Dienſte nehmen wolle, würde nach Madrid gebracht. Das Eigenthum der Beſatzung und Einwohner ſolle heilig beachtet, die in den Regimentern ſtehenden Landleute ungeahndet nach Hauſe geſchafft, die freye Ausübung des Gottesdienſtes und der Landesgeſetze zugeſichert werden. Dem kranken Feldherrn ward die Freiheit ausbedungen, ſich den künftigen Aufenthalt nach eigenem Ermeſſen zu wählen.“ — Tapferer im Gefecht, als edel in der Erfüllung zugeſtandener Bedingungen, ſcheinen die Sieger ſich nach der Übergabe bewieſen zu haben. Ihre öffentlichen Blätter widerſprachen der Bewilligung jedes Vertrages, und ſprachen nur von unbedingter Ergebung. Die Truppen befleckten ihre Hände mit Plünderung und Gewaltthätigkeiten, und Raub und Erpreſſungen erhöhten den Jammer der Stadt, der ſie mit Achtung und Ehrfurcht hätte erfüllen ſollen. Palafox, einer Leiche

mehr als einem Lebenden ähnlich, ward nach Frankreich geführt, um in einem Staatsgefängniſſe das Verbrechen zu büßen, ein treuer Bürger und der Held ſeines Vaterlandes geweſen zu ſeyn. —

Noch erhoben ſich bei der Rückkehr der Abgeordneten laute Stimmen für Fortſetzung des Kampfes, und die ernſtlichſten Anſtalten mußten getroffen werden, gefährlichen Unordnungen vorzubeugen, welche im Volke auszubrechen drohten. Das Anſehen der Junta und ihre Vorkehrung erhielten die Ruhe, und am nächſten Morgen (21. Februar) zog die Beſatzung aus der Stadt. 12,000 Mann ungefähr wankten entkräftet, den Keim der Seuche, der noch ſpäter die meiſten hinwegraffte, in den Adern, und den Gram der Unterwerfung im Herzen, aus dem Portillo-Thore, und ſtreckten die Waffen, die ſie ſo ruhmvoll getragen. Die Franzoſen beſetzten die Stadt und das Fort. 113 Geſchütze fanden ſie noch auf den Wällen; Munition beinahe keine mehr; von Lebensmitteln waren noch Vorräthe an Wein, Öhl und Getreide vorhanden. — Furchtbar war der Anblick der eroberten Stadt. Der vierte Theil ihres Flächeninhaltes, mit den Waffen in der Hand errungen, war ein wüſter qualmender Schutt und Aſchenhaufen, mit Leichen überſäet: der übrige Theil, von Bomben zerſchmettert, von den Flammen ausgebrannt, die Wände durchbrochen, und, mit vermauerten Thoren und Fenſtern, keinem bewohnten Aufenthalt mehr gleichend, bot ein eben ſo ſchaudervolles Bild der Verwüſtung und des Jammers. Sechstauſend Todte lagen noch unbeerdigt auf den Straßen. Die Lebenden, die noch mit den letzten Kräften das Freie zu gewinnen vermochten, flohen die verpeſtete Stätte. Tiefe Grabesſtille folgte ſchnell

auf den wilden Lärm und das Getümmel des Kampfes. 54,000 Menschen jedes Alters und Geschlechtes hatten Krankheit, Wunden und Flammen von den Bewohnern hinweggerafft; 1000 starben noch in den nächsten Tagen nach der Übergabe, und bis an Frankreichs Gränze geleitete die Pest ihre unglücklichen Opfer, an Siegern und Besiegten mit gleicher Strenge die an der Menschheit begangenen Gräuel rächend. Die Ersteren blieben von ihrem Gifthauch nicht verschont; den Divisionsgeneral Morlot ereilte der Tod zu Bayonne. Lannes sah sich gezwungen, um den Untergang seines Heeres zu vermeiden, die nothdürftigste Besatzung ausgenommen, seinen Truppen den Zutritt des verderblichen Kreises streng zu verwehren, „noch," wie Cabaleros sich ausdrückt, „den Leichnam Saragossa's mit Ehrfurcht scheuend, als ihn längst seine Vertheidiger verlassen." —

Die ganze Belagerung hatte zwei und fünfzig Tage von der Eröffnung der Laufgräben angefangen, neun und zwanzig Tage zum Angriff gegen die Werke, drei und zwanzig Tage im Häuserkriege, gewährt; 16,000 Bomben, zahllose Kugeln und Granaten nicht gerechnet, hatten die Stadt überschüttet; 45,000 Pfund Pulver, nur für den unterirdischen Krieg verwendet, hatten ihre tiefsten Grundfesten aufgewühlt, und die Giebel ihrer Wohnung über sie herabgeschleudert. — Selbstentsagung aus der Liebe zum Vaterlande und dem Hasse seiner Unterdrücker, die heldenmüthigste Aufopferung mit standhafter Ausharrung gepaart, und eine Tapferkeit, welche an die fabelhaften Erzählungen der Vorzeit gränzet, erwarben sich die staunende Ehrfurcht der Welt. Aber nicht geringere Bewunderung

verdiente auch der Muth und die ausdauernde Standhaftigkeit der Truppen, die ohne den Antrieb ungewöhnlicher Begeisterung, sich selbst verläugnend, nur dem Gebothe der Ehre und dem strengsten Pflichtgefühle folgend, solchen Gegnern sich entgegenzustellen versuchten, und durch den ruhmvollen Erfolg den neuen Beweis gaben, daß Kriegszucht und der klug gelenkte kriegerische Geist selbst die Wunder der höchsten Begeisterung durch kalte Unerschrockenheit aufzuwiegen vermögen. — Von den Vertheidigern Saragossa's waren 26,000, unter ihnen 500 Offiziers, von den Belagerern 3000 Mann im Gefechte gefallen. 300 Mann büßten diese allein an Minengräbern und von den Sappeurcompagnien ein. Von 40 Offiziers vom Geniecorps fanden 27 in den Laufgräben und bei den Stürmen den Tod oder tödtliche Wunden. — Die Überreste des 116. und 121. Regiments geleiteten die gefangene Besatzung und ihren Feldherrn nach Frankreich. General Leval ward zum Kommandanten von Saragossa ernannt. Den Truppen ward eine augenblickliche Ruhe nach den ungeheuersten Anstrengungen gegönnt. —

Mit dem Fall von Saragossa schwand das stolze Losungswort, das noch den Muth der Spanier aufrecht erhalten, und das sie den Siegern von Espinosa und Burgos, von Tudela und Somosierra, entgegenzuhalten vermochten. Wie sich dort ihre Hoffnung an tiefen Wunden verblutet hatte; wie ihr vernachlässigter Bundesgenosse zu Corunna die eigene Rettung nur mit dem theuersten Blute errang; wie die stolze Hauptstadt und ganze Königreiche in dumpfer Unterwürfigkeit dem Sieger huldigten, und die letzten Trümmer ihrer Heere machtlos am Tagus, in den Ge-

birgen von Cuença, und an den Ufern des Lobregat und Francoli zerſtoben, da war es jetzt mit dem Untergang und dem warnenden Beiſpiel des neuen Sagunts um die Freiheit der Halbinſel, vielleicht auf eine unberechenbare Zukunft, geſchehen, ſtand die Rieſenmacht, die ein ſo großes Werk in weniger Monden Friſt vollführte, dieſelbe noch auf Spaniens Boden; drohten dieſelben Kräfte noch nach Portugal und nach dem Süden hin; wälzten die Maſſen, beſtimmt Arragonien und Valenzia zu unterwerfen, jetzt, nach Saragoſſa's und Barcellona's ungefährdetem Beſitze, ſich bis an Gata's Vorgebirg herab. — Allein die Lage der Dinge hatte ſich gewendet. Die Heeresmaſſen, die zu Valladolid und Burgos und Vittoria, bei den Siegesbothen ihrer Brüder vor Corunna, des Winkes zu eigenen neuen Thaten harrten; die gewaltigen Züge, die ſich auf den Straßen nach Bayonne, und an den Ufern der Rhone bis zum Meerbuſen von Lyon, gegen Spaniens Gränze drängten; ſie folgten in dieſem Augenblicke ſchon einem ganz verſchiedenen Ziele. Nicht mehr auf ſpaniſchem Grunde traf den Eroberer die ungeduldig lang erwartete Nachricht von Saragoſſa's Übergabe. Auf dem Marſche nach weit entfernten Kämpfen waren ſeine Garden ſchon von dem erfochtenen Boden aufgebrochen, und zogen den entgegenſetzten Marken ſeiner Reiche zu. Abtheilungen von allen Heereskörpern folgten ihnen nach, und was noch Spaniens Gränze nicht erreicht, erhielt zur ſchleunigſten Rückkehr geflügelte Befehle. Zu Lyon ſchon waren Molitor und Boudet umgekehrt. Beſſiéres, Moncey, Lefevre, Lannes, einer um den andern abberufen von dem Felde, wo er nur leichte und glänzende Lorbern ſich noch zu winden

hoffte, flogen nach fernen Richtungen, wohin Napoleons Befehl sie eilen hieß, und durch Beförderungen und Ehrenzeichen zu frischen Thaten aufgemuntert, folgte die Mehrzahl seiner Generale.

Wichtig für Europa's Loos, so wichtig vielleicht wie der Entscheidungskampf auf Leipzigs Siegesfelde, war der Moment, wo Er, der so gewohnt war, durch Überraschung Alles zu besiegen, zum ersten Male selbst überrascht, die winkende Frucht des Sieges, den neuen Raub der Ungewißheit, mit dem bittersten Gefühl getäuschter Zuversicht sich entschlüpfen lassen mußte; wo aus den Träumen riesenhaft gelungener Plane die Stimme neuerdings ihn weckte, die, für die Erhaltung fremder Freiheit und eigener Würde, so oft ihn zum Kampfe in die Schranken gerufen, und, jedem Unrecht feind, der eigenen Gefahr nicht achtend, stets aufs Neue ihm den blutigen Handschuh warf. — Nicht vergebens hatte Spanien, hatte mit alter Anhänglichkeit und Hoffnung Arragonien nach Östreich hingesehen. Dessen Rüstungen schallten immer vernehmlicher über die Pyrenäen, und des Eroberers Bewußtseyn beantwortete ihm die Frage zweifellos, daß nur gegen den Eroberer sich Östreich rüste.

Zu Valladolid erreichte ihn die Gewißheit. Nicht zweifelnd, daß es da auch vollen Ernst gelten würde, wo es schimpflich wäre, mit halbem Ernste nur zu wollen, war ihm das allerkostbarste nun die Zeit; denn fühlte er sein stolzes Werk vernichtet, so sollte auch die schnellste Ahndung ihn an denen rächen, die die Schuld der getäuschten Hoffnung trugen. Schon am 24. Jänner traf Napoleon in seiner Hauptstadt ein, um zum neuen Kriege alle Federn anzuspannen, und in thätige Bewe-

auf den wilden Lärm und das Getümmel des Kampfes. 54,000 Menschen jedes Alters und Geschlechtes hatten Krankheit, Wunden und Flammen von den Bewohnern hinweggerafft; 1000 starben noch in den nächsten Tagen nach der Übergabe, und bis an Frankreichs Gränze geleitete die Pest ihre unglücklichen Opfer, an Siegern und Besiegten mit gleicher Strenge die an der Menschheit begangenen Gräuel rächend. Die Ersteren blieben von ihrem Gifthauch nicht verschont; den Divisionsgeneral Morlot ereilte der Tod zu Bayonne. Lannes sah sich gezwungen, um den Untergang seines Heeres zu vermeiden, die nothdürftigste Besatzung ausgenommen, seinen Truppen den Zutritt des verderblichen Kreises streng zu verwehren, „noch," wie Caballeros sich ausdrückt, „den Leichnam Saragossa's mit Ehrfurcht scheuend, als ihn längst seine Vertheidiger verlassen." —

Die ganze Belagerung hatte zwei und fünfzig Tage von der Eröffnung der Laufgräben angefangen, neun und zwanzig Tage zum Angriff gegen die Werke, drei und zwanzig Tage im Häuserkriege, gewährt; 16,000 Bomben, zahllose Kugeln und Granaten nicht gerechnet, hatten die Stadt überschüttet; 45,000 Pfund Pulver, nur für den unterirdischen Krieg verwendet, hatten ihre tiefsten Grundfesten aufgewühlt, und die Giebel ihrer Wohnung über sie herabgeschleudert. — Selbstentsagung aus der Liebe zum Vaterlande und dem Hasse seiner Unterdrücker, die heldenmüthigste Aufopferung mit standhafter Ausharrung gepaart, und eine Tapferkeit, welche an die fabelhaften Erzählungen der Vorzeit gränzet, erwarben sich die staunende Ehrfurcht der Welt. Aber nicht geringere Bewunderung

verdiente auch der Muth und die ausdauernde Standhaftigkeit der Truppen, die ohne den Antrieb ungewöhnlicher Begeisterung, sich selbst verläugnend, nur dem Gebothe der Ehre und dem strengsten Pflichtgefühle folgend, solchen Gegnern sich entgegenzustellen versuchten, und durch den ruhmvollen Erfolg den neuen Beweis gaben, daß Kriegszucht und der klug gelenkte kriegerische Geist selbst die Wunder der höchsten Begeisterung durch kalte Unerschrockenheit aufzuwiegen vermögen. — Von den Vertheidigern Saragossa's waren 26,000, unter ihnen 500 Offiziers, von den Belagerern 3000 Mann im Gefechte gefallen. 300 Mann büßten diese allein an Minengräbern und von den Sappeurcompagnien ein. Von 40 Offiziers vom Geniecorps fanden 27 in den Laufgräben und bei den Stürmen den Tod oder tödtliche Wunden. — Die Überreste des 116. und 121. Regiments geleiteten die gefangene Besatzung und ihren Feldherrn nach Frankreich. General Leval ward zum Kommandanten von Saragossa ernannt. Den Truppen ward eine augenblickliche Ruhe nach den ungeheuersten Anstrengungen gegönnt. —

Mit dem Fall von Saragossa schwand das stolze Losungswort, das noch den Muth der Spanier aufrecht erhalten, und das sie den Siegern von Espinosa und Burgos, von Tudela und Somosierra, entgegenzuhalten vermochten. Wie sich dort ihre Hoffnung an tiefen Wunden verblutet hatte; wie ihr vernachlässigter Bundesgenosse zu Corunna die eigene Rettung nur mit dem theuersten Blute errang; wie die stolze Hauptstadt und ganze Königreiche in dumpfer Unterwürfigkeit dem Sieger huldigten, und die letzten Trümmer ihrer Heere machtlos am Tagus, in den Ge-

gung nach einem Ziele zu verſetzen. Was daher von dem frühern Zwecke jetzt nur halb entbehret werden konnte, mußte raſch und augenblicklich dahin gewendet werden, wo es die nähere Entſcheidung galt. Der ſpätern Zukunft ſollte es aufbehalten bleiben, das Begonnene zu enden. Geſchloſſen hatte für den Augenblick die gebiethende Nothwendigkeit den Feldzug, der mit Rieſenſchritten angefangen, ein Rieſenziel am Ende ſeiner Bahn ſich vorgeſetzt. Was die geringere Macht, beſtimmt indeß, das ſchon Errungene zu bewahren, und nach Vermögen neue Beſitze zu erringen, unter anderer Führung zu leiſten angewieſen war, und was ſie davon geleiſtet, gehört der Erzählung des folgenden Abſchnittes.

II.

Briefe aus Würtemberg

über die

neue Organiſation der königl. würtembergiſchen Armee.

1.

Gewiß würde Keiner unſerer Kriegskameraden aus den letzten Feldzügen uns Würtemberger wieder erkennen, wenn wir, nach einem Zeitraume von zwei Jahren, jetzt wieder beim Bundesheer erſchienen. Denn ſeit dem Ableben König Friedrichs haben wir Kleidung, Waffen, Benennungen und Reglements gegen neue vertauſcht, und nur der alte Volksname und unſer militäriſcher Ruf iſt uns geblieben.

Auffallend waren manche Veränderungen beſonders deßhalb, weil aller Unterſchied zwiſchen der früher ſo vornehm gehaltenen Garde und den Feldregimentern aufhörte; eben ſo weil Uhlanen, Jäger, Grenadiere zu Pferd, Dragoner und Chevauxlegers, Linien-Infanterie, leichte Infanterie ꝛc. ihre Abzeichen der beſondern Bewaffnung verloren, und dieſe nur überhaupt Reiterregimenter und Infanterieregimenter genannt wurden.

Gleich beim Regierungsantritt unſers jetzigen Königs Wilhelm gab dieſer der dringenden Nothwendigkeit einer Reitereiverminderung nach, und ſetzte ſie nicht nur von ſechs auf vier Regimenter — das Regiment zu vier Schwadronen, — ſondern auch die Stärke der Schwa-

dron in Friedenszeiten von 100 auf 85 Pferde herab. Aus dreizehn wurden acht Infanterieregimenter — das Regiment zu zwei Bataillone und 8 Kompagnien — gebildet, dagegen der Stand einer Kompagnie, welches ehemals oft nur 18 (!!) Soldaten betrug, bis zu 50 erhöht.

Den Dienst um den König versieht eine Schwadron Leibgarde. Als Pflanzschule für sehr tüchtige Ordonanzen des Hauptquartiers, und zugleich als Ehrenkorps, besteht noch die sogenannte Feldjäger-Schwadron.

Dem Generalstabe und der Artillerie, die sich schon früher vor andern Regimentern durch eine größere Zahl gebildeter Offiziere auszeichneten, vom König Friedrich aber nicht sehr begünstigt wurden, widerfuhr nun beim jetzigen König die Ehre, daß er sie seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und ziemlich bedeutende Summen zur Vervollkommnung dieser Korps anwies. Sie erhielten einen großen Zuwachs von ausgewählten Offizieren der Infanterie und Reiterei. Der Generalstab besteht gegenwärtig aus 22 Offizieren, von denen ein Ingenieurhauptmann die Sappeurskompagnie kommandiert. — Die reitende Artillerie ist das einzige Korps, welches immer noch denselben Stand von drei Batterien seit 1809 behielt. Die Fußartillerie wurde von 8 auf 5 Kompagnien vermindert, worunter für den Zeughausdienst eine als Garnisons-Artilleriekompagnie benannt ist. Dagegen wurde der Stand einer Kompagnie von 40 bis 96 Mann, sowohl bei der reitenden als bei der Fuß-Artillerie erhöht, und zwei stehende Trainkompagnien, jede zu 85 Pferden, errichtet. Der Pferdestand der reitenden Artillerie ist der dritte Theil ihres

II.

Briefe aus Würtemberg

über die

neue Organiſation der königl. würtembergiſchen Armee.

1.

Gewiß würde Keiner unſerer Kriegskameraden aus den letzten Feldzügen uns Würtemberger wieder erkennen, wenn wir, nach einem Zeitraume von zwei Jahren, jetzt wieder beim Bundesheer erſchienen. Denn ſeit dem Ableben König Friedrichs haben wir Kleidung, Waffen, Benennungen und Reglements gegen neue vertauſcht, und nur der alte Volksname und unſer militäriſcher Ruf iſt uns geblieben.

Auffallend waren manche Veränderungen beſonders deßhalb, weil aller Unterſchied zwiſchen der früher ſo vornehm gehaltenen Garde und den Feldregimentern aufhörte; eben ſo weil Uhlanen, Jäger, Grenadiere zu Pferd, Dragoner und Chevauxlegers, Linien-Infanterie, leichte Infanterie ꝛc. ihre Abzeichen der beſondern Bewaffnung verloren, und dieſe nur überhaupt Reiterregimenter und Infanterieregimenter genannt wurden.

Gleich beim Regierungsantritt unſers jetzigen Königs Wilhelm gab dieſer der dringenden Nothwendigkeit einer Reitereiverminderung nach, und ſetzte ſie nicht nur von ſechs auf vier Regimenter — das Regiment zu vier Schwadronen, — ſondern auch die Stärke der Schwa-

dron in Friedenszeiten von 100 auf 85 Pferde herab. Aus dreizehn wurden acht Infanterieregimenter — das Regiment zu zwei Bataillone und 8 Kompagnien — gebildet, dagegen der Stand einer Kompagnie, welches ehemals oft nur 18 (!!) Soldaten betrug, bis zu 50 erhöht.

Den Dienst um den König versieht eine Schwadron Leibgarde. Als Pflanzschule für sehr tüchtige Ordonanzen des Hauptquartiers, und zugleich als Ehrenkorps, besteht noch die sogenannte Feldjäger-Schwadron.

Dem Generalstabe und der Artillerie, die sich schon früher vor andern Regimentern durch eine größere Zahl gebildeter Offiziere auszeichneten, vom König Friedrich aber nicht sehr begünstigt wurden, widerfuhr nun beim jetzigen König die Ehre, daß er sie seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und ziemlich bedeutende Summen zur Vervollkommnung dieser Korps anwies. Sie erhielten einen großen Zuwachs von ausgewählten Offizieren der Infanterie und Reiterei. Der Generalstab besteht gegenwärtig aus 22 Offizieren, von denen ein Ingenieurhauptmann die Sappeurskompagnie kommandiert. — Die reitende Artillerie ist das einzige Korps, welches immer noch denselben Stand von drei Batterien seit 1809 behielt. Die Fußartillerie wurde von 8 auf 5 Kompagnien vermindert, worunter für den Zeughausdienst eine als Garnisons-Artilleriekompagnie benannt ist. Dagegen wurde der Stand einer Kompagnie von 40 bis 96 Mann, sowohl bei der reitenden als bei der Fuß-Artillerie erhöht, und zwei stehende Trainkompagnien, jede zu 85 Pferden, errichtet. Der Pferdestand der reitenden Artillerie ist der dritte Theil ihres

Bedarfs im Kriege, nämlich 40 Pferde. Die Artillerie hat ferner in Friedenszeiten alle zum Kriegsſtand gerechnete Offiziere, dagegen die Infanterie und Reiterei nur die Hälfte, nämlich zwei Lieutenants pr. Schwadron und einen pr. Kompagnie.

Das früher beſtandene Garniſonsregiment iſt bis auf zwei Kompagnien, von derſelben Stärke wie die der Infanterie, vermindert.

2.

Der Kriegsſtand und der größere Friedensſtand der Mannſchaft ſtehen in vollkommener Harmonie mit dem Rekrutirungsſyſtem und der Kapitulationszeit. Letztere iſt bei allen Waffengattungen ſechs Jahre, von welchen jeder Mann bei der Reiterei die zwei erſten Jahre in Garniſon Dienſte thut, für die beiden nächſten Jahre beurlaubt, und unter der Ergänzungsmannſchaft des Kriegsſtandes geführt wird. Bei der Infanterie iſt jeder Rekrut ein Jahr beim Regiment gegenwärtig, ein Jahr im größern Friedensſtand, und zwei Jahre im Kriegsſtand begriffen. Bei der Artillerie ſind die Kanoniere erſter Klaſſe vier Jahre, und die Kanoniere zweiter Klaſſe ein Jahr beim Regiment, ſonſt aber in gleichem Verhältniß mit den Soldaten der Infanterie. — Die beiden letzten Jahre ſeiner Kapitulation bleibt der Soldat für den Landwehrdienſt verbindlich. Das Geſetz iſt aber ſeiner bürgerlichen Niederlaſſung, ſelbſt der Auswanderung, zu Friedenszeiten nicht entgegen.

Hieraus ergibt ſich nun ſogleich der Kriegsſtand für alle drei Waffen. Bei der Reiterei iſt er doppelt ſo groß wie der Friedensſtand, nämlich die Schwadron 170 Mann. Bei der Infanterie iſt derſelbe das Vierfache des Friedensſtandes, nämlich die Kompagnie 200

Gemeine. Bei der Artillerie iſt die Zahl der Kanoniere erſter Klaſſe im Frieden und Kriege gleich ſtark, nämlich 32 bei jeder Kompagnie; die Kanoniere zweiter Klaſſe werden aber von 28 aufs Vierfache vermehrt, d. i. 112. Hierdurch wird eine Artilleriekompagnie, die 8 Geſchütze bedient, mit Offizieren, Obermännern, Ober-Kanonieren u. ſ. w. 180 Mann ſtark, mit Ausſchluß des Trains. Zwiſchen dem Mannſchaftsſtand einer reitenden und einer Fußbatterie iſt kein Unterſchied. — Der Artillerie- und Armeetrain beſtehen im Kriege aus zwei Bataillons, zuſammen 1120 Mann und 1919 Pferde.

Auf dieſe Art iſt im Frieden ſchon die ganze Mannſchaft aufs genaueſte beſtimmt, die ſich im Kriege unter den Fahnen zu ſammeln hat, und es laſſen ſich bei der Ausführung dieſes Planes für die Zukunft nicht die geringſten Schwierigkeiten vorausſehen. Das einzige Unangenehme, was daraus hervorgeht, zeigt ſich bei Beſetzung der Unteroffiziersſtellen. Es iſt im würtembergiſchen Militär angenommen, daß derjenige, welcher zum Grad eines Obermanns oder Rottenmeiſters, — ſo werden bei uns jetzt die Unteroffiziere und Gefreite genannt, — vorgerückt iſt, ſeine vollen ſechs Jahre bei der Fahne bleiben muß. Wenn nun die Leute ihr erſtes Jahr hindurch gutwillig Dienſte geleiſtet haben, ſo lehnen ſie das Vorrücken häufig ab, und ſehr brauchbare Männer werden dann nicht ſelten von ihren Vorgeſetzten gezwungen, in eine höhere Stelle vorzurücken.

3.

Die meiſten Regimenter haben bereits ſchon ihre neuen Uniformen. Das Hauptaugenmerk bei ihrer Einführung war beim Soldaten auf zweckmäßige Einfach-

heit und Dauerhaftigkeit, beim Offiziere dagegen auf Vermeidung des Luxus und der auffallenden Kenntlichkeit vor der Front ihrer Leute, gerichtet. In der That hat auch die neue Kleidung dieſen Forderungen ganz entſprochen. Vergebens ſpäht lange Zeit das verwöhnte Auge nach den in der Linie ſtehenden Offizieren. Nur ganz nahe erkennt man ſie an der Schärpe oder an den Panzer-Epaulets; denn die Rockfarbe und Einfachheit des Schnittes ſind bis auf das Kleinſte denen des Soldaten gleich.

Das würtembergiſche Militär hat königsblaue Uniformen. Alle Generale, ſelbſt der König und die Prinzen, tragen dieſe Farbe. Die Kleidung des Reiters und des Kanoniers unterſcheidet ſich von der des Infanteriſten in gar nichts, als daß erſtere zwey rothe Nähte über den Rücken und die Ermel hinab haben. Der Unterſchied der Aufſchläge und Kragen bei den Regimentern hat aufgehört. Die vier Reiterregimenter ſind ganz gleich in der Kleidung, unterſcheiden ſich aber dennoch, wie bei der öſtreichiſch-ungariſchen Kavallerie, durch die Farbe ihrer Eſako's. Bei der Infanterie hat eine Diviſion, — beſtehend aus vier Regimentern, — rothe, die andern gelbe, die Artillerie und Sappeurs roth eingefaßte ſchwarze Kragen und Aufſchläge. Die Leibgarde iſt durchaus nicht weniger einfach, wie die andere Reiterei; ſie iſt dunkelblau gekleidet, und hat in Gala ſcharlachrothe Spenzer. Zur Kopfbedeckung hat die Garde niedere runde Bärenmützen ohne Verzierung, Kalpak genannt. Die Feldjäger-Schwadron, die reitende Artillerie und das erſte Reiterregiment haben eben ſolche Bärenmützen. Bei den übrigen Reiterregimentern, der

Fuß-Artillerie und Infanterie ist die Kopfbedeckung ein Csako nach französischer Art.

Bei Offizier und Soldaten ist eine Sommer- und eine Winter-Uniform eingeführt; außer diesen blieb aber der Reiterei sowohl, wie der Infanterie, der bisher gebräuchlich gewesene Mantel. Die Sommer-Uniform ist ein vorne über einander gehender Spenzer mit Haften, worauf nicht ein einziger Knopf oder sonst eine Verzierung angebracht ist. Im Spätjahr und Winter trägt Alles bis an die Knie reichende pohlnische Röcke, ebenfalls nur mit Haften, die Kuttka genannt werden. Im Dienst tragen die Offiziere noch eine roth und schwarz durchwirkte seidene Schärpe, die Mannschaft einen königsblauen Gürtel. Die Kamaschen sind abgeschafft; dagegen trägt die Infanterie, wie die andern Waffengattungen, königsblaue Überhosen, und Bundschuhe. Die Beinkleider der Reiterei sind mit Tuch besetzt. Der Infanterist erhält zu seiner übrigen Kleidung ein Paar Unterhosen.

An der Kleidung der Offiziere ist nichts Kostbares als ein Paar Achselpanzer (Epaulets), die bei der Artillerie und Infanterie vom Silber, und bei der Reiterei vergoldet sind. An diesen erkennt man die Grade. Die Rittmeister oder Hauptleute erster und zweiter Klasse unterscheiden sich aber nicht mehr wie früher durch diese Auszeichnung, eben so wenig die Lieutenante und Oberlieutenante. Bei der Reiterei trägt die Mannschaft die Panzer von derselben Form aus Messing, die Infanterie hat tüchene Achselbänder von der Farbe des Aufschlages, mit der Nummer der Kompagnie (1 bis 8) darauf.

4.

Von den Offizieren aller Waffen wird außer Dienst und zu Hofe ein Frack mit Nummern-Knöpfen und den *Regiments*-Aufschlägen getragen. Der Schnitt desselben ist russisch. Die Bewaffnung des Infanterie-Offiziers ist ein Säbel, der an einer breiten, weiß lackirten Kuppel über die Schulter hängt. Bei der Reiterei ist der Säbel des Offiziers derselbe wie bei der Mannschaft. Eben so unterscheidet sich die Kopfbedeckung des Offiziers in nichts Wesentlichem von der des Soldaten. Degen werden gar keine mehr getragen, außer von den Generalen der Infanterie. Selbst bei Hofe erscheint man in Schuhen und Strümpfen mit dem Säbel.

Nur die Abschaffung des Portepées mißfiel an der neuen Dienstkleidung der Offiziere. An dessen Stelle wird jetzt eine schwarz und roth gewirkte anderthalb Spannen lange Schnur mit einer Eichel getragen. Von den Hüten, die man in der Linie beinahe gar nicht mehr sieht, wurden Federbüsche, silberne Stern und Cordons entfernt, und nur eine gelbe oder aus Silber geschlagene Hutschleife mit roth und schwarzseidenen Cordons eingeführt. Die Generale, und selbst der König, tragen keine Federhüte mehr, sondern nur eine einfache Bullions-Schleife und Cordons von Gold. Auch haben sie, nebst den Offizieren des Generalstabes und den Adjutanten des Königs, kleine schwarze Federbüsche. Gestickte Uniformen sind nur zum Staate bei der Generalität und den Adjutanten des Königs üblich.

Da bei uns die Exerzierzeit nicht wie sonst vier oder sechs Wochen, sondern eigentlich das ganze Jahr

hindurch dauert, ſo ſind die neuen ruſſiſchen Ordonanzmützen eine Erleichterung für die Mannſchaft, und bei der Reiterei auch für den Offizier; denn ſie werden zu allem Exerzieren Vormittags oder wenn ſonſt eine Übung oder Unterweiſung innerhalb der Kaſerne iſt, getragen. Bei der Reiterei ſind dieſe Mützen weiß, bei der Infanterie königsblau, und ſtehen, wie überhaupt das Ganze, recht gut zu dem Anzuge des Mannes.

Wie genau man auf den vorgeſchriebenen Uniformsſchnitt ſieht, beweiſt die gedruckte Verordnung, in welcher alle Kleidungs- und Armaturſtücke für Offiziers und Soldaten in Zoll und Linien ausgemeſſen ſind. Nach dieſer Verordnung und den geſiegelten Probkleidungsſtücken muß bei jedem Regimente eine Kommiſſion von fünf Offizieren dem einzelnen Mann ſeine Kleidung anmeſſen laſſen, und dieſe wird der Kompagnie nicht früher übergeben, bis die Kommiſſion ſie für probmäßig erkannt hat. Bei einer ſolchen Pünktlichkeit mag nun der früher ſo im Gebrauch geweſene Ausdruck: „neumodiſche und altmodiſche Uniformen" bald ganz abkommen; denn ſogar im kleinſten wird der Buchſtabe der Kleidungsvorſchrift befolgt.

5.

Das erſte Glied der würtembergiſchen Reiterei iſt mit Lanzen bewaffnet. Um aber in Friedenszeiten die ganze Mannſchaft im Lanzen-Exercitium üben zu können, iſt den Regimentern kürzlich der Beſitzſtand an Lanzen auf den Kriegsfuß übergeben worden, wodurch auf die Dauer des Friedens beide Glieder damit verſehen werden. Nebſt der Lanze hat der Reiter noch den Säbel, den Karabiner und eine Piſtole. Auf der rechten Seite iſt ſtatt der zweiten Piſtole eine Halfter

für das Putzzeug angebracht. Das Sattelzeug und die Zäumung ſind beinahe eben ſo wie bei der öſtreichiſchen Kavallerie, und das der Offiziere, bis zum Oberſten eingeſchloſſen, dasſelbe wie beim Reiter; ſogar auch die Mantelſäcke mit der Nummer des Regiments haben jene im Dienſt. Bei der Mannſchaft ſind dieſe etwas groß, weil immer entweder Rock oder Spenzer eingepackt werden muß. Übrigens kann der Spenzer bequem zu Winterszeit auch unter dem Rock getragen werden.

Die Schabraken ſollten anfänglich von ſchwarzem Schafpelz verfertigt werden. Vorſtellungen, daß ſie für den gemeinen Reiter nicht dauerhaft genug wären, haben aber bewirkt, daß die Reiterregimenter große Schabraken von königsblauem Tuch bekamen. Die Garde und reitende Artillerie haben ſie jedoch von ſchwarzem Pelz beibehalten.

Der Zuſtand der Pferde der würtembergiſchen Reiterei iſt ſchlecht. Der beſtändige Wechſel der Mannſchaft durch Beurlaubung, die deßhalb ſo nöthigen Übungen auf der Reitſchule, und ein unausgeſetztes Exekzieren haben innerhalb zwei Jahren den größten Theil derſelben ruinirt. Der König iſt aber geneigt, pohlniſche Remonten, das Stück für 38 Dukaten, zu kaufen.

Der bei unſerer Reiterei eingeführte Ordonanz-Karabiner iſt der franzöſiſche. Die Schützen haben beſondere mit gezogenen Läufen, jedoch von demſelben Kaliber. Das Exercitium mit dem Karabiner iſt ganz franzöſiſch. — Die Lanze iſt eine Nachahmung der ruſſiſchen, zehn Fuß langen. Das Exercitium mit derſelben iſt das der öſtreichiſchen Uhlanen. Anfänglich hatte bloß die Garde roth und ſchwarze Flaggen daran,

und die Regimenter nicht. Als aber das zweite Glied der Reiterei Lanzen bekam, so wurden auch die Flaggen allgemein eingeführt.

Zur höheren Ausbildung der Obermänner in der Reitkunst und zur Aufsicht über die Dressur der Remontpferde ist bei jeder Brigade ein Stallmeister eingetheilt.

6.

Eine eigenthümliche Verfassung besteht mit den Schützen der würtembergischen Reiterregimenter. Jede Schwadron hat im Frieden deren 16, welche im Regiment durch einen besondern Schützen-Lieutenant kommandirt werden. Dieser Offizier gehört zum Stab, übt und unterrichtet seine Leute unabhängig von den Schwadronen und deren Kommandanten. Im Kriege wachsen sie bis zu einer Schwadron an, indem sich ihre Zahl verdoppelt, und sie einen Rittmeister zum Anführer bekommen. Sie bestehen aus den besten Leuten, und sind eine Art Ehrenkorps: denn der Schützenlieutenant hat die Freiheit, nach Bedürfniß sowohl untaugliche Leute, als schlechte Pferde bei den Schwadronen auszutauschen.

Zur Bestimmung des taktischen Theils der Exerzier-Vorschrift für die Reiterei ist das französische Reglement zum Grunde gelegt worden, jedoch mit der Abänderung, daß außer dem Chok keine Bewegung im Galopp gemacht wird. — Ein eigenthümliches Manöver unserer Reiterei ist der Angriff in Schwadronskolonne. Er kann besonders angewendet werden gegen Infanterie-Quarres, und steht in der kürzlich erschienenen „Taktik der Reiterei von einem Obersten der Reiterei" genauer ausgeführt. Die erste Schwadron

macht ihren Angriff mit der Lanze. Wenn er nicht gelingt, so theilt sich die Schwadron rechts und links, und *sammelt sich wieder* hinter der letzten Schwadron, während die zweite nun ihren Chok macht; und so die übrigen der Reihe nach. Sollte bei der vierten Schwadron der Angriff wider Vermuthen noch nicht gelungen seyn, so fängt die erste Schwadron wieder an, und es wird so lange aufs neue angegriffen, bis das Gefecht zum Vortheil der Reiterei sich endet.

Von den trefflichen Obersten, welche unsere Reiterei wirklich hat, unter denen auch der Verfasser des obengenannten Werkes ist, läßt sich erwarten, daß sie ihre Waffe bei uns gewiß auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit bringen.

7.

Wenn man wirklich seit Einführung der neuen Exerzier-Vorschriften eine vortheilhafte Veränderung im würtembergischen Militär bemerkt haben will, so ist dieß gewiß bei unserer Infanterie am deutlichsten wahrzunehmen. Ihre Handgriffe und Bewegungen geschehen mit einer außerordentlichen Genauigkeit, welche sie hauptsächlich den französischen Reglements zu verdanken hat. Überdieß wird nun bei keiner Waffe das Pulver gespart: Feuer-Exerzieren und Scheibenschießen dauern das ganze Jahr hindurch, und die neue Aushebung wird am Ende des Jahres vertrauter mit dem Schießgewehr, als alte Leute es je bei unserer Infanterie waren. Leider sind von den im Felde gewesenen Obermännern und Rottenmeistern nur sehr wenige mehr übrig; denn die meisten sind nach beendigter Dienstzeit in ihre Heimat zurückgekehrt. Der Fleiß, den aber die Offiziere für die Ausbildung der neuen Obermänner

ſtärkung die Ordonanzmärſche in Verbindung mit den Trommeln geſpielt. Harmonie-Muſik ohne Trommeln iſt zwar ſehr angenehm, aber den Takt damit für ein ganzes Regiment anzugeben, iſt nicht möglich; denn ſchon die dritte Kompagnie hört in der Zugs-Kolonne nichts mehr davon.

Das Für und Wider bei ſämmtlichen neuen Einrichtungen erwogen, muß jeder unbefangene Beobachter zugeſtehen, daß ſie dem würtembergiſchen Militär zum Vortheile gereichten, und daß dieß ſowohl in der Übung als in der Ausrüſtung Statt findet. Nur Schade, daß ſeit Aufhebung des Kadeten-Inſtituts gar keine Anſtalt zur wiſſenſchaftlichen Bildung von Offizieren, beſonders von Ingenieurs und Artilleriſten, beſteht. Mit Gewißheit läßt ſich indeß vorausſehen, daß, ſobald dieſes Bedürfniß fühlbarer wird, demſelben unſere Regierung, die ſo ſehr auf das Zweckmäßige ſieht, auf eine nützliche Art begegnen wird.

---

mäßige Ausrücken verdrängt. Unter Parade verſteht man jetzt die feldmäßige Muſterung einer ganzen Garniſon vor dem König oder dem Gouverneur. Um den Soldaten frühzeitig an das Tragen des Torniſters zu gewöhnen, hat er ſowohl beim Exerzieren als auf Wachen ſelbigen beſtändig bei ſich, welches einen vortrefflichen Einfluß auf die Haltung hat. Die täglichen Wachparaden ſind abgekommen, und die Wachen ziehen ſchon Morgens um neun Uhr auf. Thorwachen werden nur in Stuttgart gegeben.

Die Bewaffnung der würtembergiſchen Infanterie unterſcheidet ſich von jener anderer Nationen dadurch, daß erſtere ſtatt dem Seitengewehr im Felde theils Äxte, theils Handſägen zum Barakenbau, Holzfällen u. dgl. erhalten. Das Ordonanz-Gewehr iſt das franzöſiſche, und ſchießt zwanzig Kugeln aufs Pfund. Was die andern Armaturſtücke anbelangt, ſo iſt hier der Mann des vielen Putzens ganz enthoben, indem er weder ein Cſakoblech, noch ein Kuppelſchloß, noch einen Patrontaſchenſchild hat; ſelbſt die eiſernen Cſakopanzer ſind mit ſchwarzer Öhlfarbe angeſtrichen.

Statt der Mäntel der Infanterie ſind Teppiche im Vorſchlag, die, über die Bajonettſpitzen gehängt, eine Art Zelt bilden, wie ſie bei der engliſchen Infanterie eingeführt ſind; und man ſcheint nicht ungeneigt zu ſeyn, ſie nachzuahmen.

Die bei dem verſtorbenen König errichteten, ſeit dem ruſſiſchen Feldzug aber abgekommenen Regiments-Muſiken ſind nun als Brigade-Muſiken wieder eingeführt. Sie beſtehen aus Harmonie-Muſik ohne die große Trommel oder Alles, was an die früher üblichen Janitſcharen-Muſiken erinnert. Jedoch werden zu größerer Ver-

ſtärkung die Ordonanzmärſche in Verbindung mit den Trommeln geſpielt. Harmonie-Muſik ohne Trommeln iſt zwar ſehr angenehm, aber den Takt damit für ein ganzes Regiment anzugeben, iſt nicht möglich; denn ſchon die dritte Kompagnie hört in der Zugs-Kolonne nichts mehr davon.

Das Für und Wider bei ſämmtlichen neuen Einrichtungen erwogen, muß jeder unbefangene Beobachter zugeſtehen, daß ſie dem würtembergiſchen Militär zum Vortheile gereichten, und daß dieß ſowohl in der Übung als in der Ausrüſtung Statt findet. Nur Schade, daß ſeit Aufhebung des Kadeten-Inſtituts gar keine Anſtalt zur wiſſenſchaftlichen Bildung von Offizieren, beſonders von Ingenieurs und Artilleriſten, beſteht. Mit Gewißheit läßt ſich indeß vorausſehen, daß, ſobald dieſes Bedürfniß fühlbarer wird, demſelben unſere Regierung, die ſo ſehr auf das Zweckmäßige ſieht, auf eine nützliche Art begegnen wird.

III.

Geſchichte

des

kaiſerlich öſtreichiſchen vierten Linien-Infanterieregiments Hoch- und Deutſchmeiſter in den Feldzügen 1813, 1814 und 1815.

Das Regiment Deutſchmeiſter, deſſen Schickſale, nach dem Sinne der im eilften Heft des vorigen Jahrganges dieſer Zeitſchrift, enthaltenen Anleitung zur Verfaſſung der Regiments-Geſchichten, getreu und anſpruchslos hier erzählt werden, lag vor Zuſammenziehung der verſchiedenen Armeen an den Grenzen des Staats, in ſeinem Werbbezirk zu Wien in Garniſon. Im Monath Juni 1813 wurde die beurlaubte und die Reſerve-Mannſchaft einberufen, das dritte Bataillon wieder errichtet, die Aufſtellung der zwei Landwehrbataillone und der Reſervedivision anbefohlen, und das Regiment ſomit auf den Kriegsſtand geſetzt. Alle dieſe Anſtalten wurden mit ſolcher Anſtrengung und Thätigkeit betrieben, daß ſchon Anfangs Juli das dritte Linienbataillon ſowohl, als das erſte Landwehrbataillon, armirt, exerzirt und montirt waren, und zu jeder Stunde mobil gemacht werden konnten. Die in den Friedensjahren im Regiment Statt gehabten Militär-Schulen hatten eine hinlängliche Anzahl Kadeten in den ihrem Stande nothwendigen Wiſſenſchaften gebildet, wodurch das Regiment

bei der beträchtlichen Vermehrung der Offiziere nicht nur in keine Verlegenheit gesetzt wurde, sondern auch noch andern Regimentern mit geschickten Individuen auszuhelfen im Stande war.

In diesem moralisch und physisch guten Zustande brachen das erste und zweite Linienbataillon, dann das erste Landwehrbataillon, am 4. August, nach Oberöstreich auf. Ihnen folgte am 10. August das dritte Bataillon. Das zweite Landwehr-, so wie das Reservebataillon des Regiments, und die Reservedivisionen der Landwehr, blieben in Wien zurück.

So hatten die Kräfte und weisen Vorkehrungen des Staats den, während des Friedens auf 1600 Mann herabgesunkenen, Stand eines Infanterie-Regiments, in dem kurzen Zeitraum von einem Monath auf 7000 ausgerüstete und größtentheils geübte Streiter gebracht, und dadurch auch hier bewiesen, daß Östreich seine außerordentlichen Kräfte auch außerordentlich schnell aufzubieten vermag. —

In der schönsten Stimmung, mit heißem Durst nach Thaten gegen die Feinde des Vaterlandes, bezogen am 20. August drei Bataillons das Lager bei Wimspach in Oberöstreich. Das erste Linienbataillon, kam unter die Befehle des Vorpostenkommandanten Obrist Baron Mengen von Schwarzenberg Uhlanen nach Wels, welchem am 28. August auch noch das erste Landwehrbataillon beigegeben wurde, und die Verschanzungen bei Lambach besetzte. Bis hieher zählten diese vier Bataillons, seit ihrem Ausmarsch aus Wien, nicht mehr als 17 Kranke.

Am 5. September feierte die Donauarmee, in ihrem Lager bei Wimspach, das Te Deum über die von

den verbündeten Heeren erfochtenen glorreichen Siege. Die Regimenter gaben dabei ihre Begeisterung laut zu erkennen, und die angenehmste Witterung begünstigte die Feierlichkeit. — Bald aber fiel ein solches anhaltendes Regenwetter ein, daß alle Bäche und Flüsse austraten, das Lager überschwemmt ward, und deßhalb die Truppen am 10. September in Kantonnirungsquartiere verlegt werden mußten. Deutschmeister erhielt seine Dislokation nach Wels und Umgegend. — Um diese Zeit wurde der bisherige Obrist Baron Klopstein zum Generalmajor und der Obristlieutenant von Ertmann zum Obristen befördert.

Am 14. Oktober theilte der Armeebefehl den unterstehenden Truppen den, mit Sr. Majestät dem König von Baiern geschlossenen Frieden und Allianz mit, und bestimmte die Division des F. M. L. Baron Pflacher, bestehend aus den Regimentern Deutschmeister, Benjowsky, dem vierten Jägerbataillon, und den beigehabten Brigadebatterien zur Abrückung nach Innerösterreich, um sich an die Armee des F. Z. M. Baron Hiller anzuschließen.

Am 17. Oktober brach das Regiment in der Brigade des G. M. Baron Suden an seine neue Bestimmung auf, und marschirte in starken Märschen, ohne Rasttag, über Windischgarsten, Unzmarkt, nach St. Veit in Kärnthen, wo es am 28. Oktober ankam, und den Befehl von dem F. Z. M. Hiller erhielt, seinen Marsch dergestalt zu beschleunigen, daß es am 11. November in Trient einträfe. Von Villach an, mußten täglich doppelte Märsche gemacht werden. Zur Führung der Torniſter und allenfallsigen Maroden wurden pr. Kompagnie zwölf halbe Vorspannswagen bewilligt. —

Mit unermüdeter Anſtrengung, ohne weſentliche Erkrankung der Mannſchaft, legte das Regiment, trotz der eingetretenen äußerſt ungünſtigen Witterung, dieſe beſchwerlichen Märſche zurück, und erhielt bei ſeinem Eintreffen in Trient die Weiſung, gleichfalls mit doppelten Märſchen durch das Val ſugana nach Vicenza abzurücken, woſelbſt es am 15. November anlangte. F. Z. M. Baron Hiller, der dem Regiment entgegenritt, belobte die gute Haltung, die es dem angeſtrengten Marſche ungeachtet zeigte.

So dringend nöthig der Mannſchaft auch nur ein Raſttag zur Erhohlung, und Ausbeſſerung der Armatur und Monturs-Stücke geweſen wäre, ſo geſtattete doch die damalige Lage der Dinge denſelben nicht, und ſchon um Mitternacht mußte das Regiment wieder aufbrechen, um nach Montebello vorzurücken, und die Anhöhen bei Sario zu beſetzen. — Da jedoch der Tags zuvor bis Villa bella an den Alpon vorgerückte Feind keine weiteren Bewegungen machte, ſo blieb am 16. und 17. das Regiment ruhig in dieſer Stellung.

Am 18. rückte die Armee gegen Verona vor. Das dritte Bataillon ward der Avantgarde unter Befehlen des G. M. Baron Eckardt zugetheilt, und beſetzte an dieſem Abend Caldiero; die andern Bataillons lagerten ſich bei Colognola. — Am 19. mit Tagesanbruch ward der Feind aufs neue angegriffen, und aus St. Martino, eine Stunde von Verona entlegen, vertrieben. Das dritte Bataillon mußte vorgezogen werden, und hatte zum erſten Mal Gelegenheit, unter den Augen des kommandirenden Generals Beweiſe der Tapferkeit an den Tag zu legen. Zwei Kompagnien waren zur Deckung des, rechts von St. Martino, aufgeführten Geſchützes be-

ordert; die übrigen vier Kompagnien rückten mit ihrem Kommandanten, Oberſtlieutenant von Kreyſelle, in Abtheilungen, unter einem heftigen Kanonenfeuer gerade auf der Straße gegen St. Michele vor, ſchwenkten ſich ſodann links, verjagten den Feind aus Ghetto, und lehnten den linken Flügel an die Etſch. Da die Abſicht des kommandirenden Generalen, den Feind bis unter die Thore von Verona zurückzudrängen, erreicht war, ſo machte die Nacht dieſem blutigen Gefechte ein Ende. Dieſes Bataillon, beim Ausmarſch neu errichtet, bewies hier einen hohen Grad von Muth und Entſchloſſenheit, wovon ſich der F. Z. M. Baron Hiller perſönlich überzeugte. Es zählte bei dieſer Gelegenheit 8 Todte 31 Verwundete und 12 Vermißte. Unter den Verwundeten befanden ſich die Hauptleute von Weickersreutter und v. Fichtl, welche mit ihren Kompagnien die Meierhöfe rechts von Ghetto erſtürmet hatten, und deren Auszeichnung, ſo wie jene des Oberſtlieutenant von Kreyſelle, der Armeebefehl vom 2. December rühmlichſt erwähnt.

Bei eintretender Dämmerung wurden auch die andern drei Bataillons vorgerufen, und das Regiment übernahm die Vorpoſten-Kette von Montorio bis an die Etſch, in welchem beſchwerlichen Dienſt es bis zum 6. December verblieb, ſodann vom Regiment Caſteller abgelöſt, und zur Unterſtützung rückwärts nach Calognola, Illaſi und Caldiero gelegt wurde. — Die Beſchwerden, welchen das Regiment, beſonders in den letzten Wochen, auf Vorpoſten bei immerwährender regneriſcher Witterung, unterworfen war, wirkten jetzt ſo nachtheilig auf die Geſundheit der Mannſchaft, daß

die Anzahl der Kranken und Maroden ſich beinahe täglich auf 80 bis 100 Köpfe belief.

F. M. Graf Bellegarde, welcher am 16. Dezember das Kommando der Armee in Italien übernommen hatte, hielt am 27. desſelben Monats Heerſchau über die unterſtehenden Truppen. Mittlerweile war auch das zweite Landwehrbataillon unter dem Kommando des Majors (jetzt Oberſtlieutenants) Grafen Gilleis von Wien in Marſch geſetzt worden, und traf in den erſten Tagen dieſes Monats zu Meſtre ein, wo es, unter den Befehlen des F. M. L. Baron Marſchall, bei der Blockade von Venedig verwendet wurde. Deßgleichen rückte das Grenadierbataillon de Beſt, bei welchem die Grenadierkompagnien des Regiments eingetheilt waren, und das, nach Auflöſung der Donau-Armee, mit den Truppen des F. M. L. Baron Frimont zu der Armee des F. M. Wrede geſtoßen war, und bei Hanau ruhmvoll mitgefochten hatte, gleichfalls bei der Armee in Italien im Hauptquartier zu Vicenza ein.

Da die feindliche Armee Streifkorps über Quinto Romagnano bis nach Cero entſandte, und dadurch unſere rechte Flanke bedrohte, ſo erhielt das Regiment den Befehl, mit einem Bataillon Cero zu beſetzen. Das zweite Bataillon, welches zu dieſer Unternehmung beordert wurde, fand zwar den Ort vom Feinde wieder verlaſſen, ward aber in dieſer ausgedehnten Stellung, welche es den ganzen Monat Jänner 1814 hindurch inne hatte, von feindlichen Patrouillen ununterbrochen beunruhigt.

Die rückgängigen Bewegungen der franzöſiſchen Armee in den letzten Tagen des Monats Jänner ver-

anlaßten unſeret Seits die Vorrückung über die Etſch. Das Regiment ward am 3. Februar nach St. Martino vorgezogen. Am 4. marſchirte es als Unterſtützung der Avantgarde, in der Brigade des G. M. Baron Bogdan, durch Verona, unter einem enthuſiaſtiſchen Freudengeſchrei der Einwohner, welche zu Tauſenden den öſtreichiſchen Truppen entgegenſtrömten. Es bezog Abends, als der Vortrab bei Villa franca mit dem feindlichen Nachtrab ein kleines Gefecht beendet hatte, das Lager bei Doſſo buono. Am 5. rückte es über Villa franca nach Valeggio, wo es die Anhöhen am Mincio beſetzte.

Der 8. Februar war zur Vorrückung über dieſen Fluß beſtimmt. In der Nacht vom 7. auf den 8. mußte bei den Mühlen von Valeggio eine Schiffbrücke geſchlagen werden, wozu das zweite Bataillon des Regiments verwendet wurde. Mit Tagesanbruch ſetzten unter den Befehlen des F. M. L. von Radivojevich die Brigaden Steffanini und Bogdan über dieſe Brücke. Die feindliche Diviſion Freßinet, welche bei Monzambano ſtand, hatte ihre Vortruppen bei Borghetto, Valeggio gegenüber. Dieſe wurden angegriffen und geworfen. Als ihnen aber der Feind Verſtärkung zuſandte, wurde das erſte Landwehrbataillon des Regiments beordert, den Feind von einer Höhe zu vertreiben, deren er ſich wieder bemächtigt hatte. Das Bataillon führte dieſen Auftrag unter ihrem ergrauten tapfern Anführer, Oberſt Baron Rüchler mit bewunderungswürdigem Muth und Ordnung aus. Die Anhöhe ward genommen, und der Feind in die Ebene längſt dem Ufer des Mincio getrieben. Indeſſen ward auch das dritte Linienbataillon dem mit neuen Verſtärkungen her-

anrückenden Feind, entgegengeschickt. Oberstlieutenant von Kreyselle griff ihn mit diesem Bataillon entschlossen an, erstürmte einige Häuser, in welchen er sich gesetzt hatte, und verfolgte ihn, in Verbindung mit dem Landwehrbataillon, bis gegen Monzambano, wobei viele Gefangene gemacht wurden, und der Feind einen namhaften Verlust erlitt. Ein Versuch, welchen ein feindliches Bataillon in die linke Flanke des Oberstlieutenants v. Kreyselle unternehmen wollte, ward durch die Hauptleute v. Adlersburg und v. Gaya mit ihren Kompagnien vereitelt. Im immerwährenden heftigsten Kanonen- und Klein-Gewehrfeuer blieben diese beiden Bataillons, bis das erste und zweite Linienbataillon, welche anfänglich gegen Volta zu marschiren befehligt waren, von dort zurückgeholt, und ebenfalls auf die Höhen gegen Monzambano geführt wurden. Das zweite Bataillon wurde sogleich zur Ablösung des dritten Bataillons, welches seine Munition verschossen hatte, beordert. Mit kühner Entschlossenheit drang solches unter Kommando des Major Baron Wöber vor, vertrieb den Feind aus den von ihm besetzten Häusern, und hinderte dadurch alle seine Versuche, nochmals vorzudringen. In dieser Aufstellung dauerte das Gefecht bei Monzambano mit gleicher Hartnäckigkeit bis zur einbrechenden Nacht.

Das erste Bataillon war auf den rückwärtigen Anhöhen als Reserve aufgestellt, woselbst sich auch das, aus dem Feuer zurückgezogene, dritte Bataillon sammelte, und mit frischer Munition versehen wurde. Diese beiden Bataillons erhielten nun den Befehl, sogleich über den Mincio zurückzumarschiren, und sich vor Valeggio, auf der Straße nach Bozzolo aufzustellen, um die Division des F. M. L. Baron Merville zu verstärken,

welche von der feindlichen Hauptmacht aus Mantua angegriffen, den ganzen Tag hindurch mit beispielloser Tapferkeit gegen deren Überlegenheit gefochten hatte. — Kaum in dieser neuen Stellung angelangt, wurde eine Division des dritten Bataillons, unter Kommando des Hauptmanns von Adlersburg, zum Angriff beordert. Zugleich setzte sich Oberst von Ertmann mit dem ersten Bataillon in des Feindes rechte Flanke, und ließ die Häuser li Furoni wegnehmen, wobei 60 Feinde niedergemacht und 2 Offiziers und 8 Mann gefangen wurden. Das dritte Bataillon rückte indessen unaufgehalten rechts der Straße vor, während der Major v. Jaentschke mit einer Division des ersten Bataillons im Sturmschritt mit klingendem Spiel den Feind von vorne angriff. Ein lebhaftes Feuer aus dem Geschütz unterstützte diesen Angriff, worauf der Feind, von der bereits eingetretenen Nacht begünstigt, seinen Rückzug antrat. — Bei diesen blutigen Gefechten hatte das Regiment einen Verlust von 34 Todten, 366 Verwundeten, 13 Gefangenen und 45 Vermißten. Unter den Todten befand sich der Oberlieutenant Karl v. Witte, welcher vor Monzambano bei einem Kavallerieangriff sein Leben ruhmvoll endete, nachdem die von ihm kommandirte Kompagnie, durch sein tapferes Beispiel ermuthigt, denselben kühn zurückgewiesen hatte. Unter den Verwundeten zählte man die Hauptleute v. Traska und Hönig, die Oberlieutenants Schulz, Schwarz und Baron Leydnitz, die Lieutenants Sack, v. Wartenfeld, v. Buell und Baron Sinoth, die Fähnriche v. Niedermann, Pfau, Baron Büren und Pein.

Der Armeebericht von diesem hartnäckigen Gefech-

te rühmt das tapfere Betragen ſämmtlicher Offiziere und Mannſchaft des Regiments, und benennt nebſt dem Oberſten und Kommandanten desſelben, deſſen tapferer und zweckmäßiger Leitung man die ſo glücklichen Reſultate verdankte, noch die beſondere Auszeichnung des Oberſten und Landwehrbataillons-Kommandanten Baron Rüchler, des Oberſtlieutenants v. Kreyſelle, der Majors v. Jaentſchke und Baron Wöber, welche ihren braven Bataillons zum Beiſpiel gedient, und vor allem das Zeugniß des muthvollſten Betragens ſich erworben haben; ferners den Hauptmann Carové, welcher gleich Anfangs mit ſeiner Diviſion eine Anhöhe erſtürmte, den Hauptmann Baron Mylius, welcher durch einen beherzten Angriff eine Abtheilung Jäger von der feindlichen Gefangenſchaft befreite; den Hauptmann Hönig, welcher unerachtet zweier leichter Wunden ſich dennoch nicht von ſeiner Kompagnie entfernte; den Hauptmann Baron Stockhauſen, welcher den Angriff in die feindliche Flanke bei den Häuſern li Furoni mit beſonderer Entſchloſſenheit unternahm; die Oberlieutenants v. Schulz, v. Zipſer und Heidenſchreiter, welche bei Einnahme dieſer Häuſer zuerſt in ſelbe eindrangen; dann den Hauptmann v. Adlersburg, Oberlieutenant v. Unkelhäuſer und Lieutenant Eckſtein, die durch ihr ermunterndes Beiſpiel den Muth der Truppen belebten, und in ſchwierigen Augenblicken die Ordnung handzuhaben befliſſen waren. Feldwebel Eiſen von der 15. Kompagnie zeichnete ſich bei Gelegeheit, als das Bataillon zum Aufmarſch aus Abtheilungen in die Fronte kommandirt war, und ein Kartätſchenſchuß in ſeiner Abthei-

lung Verheerung anrichtete, durch ſein vorzüglich tapferes Benehmen aus, wofür er mit der Offiziersſtelle belöhnt wurde. Feldwebel Grimmel von der vierten Kompagnie erhielt die goldene; Korporal Ludwig von der fünften, und Gemeiner Hirnſchall von der ſechsten Kompagnie die ſilberne Tapferkeitsmedaille, deren ſie ſich bei Erſtürmung mehrbeſagter Häuſer li Futoni würdig gemacht hatten. Se. Majeſtät der Kaiſer von Rußland geruhten dem Oberſten v. Ertmann, wegen ſeiner Auszeichnung in dieſem Treffen, den St. Anna-Orden zweiter Klaſſe zu verleihen.

Auch die Grenadierdiviſion des Regiments nahm (in der Diviſion des F. M. L. Baron Merville), vorzüglichen Theil an dem Ruhm dieſes blutigen Tages. Der Verluſt derſelben beſtand in 11 Todten und 45 Bleſſirten.

Am 10. Februar griffen die Feinde unſere auf dem rechten Ufer des Mincio bei Borghetto ſtehenden Truppen mit vielem Nachdruck an, und bemühten ſich vergeblich, dieſelben über dieſen Fluß zurück zu treiben. Vom Regiment wurde das 2. Bataillon in dieſes Gefecht verwickelt, wobei es abermals mit Ruhm gefochten, und ſich, ſo wie deſſen Commandant Major Baron Wöber, den beſondern Beifall des kommandirenden Generals erworben hat. Es verlor hierbei 2 Todte, 52 Bleſſirte (worunter Lieutenant Fiſcher junior) und 8 Gefangene.

Nach dieſer Affaire ward das Regiment auf dem Monte Magarino am linken Ufer des Mincio aufgeſtellt, von wo es am 17. Februar mit der ganzen Diviſion des F. M. L. v. Radivojevich in das Lager bei

Querni abrückte. Eine ungewöhnlich ſtrenge Kälte trat jetzt ein; Krankheiten nahmen überhand, und der Mangel an Lebensmitteln in dieſer Gegend ward täglich fühlbarer. Dieß bewog den kommandirenden Generalen der Armee eine ausgedehntere Kantonnirung anzuweiſen.

Das Regiment brach am 9. März von Querni auf, und marſchirte in das Hauptquartier nach Verona zurück. Hier hatte es Gelegenheit ſich zu erholen; Ergänzungs-Transporte rückten ein, welche den erlittenen Verluſt erſetzten. Ein heiteres Frühlingswetter geſtattete die Waffenübungen, und bald war jede Wunde vernarbt, die dieſer Feldzug geſchlagen hatte.

Am 27. April ward, nach der mit dem Vice-König von Italien geſchloſſenen Convention, die Vorrückung in die Lombardie befohlen, worauf am 28. das Regiment von Verona aufbrach, und am 7. Mai zur Beſatzung in Mailand einrückte.

Am 27. Mai ging das 1. Landwehrbataillon von Mailand nach Venedig ab. Deßgleichen marſchirte am 8. Juni das 2. Landwehrbataillon von Venedig nach Wien zurück, welchem am 15. Juli auch das 1. Landwehrbataillon folgte. Die Grenadierdiviſion des Regiments verließ gleichfalls am 14. Auguſt Mailand, um nach Wien zurück zu kehren. —

Als im Monat März 1815 ſich die Armee gegen den König Murat am Po zuſammenzog, mußte das Regiment in Mailand verbleiben, und machte deſſen alleinige Beſatzung aus. Daß es ſich aber auch hier während dieſer kritiſchen Epoche vortheilhaft verwenden ließ, beweiſt die Auszeichnung, welche Sr. Majeſtät dem Oberſten v. Ertmann durch Verleihung des öſt-

reichisch kaiserl. Ordens der eisernen Krone angedeihen zu lassen geruhten.

Gleich nach den ersten, mit den Neapolitanern siegreich gelieferten Gefechten übernahm der General der Kavallerie Baron Frimont das Kommando der Armee von Italien gegen Frankreich, und das Regiment ward am 4. Juni einstweilen nach Monza verlegt. Am 15. Juni brach es von dort auf, und rückte über Arona, Domo Dossola und den Simplon durch das Wälliserland nach Genf vor, wo es, nach angestrengten Märschen, am 29. Juni das Lager bezog. In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli erhielt das Regiment Befehl, über Frangy nach Eloise vorzurücken, und mit Tagesanbruch den dortigen Brückenkopf an der Rhone zu erstürmen. Der Feind mag von dieser Vorrückung unterrichtet worden seyn, und hielt es für besser, in der Nacht sich zurück zu ziehen, und die steinerne Brücke zu sprengen. Mit aller Thätigkeit ward sogleich unter der Leitung des Oberstlieutenant v. Wirker vom Pionierkorps zu der Errichtung einer Nothbrücke geschritten, welche aber wegen der sehr steilen und hohen Ufer erst am 6. in der Früh hergestellt, und von der Division des F. M. L. Ignaz Graf Hardegg, zu welcher das Regiment gehörte, passirt werden konnte. Zwei Kompagnien des dritten Bataillons, unter Kommando des Hauptmann v. Adlersburg, marschirten über Seyssel zur Berennung des Forts Pierre Chatel; zwei andere Kompagnien desselben Bataillons, unter Anführung des Hauptmann v. Ernst, wurden zur Einschließung des Forts de l'Ecluse entsendet. Die anderen Bataillons setzten ihren Marsch gegen Nantua fort. Am See Syant stießen sie auf den Feind,

welcher Miene machte, die weitere Vorrückung zu verwehren. F. M. L. Graf Hardegg beorderte das Regiment den Feind von vorne anzugreifen, während die Landwehrbataillone von den Regimentern Kerpen und E. H. Ludwig denſelben auf ſeinen beiden Flügeln zu umgehen befehligt wurden. Nach einigem Widerſtand, wobei das Regiment 1 Todten, 13 Verwundete und 3 Vermißte verlor, ward der Feind bis Nantua zurückgeworfen.

Am 8. rückte Hauptmann v. Ernſt mit ſeiner Diviſion wieder beim Regiment ein, nachdem ſich am 7. mit Tagesanbruch das Fort de l'Ecluſe mit ſeiner Beſatzung auf Discretion an ihn ergeben hatte, da durch das wohl angebrachte Feuer unſerer Artillerie das Pulvermagazin in die Luft geſprengt worden, und an eine fernere Vertheidigung nicht mehr zu denken war.

Am 11. verſuchte der Feind, zwiſchen Maximieux und Montluel ſich abermal unſerm Vordringen nach Lyon zu widerſetzen. Der kommandirende General der Kavallerie Baron Frimont ordnete die Regimenter zum Angriff, worauf es jedoch der Feind nicht ankommen ließ, ſondern jenen Vertrag unterzeichnete, kraft welchem am 15., 16. und 17. Juli Lyon geräumt und übergeben werden mußte. Am 15. rückte das Regiment in die Verſchanzungen vor Lyon, und am 16. beſetzte es die Vorſtädte am linken Ufer der Saone, in welchen es am 17. von dem Armeekorps des F. M. L. Grafen Bubna abgelöſt, und ins Lager nach Chalons ſur Saone gezogen wurde. Da indeſſen der allgemeine Waffenſtillſtand geſchloſſen war, und die öſtreichiſche Hauptarmee ſich mehr ſüdlich hinabdehnte, ſo ging die Armee des Generals Baron Frimont nach Lyon zurück,

und dem Regiment wurden die Kantonnirungsquartiere in St. Vallier, Departement de la Drome, angewieſen.

Auch die unter Kommando des Hauptmann v. Adlersburg zur Einſchließung des Forts de Pierre Chatel entſendete Diviſion hatte ihren Auftrag zur Zufriedenheit aufgeführt, einen Ausfall der Beſatzung tapfer zurückgewieſen, und ſich, nachdem ſie von dem Landwehrbataillon des Regiments Kerpen abgelöſt worden, ſchon am 19. July wieder mit dem Regiment vereiniget.

In St. Valier blieb das Regiment bis zum 29. Auguſt, von wo es durch Savoyen und über den Mont Cenis nach Mailand zurückmarſchirte, und daſelbſt bis zum 6. April 1816 in Garniſon verblieb.

Die Grenadierdiviſion des Regiments machte den Feldzug von 1815 bei der Hauptarmee unter Kommando Seiner Durchlaucht des Fürſten von Schwarzenberg mit. Das erſte Landwehrbataillon ward von Wien nach Italien in Marſch geſetzt, und machte längere Zeit die Beſatzung von Ancona. Das zweite Landwehrbataillon rückte im Jahre 1815 nicht ins Feld.

An den Ruhm, welchen ſich das Regiment, laut den öffentlichen Armee-Berichten, in dieſen Feldzügen bey jeder Gelegenheit erworben, kettet ſich die ſchmeichelhafte Zufriedenheit Sr. Excellenz des F. M. Grafen Bellegarde mit den geleiſteten Dienſten und dem muſterhaften Betragen, während eines beinahe zweijährigen Aufenthalts in Mayland, wodurch ſich das Regiment auch bei den Bewohnern dieſer Hauptſtadt ein freundliches Andenken geſtiftet hat.

Philipp von Weikersreuther,
Hauptmann im k. k. Linienregiment
Hoch- und Deutſchmeiſter Nr. 4.

IV.

Tagebuch

der

Expedition Kaiser Karl V. gegen Tunis im Jahre 1535.

(Nach dem französischen Original-Manuskripte.)

(Schluß.)

Sogleich zerstreuten sich die Fußvölker hin und her, feuerten ihre Gewehre ab, und scharmuzirten mit einigen türkischen und mauriſchen Reitern, die auf den Feldern herumschwärmten. Der Kaiser, von dessen Weisheit und Ansehen das Heil des Heeres abhing, sobald er das Herumschwärmen des Fußvolks sah, stieg ohne Verzug mit dem Infanten ans Land und zu Pferde, sprengte, von mehreren Obersten, Haupt- und Edelleuten begleitet, unter das zerstreute Fußvolk, und brachte es auch dahin, dieses wieder zu sammeln und zu ordnen. Indeß wurde der Überrest ausgeschifft. — An diesem Morgen wurde auch der andere große viereckigte am Ufer erbaute Thurm aus schwerem Geschütz beschossen. Man nannte ihn den Wasserthurm nach mehrern in dessen Nähe befindlichen Brunnen, aus denen die Einwohner von Goulette und der Nachbarschaft, auch die Schiffe, ihr Wasser zu schöpfen pflegten. Dieser Thurm ward sammt dem Geschütz alsbald erobert. Zugleich wurden mehrere Citadellen, Schlösser und Dörfer in der Nähe genommen und besetzt, die auf der Stelle, wo einst die große Stadt Carthago gestanden,

erbaut waren. Da einzelne Soldaten anfingen, die Dörfer und auf dem Felde ſtehenden Getreidſchober in Brand zu ſtecken, ſo ließ der Kaiſer dieſes bei Strafe des Stranges verbieten, und zugleich befehlen, daß allen Fußknechten und Abenteurern, die noch nicht eingeſchrieben waren, bedeutet werde, unter welche Hauptleute und Fahnen ſie gehörten, und daß kein Seeoffizier und Seeſoldat ohne ausdrückliche Erlaubniß und einen Paß des Galeeren-Kapitäns ſich nicht von derſelben entfernen dürfe; damit die Flotte im Augenblick der Gefahr nicht entblößt wäre.

Der Mittwoch und Donnerſtag (16. und 17. Juni) verſtrichen mit Marſchiren und Lagerſchlagen in der Nähe von zwei kleinen, auf den Ruinen von Carthago liegenden Dörfern, wo der Kaiſer und die vorzüglichſten Perſonen ſich einſtweilen einquartiert hatten, bis die Zelte und Pavillons ausgeſchifft waren. Nach allen Seiten wurden Wachen ausgeſtellt, um den Scharmützeln der türkiſchen und mauriſchen Reiter zu begegnen, die, mit allen Wegen, Stegen und Pfaden der Gegend bekannt, durch Hinterhalt und Überfall das chriſtliche Heer beunruhigten. Das Land und die Umgebungen der am Meere liegenden Dörfer ſind ſchön und fruchtbar voll Weinberge, Feigenbäume, Ulmen und andere Bäume, und an vielen Orten mit großem, ſüßen Fenchel beſäet.

Freitag am 18. Juni bei Anbruch des Tages gewahrte man eine Karavelle mit vollen Segeln gerade auf den Hafen von Goulette zuſteuern. Sobald dieſe die chriſtliche Flotte erblickte, kehrte ſie um, und wollte das Weite ſuchen; doch ſogleich von einigen Galeeren, worunter auch die mit dem kaiſerl. Adler war, auf der

ſich Herr v. Granvella und einige Sekretäre befanden, verfolgt und gejagt, wurde ſie bald erreicht. Als ſie gewahrte, daß ſie nicht mehr entrinnen könne, überließ ſie ſich dem Ungefähr, um wenigſtens die Mannſchaft zu retten, und ward vom Winde ans Land geworfen. Hier ſprangen nun ſogleich alle darauf befindlichen Leute ins Meer, erreichten das Ufer, und flohen längs demſelben. Aber einige Soldaten, welche dieſem Vorfalle zugeſehen und ſich gedacht hatten, daß es da Beute geben könne, liefen den Fliehenden entgegen, und nahmen ſie gefangen. Die Matroſen der Galeere mit dem Adler, und der andern ſprangen in das Boot, ſo viele es nur faſſen konnte; andere warfen ſich ins Meer, und erreichten ſchwimmend das genommene Schiff, raubten, plünderten, und nahmen an Geräthſchaften, was ſie konnten. Alsbald wurde das Schiff von dem Kapitän Antonio Doria im Namen des Prinzen von Melphi beſetzt, und die Plünderer herausgejagt. Man fand darin die köſtlichſten Gewürze, Spezereien und andere Kaufmannswaaren, die von Konſtantinopel kamen, und einem jüdiſchen Kaufmann gehörten. Der Hauptantheil der Priſe des General-Kapitäns Prinzen Andreas Doria wurde auf 20 — 30,000 Dukaten geſchätzt.

Mehrere Chriſtenſklaven entwiſchten den Feinden, und flüchteten ſich ins chriſtliche Lager; auch führte man einige gefangene Türken und Mauren dem Kaiſer vor, um von Barbaroſſa Kundſchaft einzuziehen. Ihre Ausſagen waren verſchieden. Einige ſagten: er wäre in Tunis; andere: er wäre in Goulette. Doch darin ſtimmten alle überein, daß die Feſte Goulette mit Geſchütz und allem zur Vertheidigung Nothwendigen hinlänglich

verſehen, und wohl befeſtiget ſey, auch eine ſtarke Anzahl guter Kriegsvölker zur Beſatzung habe, ſo daß eine Unternehmung gegen ſie nicht ſo ſchnell verſucht, weder dieſelbe beim erſten Anlauf genommen und ſo leicht erobert werden könnte, ohne einen großen Theil des Heeres und der Flotte aufs Spiel zu ſetzen. Es wurde daher in Erwägung gezogen: ob es nicht zu ſchnellerem Erfolg beſſer wäre, gerade auf Tunis loszugehen? Allein in Betrachtung des Schadens und der Gefahren, denen das chriſtliche Heer, wenn es dieſe Feſte hinter ſich ließe, während ſeinem Zuge, beſonders rückſichtlich der nachzuführenden Lebensmittel, ſich ausſetzte, wurde für das beſte erkannt und beſchloſſen: vor allem Goulette einzunehmen. Zu dieſem Ende ließ der Kaiſer das Lager näher an Goulette in einer Entfernung von einer halben Stunde ſchlagen, mit der größten Thätigkeit an Aufwerfung der Laufgräben, Bollwerke und Schanzen arbeiten, um das ſchwere Geſchütz, das ſehr ſchön, zahlreich, gut ausgerüſtet, und mittlerweile ausgeſchifft worden war, einführen und den Thurm von Goulette beſchießen zu können. Mit dieſen Arbeiten wurde vom 18. bis 23. Juny, dem Vorabend des heiligen Johannes des Täufers, fortgefahren, wo die Laufgräben ſchon ziemlich vorgerückt, und auch mehrere Schanzen zu Schutz und Vertheidigung des Lagers erbaut waren, theils um ſich gegen die Kugeln aus Goulette zu decken, theils um die Feinde in Zaum zu halten, die das Heer mit täglichen Scharmützeln beunruhigten.

An dieſem Tage machte eine große Anzahl Reiter und Fußvolk aus Goulette einen Ausfall auf den neapolitaniſchen Oberſten Grafen Sarvo, der mit einigem

italieniſchen Fußvolk ein Bollwerk zur Deckung der in den Laufgräben Arbeitenden beſetzt hatte. Sie überfielen plötzlich und mit äußerſtem Ungeſtüm dieſe Schanze, in der Meinung: ſie im erſten Anlauf wegzunehmen. Allein Graf Sarvo und ſeine Kriegsmänner, obſchon ihnen nur die Vertheidigung des anvertrauten Platzes oblag, begnügten ſich nicht, den Feinden zu widerſtehen, ſondern gingen aus der Schanze heraus den Feinden entgegen, die ſich gleich zurückzogen, jedoch mit der ihnen aus Goulette zu Hilfe eilenden Verſtärkung ſich vereinigten, und nun wieder auf die Chriſten eindrangen, die, geringer an Zahl, von der Nachtwache und vom Kampfe erſchöpft, endlich weichen mußten. Zugleich mit den Wälſchen erſtiegen die Feinde den Wall; doch eine in der Nähe aufgeſtellte Schaar ſpaniſchen Fußvolks eilte ihnen zu Hilfe, und kämpfte ſo tapfer, daß die Feinde aus der Schanze wieder herausgeſchlagen wurden. In dieſem Gefechte blieb der Graf Sarvo, von einem Hakenſchuß vor der Schanze getroffen. Einer ſeiner Neffen wurde verwundet, und acht chriſtliche Soldaten blieben auf dem Platze. Von den Feinden wurden mehr als 50 Mann getödtet; die Verwundeten ungerechnet. Durch einige Gefangene und ins Lager geflüchtete Chriſtenſklaven erfuhr man, daß in dieſem Gefechte drei türkiſche Hauptleute geblieben wären; vornehme Perſonen, wegen denen die Feinde großes Aufheben machten. Mehrere feindliche Reiter verſuchten auch, ihre Körper vom Schlachtfelde zurückzubringen, durften aber nicht ſo nahe kommen. Der Kaiſer bedauerte ſehr den Verluſt des Grafen von Sarvo, eines Mannes von vielem Verdienſt und guten Eigenſchaften. — Allein der Krieg will ſeine Opfer.

Am folgenden Johannistag machten die Feinde abermahl einen Ausfall, um eine andere Schanze zu erobern; aber auch hier wurden sie mit großem Verluste zurück getrieben. Dieses Scharmützel dauerte lang bei äußerst ungestümen Winde, der den Sand hoch in die Lüfte wirbelte, und die Zelte und Pavillons niederriß. An diesem Tage ließ der Kaiser einen Mauren, der den Tag zuvor angekommen, und insgeheim von dem vertriebenen König von Tunis abgeschickt worden, vorgeblich aber sein Beglaubigungsschreiben auf dem Wege verloren hatte, in sein Zelt kommen. Mittels eines spanischen Dollmetschers, der das Arabische fertig sprach, wurde derselbe in Gegenwart des Kaisers über seine Sendung befragt, welche im Hauptinhalte so lautete:

„Der König von Tunis, sein Herr, habe vernommen, Seine kaiserliche Majestät sey mit einem zahlreichen und mächtigen Heere hiehergekommen, in der Absicht, nur den Barbarossa und seine Türken für den Schaden und die Beschimpfungen, die sie den Königreichen und Unterthanen des Kaisers zugefügt, zu züchtigen, nicht aber Krieg gegen das Königreich Tunis zu führen. Der König habe ihn daher gesandt, zu vernehmen, ob diese und keine andere die Absichten des Kaisers wären?" — Der Kaiser ließ ihm durch den Dollmetscher antworten: „daß es sich so, wie er gesagt, verhalte, und daß schon mehrere maurische Männer, Weiber und Kinder, die Unterthanen des Königs von Tunis seyen, gefangen, von Seiner Majestät aber sogleich frei gegeben worden wären. Auch hätten Seine Majestät ihren gesammten Kriegsvölkern auf das strengste verboten, den Unterthanen

ſich Herr v. Granvella und einige Sekretäre befanden, verfolgt und gejagt, wurde ſie bald erreicht. Als ſie gewahrte, daß ſie nicht mehr entrinnen könne, überließ ſie ſich dem Ungefähr, um wenigſtens die Mannſchaft zu retten, und ward vom Winde ans Land geworfen. Hier ſprangen nun ſogleich alle darauf befindlichen Leute ins Meer, erreichten das Ufer, und flohen längs demſelben. Aber einige Soldaten, welche dieſem Vorfalle zugeſehen und ſich gedacht hatten, daß es da Beute geben könne, liefen den Fliehenden entgegen, und nahmen ſie gefangen. Die Matroſen der Galeere mit dem Adler, und der andern ſprangen in das Boot, ſo viele es nur faſſen konnte; andere warfen ſich ins Meer, und erreichten ſchwimmend das genommene Schiff, raubten, plünderten, und nahmen an Geräthſchaften, was ſie konnten. Alsbald wurde das Schiff von dem Kapitän Antonio Doria im Namen des Prinzen von Melphi beſetzt, und die Plünderer herausgejagt. Man fand darin die köſtlichſten Gewürze, Spezereien und andere Kaufmannswaaren, die von Konſtantinopel kamen, und einem jüdiſchen Kaufmann gehörten. Der Hauptantheil der Priſe des General-Kapitäns Prinzen Andreas Doria wurde auf 20 — 30,000 Dukaten geſchätzt.

Mehrere Chriſtenſklaven entwiſchten den Feinden, und flüchteten ſich ins chriſtliche Lager; auch führte man einige gefangene Türken und Mauren dem Kaiſer vor, um von Barbaroſſa Kundſchaft einzuziehen. Ihre Ausſagen waren verſchieden. Einige ſagten: er wäre in Tunis; andere: er wäre in Goulette. Doch darin ſtimmten alle überein, daß die Feſte Goulette mit Geſchütz und allem zur Vertheidigung Nothwendigen hinlänglich

versehen, und wohl befestiget sey, auch eine starke Anzahl guter Kriegsvölker zur Besatzung habe, so daß eine Unternehmung gegen sie nicht so schnell versucht, weder dieselbe beim ersten Anlauf genommen und so leicht erobert werden könnte, ohne einen großen Theil des Heeres und der Flotte aufs Spiel zu setzen. Es wurde daher in Erwägung gezogen: ob es nicht zu schnellerem Erfolg besser wäre, gerade auf Tunis loszugehen? Allein in Betrachtung des Schadens und der Gefahren, denen das christliche Heer, wenn es diese Feste hinter sich ließe, während seinem Zuge, besonders rücksichtlich der nachzuführenden Lebensmittel, sich aussetzte, wurde für das beste erkannt und beschlossen: vor allem Goulette einzunehmen. Zu diesem Ende ließ der Kaiser das Lager näher an Goulette in einer Entfernung von einer halben Stunde schlagen, mit der größten Thätigkeit an Aufwerfung der Laufgräben, Bollwerke und Schanzen arbeiten, um das schwere Geschütz, das sehr schön, zahlreich, gut ausgerüstet, und mittlerweile ausgeschifft worden war, einführen und den Thurm von Goulette beschießen zu können. Mit diesen Arbeiten wurde vom 18. bis 23. Juny, dem Vorabend des heiligen Johannes des Täufers, fortgefahren, wo die Laufgräben schon ziemlich vorgerückt, und auch mehrere Schanzen zu Schutz und Vertheidigung des Lagers erbaut waren, theils um sich gegen die Kugeln aus Goulette zu decken, theils um die Feinde in Zaum zu halten, die das Heer mit täglichen Scharmützeln beunruhigten.

An diesem Tage machte eine große Anzahl Reiter und Fußvolk aus Goulette einen Ausfall auf den neapolitanischen Obersten Grafen Sarvo, der mit einigem

italienischen Fußvolk ein Bollwerk zur Deckung der in den Laufgräben Arbeitenden besetzt hatte. Sie überfielen plötzlich und mit äußerstem Ungestüm diese Schanze, in der Meinung: sie im ersten Anlauf wegzunehmen. Allein Graf Sarvo und seine Kriegsmänner, obschon ihnen nur die Vertheidigung des anvertrauten Platzes oblag, begnügten sich nicht, den Feinden zu widerstehen, sondern gingen aus der Schanze heraus den Feinden entgegen, die sich gleich zurückzogen, jedoch mit der ihnen aus Goulette zu Hilfe eilenden Verstärkung sich vereinigten, und nun wieder auf die Christen eindrangen, die, geringer an Zahl, von der Nachtwache und vom Kampfe erschöpft, endlich weichen mußten. Zugleich mit den Wälschen erstiegen die Feinde den Wall; doch eine in der Nähe aufgestellte Schaar spanischen Fußvolks eilte ihnen zu Hilfe, und kämpfte so tapfer, daß die Feinde aus der Schanze wieder herausgeschlagen wurden. In diesem Gefechte blieb der Graf Sarvo, von einem Hakenschuß vor der Schanze getroffen. Einer seiner Neffen wurde verwundet, und acht christliche Soldaten blieben auf dem Platze. Von den Feinden wurden mehr als 50 Mann getödtet; die Verwundeten ungerechnet. Durch einige Gefangene und ins Lager geflüchtete Christensklaven erfuhr man, daß in diesem Gefechte drei türkische Hauptleute geblieben wären; vornehme Personen, wegen denen die Feinde großes Aufheben machten. Mehrere feindliche Reiter versuchten auch, ihre Körper vom Schlachtfelde zurückzubringen, durften aber nicht so nahe kommen. Der Kaiser bedauerte sehr den Verlust des Grafen von Sarvo, eines Mannes von vielem Verdienst und guten Eigenschaften. — Allein der Krieg will seine Opfer.

zurück. Bei dieſem Gefechte blieben über 50 Feinde. Die Chriſten zählten nur 7 Todte und Verwundete. Unter dieſen wurde der Marquis von Montejar, Hauptmann in der Reiterei, durch einen Lanzenwurf in die Hüfte verwundet, doch aber davon gänzlich hergeſtellt.

Während man mit den Belagerungsarbeiten beſchäftigt war, langten von Zeit zu Zeit aus den kaiſerlichen Ländern Fregatten und andere Kriegsſchiffe mit Kriegsvolk und Lebensmitteln an. Auch mehrere hohe, vornehme und im Kriege wohl erfahrene Perſonen aus Neapel, Sizilien und andern Gegenden fanden ſich im Lager ein. Unter andern kam auch der Marquis Don Alarçon, ein Mann von großen Eigenſchaften und vieler Kriegserfahrung, und brachte in Galeeren und andern Schiffen über 120 vornehme Männer, Baronen, Edelleute und andere Neapolitaner und Sizilianer mit. Ferners langte bald darauf an Don Fernando de Gonzaga, durch Klugheit und Kriegsthaten hoch berühmt.

Am letzten Juni kam endlich der König von Tunis, genannt Mulay Alhazen, in Begleitung von 200 mauriſchen Reitern ins chriſtliche Lager. Er war auf den zwölf Galeeren, die ihm der Kaiſer entgegengeſchickt hatte, übergefahren, und hatte eine halbe Stunde vom Lager gelandet. Sobald der Kaiſer hievon Nachricht erhielt, ließ er alle Trompeten erſchallen; das ganze Heer ſtellte ſich in Schlachtordnung, um den König zu empfangen. Und um dieſem alle königliche Ehren zu bezeigen, ging ihm der Herzog von Alba, der Marquis von Alarçon und der Graf von Benevent mit mehreren Edelleuten des kaiſerlichen Gefolges entgegen; dieſen folgten einige Abtheilungen Fußvolks. Der König wurde zu dem Zelt des Kaiſers geführt,

„des Königs von Tunis weder Schaden, noch Leides „zuzufügen. Wenn daher der König sich als Feind des „Barbarossa und der Türken zeigen, und gegen ihn „auftreten wolle, so würde Seine Majestät, was Sie „betrifft, alles Mögliche thun. Doch sey es nöthig, „Waffen, und nicht bloß Worte zu führen. Denn das „kaiserliche Heer, so mächtig und gut ausgerüstet es „auch sey, könne hier nicht lange müßig bleiben, son„dern werde alsbald zu Thaten schreiten."

Mit dieser Antwort wurde der Maure entlassen. Er versprach binnen vier Tagen die Antwort seines Gebieters zu bringen. Es wurden ihm hundert Doppel-Dukaten nebst reichen Gewändern von Tuch, Gold und Seide zum Geschenk gemacht, um die Freygebigkeit und Herrlichkeit des Kaisers zu zeigen.

Am folgenden Tag (25. Juny) kamen drei Mauren zu Pferd ins Lager zum Kaiser, wovon zwei braun, der dritte ein Neger war, gekleidet nach der Landessitte, auf den Schultern sehr lange Picken tragend, ein breites Schwert an der Seite, einen Dolch am linken Arm, und mit einer großen gelben Haut bedeckt. Diese überreichten dem Kaiser ein Schreiben, welches nach ihrer Versicherung vom König von Tunis selbst wäre, und ein anderes Schreiben gleichen Inhalts von den vornehmsten Scheiks und Hauptleuten, seinen Verwandten und Verbündeten, welches also lautete: „Lob den Barmherzigen! — Wir benachrichtigen die „Christen des Heeres, daß wir Ceidnaazen in Eurer „Nähe sind. Gebt uns bekannt, wo wir uns mit Euch „vereinigen können. Die Überbringer dieses werden Euch „den Zustand beschreiben, in welchem wir sind, und „was sich zugetragen hat. Alle Mauren lassen Euch

„ſagen, daß ſie einig ſind in einer Sache, und eng „verbunden. Das Übrige werdet Ihr mündlich von ih„nen erfahren."

Dieſes Schreiben war mit dem Handzeichen des Königs verſehen, ohne Siegel und Unterſchrift, die nach ihrer Ausſage bey ihnen nicht üblich wären. In der Hauptſache ſagten die drei Mauren, daß der König, ihr Gebieter, und die Scheiks, ſobald ſie die Ankunft des Kaiſers mit der Flotte erfahren, ſie an ihn abgeſchickt hätten, um in Erfahrung zu bringen, auf welche Art Se. Majeſtät ſich mit dem Könige zu ſeiner Wiedereinſetzung in Tunis vereinigen wollten, indem ſie hiezu allen möglichen Beiſtand und Hilfsleiſtung anböthen. Auch wolle der König in Perſon zu Se. kaiſ. Majeſtät kommen, um zu berathſchlagen, was zu thun ſey. Der König laſſe den Kaiſer bitten, ihm einige Galeeren zu ſchicken, um ihn zur See ins Lager zu bringen.

Der Kaiſer fertigte unverzüglich zwei Mauren an den König von Tunis ab, mit der Antwort: „daß es „ihm ein Vergnügen wäre, die Willensmeinung des „Königs zu vernehmen, daß der König mit ſeinen „Scheiks, Verwandten und Freunden zu ihm kommen „wolle. Er werde ihm die verlangten Galeeren zuſchi„cken." Der Kaiſer gab auch ſogleich Befehl, daß zwölf Galeeren mit einer vornehmen Perſon dahin abgeſchickt würden. Mit dieſer Antwort kehrten die zwei Mauren zurück, und wurden, ſo wie auch der Zurückbleibende, mit Kleidern von Tuch und Seide beſchenkt.

Die ungläubigen feindlichen Türken hatten zwiſchen Goulette und Tunis auf einer Seite des kaiſerlichen Lagers mehrere ſchwere Stücke aufgeführt, aus denen ſie öfters bis ins Lager ſchoßen. Bei dieſem Ge-

ſchütz lagerte unter Olivenbäumen die Reiterei des Barbaroſſa. Und wie oft auch der Kaiſer ſeinen Kriegsleuten verboten und unterſagt hatte, ſich in Gefechte mit dieſen türkiſchen Reitern einzulaſſen, wegen ihrer Art zu ſcharmutziren, und ihrer Gewohnheit, ſich mit Schnelligkeit zurückzuziehen, wenn ſie ſahen, daß man geſchloſſen bliebe, ſo wurde dieſes dennoch nicht befolgt. Um daher dieſen ewigen Scharmützeln ein Ende zu machen, und jedem Schaden, der dem Geſchütz und der Mannſchaft im Lager zugefügt werden konnte, vorzubeugen, auch um den Ruf der Artillerie zu ſchonen, beſchloß der Kaiſer, die Türken in ihren Schlupfwinkeln hinter den Oliven und Feigenbäumen aufzuſuchen, und ſie daraus zu vertreiben.

Zu dieſem Ende ließ der Kaiſer am Samſtag (26. Juny) in aller früh mit Trompeten und Trommeln das Zeichen zum Angriff geben, und ordnete ihn folgender Maßen an: Voraus marſchirten die Reiter; dann zwei Schlachthaufen, der eine aus deutſchen, der andere aus ſpaniſchem Fußvolke beſtehend; hinter dieſen ritt der Kaiſer mit den Edlen und allen Reitern ſeines Hauſes; den Schluß machte eine Schaar Hakenſchützen. In dieſer Ordnung rückte man gegen die Feinde an, die ſo tapfer angegriffen wurden, daß ſie ſogleich ihr Geſchütz im Stich ließen; endlich flohen auch die Türken, bei 1000 Pferde ſtark, mit dem ganzen Fußvolk. Der Kaiſer verfolgte die flüchtigen Feinde, bis er im Angeſicht der Stadt Tunis, auf eine Stunde Entfernung, angelangt war. Weiter fand er nicht für gut, die Verfolgung fortzuſetzen, und kehrte daher, da ohnehin der Zweck dieſer Unternehmung vollkommen erreicht war, mit ſeinem Kriegsvolk wieder ins Lager

zurück. Bei dieſem Gefechte blieben über 50 Feinde. Die Chriſten zählten nur 7 Todte und Verwundete. Unter dieſen wurde der Marquis von Montejar, Hauptmann in der Reiterei, durch einen Lanzenwurf in die Hüfte verwundet, doch aber davon gänzlich hergeſtellt.

Während man mit den Belagerungsarbeiten beſchäftigt war, langten von Zeit zu Zeit aus den kaiſerlichen Ländern Fregatten und andere Kriegsſchiffe mit Kriegsvolk und Lebensmitteln an. Auch mehrere hohe, vornehme und im Kriege wohl erfahrene Perſonen aus Neapel, Sizilien und andern Gegenden fanden ſich im Lager ein. Unter andern kam auch der Marquis Don Alarçon, ein Mann von großen Eigenſchaften und vieler Kriegserfahrung, und brachte in Galeeren und andern Schiffen über 120 vornehme Männer, Baronen, Edelleute und andere Neapolitaner und Sizilianer mit. Ferners langte bald darauf an Don Fernando de Gonzaga, durch Klugheit und Kriegsthaten hoch berühmt.

Am letzten Juni kam endlich der König von Tunis, genannt Mulay Alhazen, in Begleitung von 200 mauriſchen Reitern ins chriſtliche Lager. Er war auf den zwölf Galeeren, die ihm der Kaiſer entgegengeſchickt hatte, übergefahren, und hatte eine halbe Stunde vom Lager gelandet. Sobald der Kaiſer hievon Nachricht erhielt, ließ er alle Trompeten erſchallen; das ganze Heer ſtellte ſich in Schlachtordnung, um den König zu empfangen. Und um dieſem alle königliche Ehren zu bezeigen, ging ihm der Herzog von Alba, der Marquis von Alarçon und der Graf von Benevent mit mehreren Edelleuten des kaiſerlichen Gefolges entgegen; dieſen folgten einige Abtheilungen Fußvolks. Der König wurde zu dem Zelt des Kaiſers geführt,

der, von dem Prinzen von Portugal und andern Prinzen, Herzogen, Grafen und vornehmen Herren umgeben, ihn erwartete. Als ſich der König näherte, grüßte ihn der Kaiſer, und reichte ihm die Hand. Der König neigte ſich mit einer tiefen Verbeugung, und ſetzte ſich hierauf nach Landesſitte auf einen Teppich auf die Erde, der Kaiſer auf ſeinen Stuhl nieder. Einige Scheiks ſetzten ſich um den König ebenfalls auf die Erde. Die Unterredung wurde mittels eines Dolmetſchers gehalten, und der König ſodann im Lager herumgeführt, um alle Kriegsvölker zu ſehen, die bei ſeiner Annäherung ihre Gewehre und das Geſchütz abfeuerten. Hierauf geleitete man den König in den Pavillon des Herrn von Pradt, Ordensritter und zweiten Kämmerer des Kaiſers, und ſetzte ihm und ſeinen Begleitern friſches Waſſer, Backwerk und allerlei Süßigkeiten vor; denn ſie trinken weder Wein, noch eſſen ſie Fleiſch, wenn es nicht nach ihren Geſetzen und Gebräuchen geſchlachtet iſt. Sie ſagten, daß ihnen 7 bis 800 Kamehle mit Lebensmitteln und andern Sachen nachkommen würden, und daß 15 bis 16,000 Reiter in den Bergen wären, von denen man aber nie etwas zu ſehen bekam. Alle dieſe Leute waren nach mauriſcher Sitte gekleidet, trugen bis vierzig Spannen lange Picken, ein Schlachtſchwert auf der Seite, und einen großen ſchneidenden Dolch am linken Arm befeſtigt.

So ward dieſer König gütig und freundlich empfangen, mehr aus Mitleiden, Höflichkeit, Großmuth und Milde des Kaiſers, als wegen des Beiſtandes, den er der Unternehmung geben konnte; denn er war von Barbaroſſa gänzlich aus ſeinem Königreich vertrieben. Auch war die Macht des Kaiſers zu Waſſer und

zu Land allein hinlänglich, nicht bloß um Barbaroſſa zu vernichten, ſondern auch um das ganze Königreich zu erobern, wenn dieß Seiner Majeſtät gefallen hätte. Indeß ſchien es doch ſehr angemeſſen, dem Könige einen ſolchen Empfang zu gewähren, um dadurch die Mauren zu gewinnen, und zu zeigen, daß dieſer Zug nur gegen Barbaroſſa und ſeine Türken, die Tunis unterjocht hatten, gerichtet wäre; endlich auch um zum Beſten der Chriſtenheit ſich für die Zukunft der friedlichen Geſinnungen des Königs und ſeiner Unterthanen zu verſichern; welches beſonders für die kaiſerlichen Küſtenländer von der größten Wichtigkeit iſt, wie man dieß bei dieſer Gelegenheit deutlich einſehen konnte. — Die drei erſten Tage des Julimonats wurde mit größter Thätigkeit an den Laufgräben und Schanzen fortgefahren, um bald Goulette beſchießen zu können. Auch erbaute man auf einigen nahen Hügeln mehrere Schanzen, theils aus mit Erde gefüllten Tonnen, theils durch Erdaufwürfe, beſetzte ſie mit Mannſchaft und Geſchütz, um die Flanken des Lagers gegen die Anfälle der Feinde zu ſichern, die ſelbe etwa im Augenblicke des Sturmes auf Goulette unternehmen könnten.

Das chriſtliche Lager wurde während der Belagerung zweimal abgebrochen, um ſich Goulette mehr zu nähern; welches nicht ohne große Mühe und Verdruß geſchah, da alle Zelter und Pavillons übertragen werden, auch die Soldaten ihre Hütten, die ſie mit vieler Mühe erbaut, mit Gräben und Aufwürfen verſehen, und ſich darin manche Bequemlichkeit verſchafft hatten, hauptſächlich aber, weil ſie einige Brunnen verlaſſen mußten. Das Heer litt ohnehin großen Waſſermangel, da außer den in der Nähe des Waſſerthurms

gelegenen Brunnen keine lebendigen Quellen und Bäche in der ganzen Gegend anzutreffen waren; selbst diese Brunnen waren durch das immerwährende Schöpfen in kurzer Zeit getrübt und verdorben. Auch mehrere ausgegrabene Brunnen hielten sich nicht lange, da sie wegen der Nähe des Meeres den Salzgeschmack annahmen.

Während man an den Approchen und Vorbereitungen zum Breschеschießen arbeitete, wurde das christliche Lager sehr oft zur Nachtzeit allarmirt, auch gab es täglich Scharmützel.

Am 4. Juli Morgens bemerkten die Türken in Goulette, eine starke Abtheilung kaiserlichen Fußvolks und mehrere Reiterschaaren aus dem Lager ziehen. Es war dieß die Bedeckung der Reitknechte und Diener, die nach den nächsten Ortschaften, deren Bewohner entflohen waren, gingen, um dort Lebensmittel, Stroh, Hafer, Gerste und Holz zu holen. Die Türken, die aus dieser Ursache die Schanzen von ihren Vertheidigern entblößt zu finden, und sie im ersten Anlauf einzunehmen hofften, machten daher Nachmittag einen Ausfall auf die Verschanzungen des christlichen Lagers. In dem nämlichen Augenblick erhob sich ein äußerst heftiger Wind, der den Staub und Sand so in die Höhe trieb, daß die Luft davon verfinstert ward, und kaum einer den andern sehen konnte; zugleich donnerte und blitzte es heftig. Und ungeachtet dieses schrecklichen Wetters wurde der Kampf noch lange und mit solcher Wuth von beiden Seiten fortgesetzt, daß das ganze christliche Lager unter die Waffen treten mußte, da man auch einen feindlichen Angriff im Rücken des Lagers erwartete. Doch mit Gottes

Hilfe und den ſchnellen und klugen Anordnungen behaupteten ſich die chriſtlichen Krieger mit vieler Tapferkeit in den ihrer Vertheidigung anvertrauten Schanzen und Bollwerken, trieben die Feinde zurück, und verfolgten ſie bis an die Feſte Goulette, ſo zwar, daß die Chriſten ſchon einige feindliche Schanzen erſtiegen, und einige Paniere erobert hatten. Dieſes Gefecht lief nicht ohne Niederlage mehrerer Feinde und nur mit geringem Verluſte der Chriſten ab.

Dieſe Gefechte wurden öfter wiederholt, und täglich aus Goulette mehrere Kugeln bis ins Lager geworfen. Unter dieſen fand man große Kugeln von Eiſen und Erz mit der Marke und dem Zeichen der Lilien, die leichtlich zu erkennen gaben, aus welcher Boutique und von welchem Apotheker dieſe Pillen kämen. Was Vieles denken und glauben ließ, woran man bisher noch gezweifelt hatte.

Auf der einen Seite von Goulette, gegen Tunis hin, iſt ein Kanal, der das Meer mit einem See vereinigt, welch letzterer ſich bis nahe an Tunis hinzieht. Brigantinen und Barken führten auf dieſem See Lebensmittel und Verſtärkungen der Beſatzung von Goulette zu. Um dieß zu hindern, beſchloß der Kaiſer 40 bis 50 Barken der Flotte in dieſen See zu ſetzen. Von Menſchenhänden wurden ſie vom Meeresufer zu Land bis in den See gezogen, und ſogleich mit Mannſchaft und Geſchütz bewaffnet, um die Feinde anzugreifen, und zugleich das Lager von dieſer Seite zu ſchützen. Doch fanden dieſe Barken wegen der großen Laſt des Geſchützes und der Mannſchaft nicht genug Tiefe zum Schiffen, und mußten daher mit großer Mühe und Arbeit wieder zurückgebracht werden.

Samstag den 10. Juli empfand der Kaiser Schmerzen in einem Fuße, wie dieß auch einige Tage früher der Fall war, als derselbe von den Arbeiten zurückkehrte, bei denen er immer, und überhaupt überall, wo es die Ordnung des Lagers und die gute und schnelle Leitung der Unternehmung erheischte, selbst zugegen war. Vielleicht hat es Gott am besten so gefügt, um zu verhüten, damit der Kaiser sich nicht so außerordentlich anstrenge und bemühe, und ihm kein größerer Unfall begegne, indem er Vieles selbst anordnete und ausführte, was zur Schuldigkeit seiner Unterbefehlshaber gehörte, besonders bei den Ausfällen und Scharmützeln, wo er sich bei dem heftigen Geschützfeuer der größten Gefahr aussetzte, da die Kugeln keinen Unterschied der Person kennen.

Am Montag wurde während eines sehr windigen und staubigen Wetters das Lager noch näher an Goulette geschlagen. Nachdem die Laufgräben beendigt, die Geschütze auf Lafetten gesetzt und in den Schanzen eingeführt waren, beschloß der Kaiser, Bresche zu schießen, und den folgenden Tag einen Sturm auf Goulette zu wagen. Zu diesem Ende wurde der Befehl gegeben, daß ein Jeder bei seiner Abtheilung und nach seinem Range und Stand in Bereitschaft sey. An diesem Tage konnte jedoch wegen des fortdauernden Windes, und da auch das Meer sehr hoch ging, nichts unternommen werden. Man verschob es daher auf den Dienstag. Indeß fiel wieder ein Scharmützel mit den Ungläubigen vor, welche einen hohen, auf einem Hügel in der Entfernung einer viertel Stunde vom Lager gelegenen Thurm angriffen, in dem zehn Hakenschützen bloß als Wache waren. Diese wurden dergestalt ge-

drängt, daß, obschon sie einen Sturm ausgehalten, und den Thurm tapfer vertheidigt hatten, sie sich endlich hätten ergeben müssen, wenn ihnen nicht aus dem Lager eine Unterstützung gekommen wäre. Bei dem Anblick derselben ergriffen die Feinde sogleich die Flucht, wie sie dieses bei allen Scharmützeln, ohne einen geschlossenen Anfall zu erwarten oder auszuhalten, zu thun pflegen. Ihre größte Stärke besteht darin, daß sie unvermuthet erscheinen, einige verlorene Schüsse geben, auf ihren Pferden gleich Verzweifelnden herumsprengen, und so viel Schaden als möglich anrichten. Wenn es aber zu einem ernsthaften Gefechte kommen soll, so suchen sie das Weite, welches bei der Leichtigkeit und Schnelligkeit ihrer Pferde, und bei der Gewandtheit ihres nicht mit Waffen überladenen Körpers ihnen immer gelingt.

Dienstag am 13. Juli erlaubten das Wetter und Meer eben so wenig als am vorhergehenden Tage, die Beschießung anzufangen. Der Kaiser, nachdem er alle Bollwerke, Laufgräben, Schanzen und das Geschütz besichtigt hatte, ließ noch eine Platteform errichten, um den Feinden mehreren Schaden zuzufügen; welches auch alsogleich ins Werk gesetzt wurde. Übrigens blieb Alles in Bereitschaft und Verfassung, um mit Hilfe Gottes, für dessen Ruhm und Dienst man kriegte, am folgenden Tag (Mittwoch) die Bresche zu schießen und den Sturm zu geben. Der Kaiser ging in die Laufgräben, besuchte die Läger der spanischen, italienischen, deutschen und burgundischen Soldaten, und gab ihnen mit vieler Huld und Herablassung freundliche Worte; er erinnerte sie an die gelungenen Kriegsthaten, die sie vollbracht; „er habe stets sein ganzes Vertrauen in

sie gesetzt; da sie so gut sich gehalten, wo er nicht zugegen gewesen, so hoffe er, daß sie bei einer Unternehmung, wo er selbst gegenwärtig sey, ihre ganze Tapferkeit und Ausdauer beweisen würden." Diese Reden verdoppelten den Muth der Krieger. — Zu gleicher Zeit näherten sich die Galeeren, Galeonen und übrigen Schiffe, die Goulette von der Seeseite beschießen sollten, und stellten sich in Schlachtordnung, nachdem sie alle Maste abgenommen hatten, um sie nicht den feindlichen Kugeln bloß zu stellen. Obschon am Dienstag Abends das Meer noch so hoch ging, daß die Wellen sogar einige am Gestade stehende Zelte weggerißen hatten, und man daher zweifelte, daß die Beschießung den folgenden Tag werde vorgenommen werden können, so ward doch das Wetter in der Nacht auf einmal so günstig, daß am Mittwoch (14. Juli) schon vor Tagesanbruch das ganze christliche Heer schlagfertig stand. Mit dem ersten Strahl der Sonne begann das Geschütz von allen Seiten zu Wasser und zu Lande zu spielen; das Feuer wurde mit außerordentlicher Heftigkeit fortgesetzt, und mit größter Thätigkeit und Geschicklichkeit von den erfahrensten Kriegsleuten ohne mindester Unterbrechung unterhalten. Binnen wenigen Stunden waren die Mauern der Feste Goulette, hinter denen das Geschütz stand, und die auswärtigen Verschanzungen erschüttert, gebrochen und in Trümmer gelegt; viele Stücke waren demontirt; die übrigen konnten nicht mehr bedient werden. Große Stücke der Mauern des Thurmes stürzten herab, und mehrere Galeeren des Barbarossa wurden in Grund gebohrt. Die Feinde, den Untergang und Ruin ihrer Festung vor Augen, wußten beim Anblick der furchtbaren Macht des christ-

lichen Heeres nicht mehr, ob ihnen eine andere Hoffnung als die Flucht übrig bliebe. Der Kaiser war überall, ordnete selbst an, zeigte die größte Geistesgegenwart, Thätigkeit und die hochherzigste Tapferkeit mehr als ein Hektor und Achilles, und befand sich, so lang das Feuer anhielt, immerwährend in den Laufgräben, damit die Bresche immer mehr erweitert, und dadurch beim Sturmlaufen der Verlust an Kriegsleuten vermindert werde, die schon vor Begierde brannten, zum Sturm geführt zu werden, und nur durch den Kaiser zurückgehalten werden konnten. Endlich Nachmittag zwischen ein und zwei Uhr ward das Zeichen zum Angriff gegeben. Die Truppen rückten mit solcher Entschlossenheit und Ungestüm zum Sturm vor, daß, da die Breschen und die Eingänge nicht breit genug waren, um alle die Tapfern zu fassen, welche die Ersten seyn wollten, diese auf Leitern und andere Arten die Mauern erstiegen, und in die Feste eindrangen. Alle Galeeren und in dem Kanal von Goulette befindlichen Schiffe, mehr als 150 an der Zahl, die ganze sehr schöne und zahlreiche Artillerie, eine ungeheure Menge Pulver, Kugeln und Munition, fielen den Siegern in die Hände. Die Feinde räumten die Feste, nachdem sie dieselbe als wackere Kriegsleute tapfer vertheidigt, und dem kaiserlichen Heere den hartnäckigsten Widerstand, dessen ein Kriegsvolk nur fähig ist, geleistet hatten. Nicht alle konnten entfliehen; viele wurden theils auf der Flucht zu Lande, theils auf dem See erreicht, und da sie sich zur Wehre setzten, niedergemacht.

Man kann sich vorstellen, welchen Verdruß, Zorn und Wuth die Nachricht von diesem Unfall dem Bar-

baroſſa verurſachen mußte. Es iſt beſonders zu bemerken, daß die auf den kaiſerlichen Galeeren befindlichen türkiſchen Gefangenen, als ſie die Flucht der Ihrigen aus Goulette ſahen, einen ſolchen Ärger und Verdruß darüber hatten, daß mehrere von ihnen ſich mit eigener Hand die Gurgel abſchnitten, da ſie, bei den Füßen an die Galeeren angeſchmiedet, nicht ins Meer ſpringen konnten.

Der König von Tunis war ſeit ſeiner Ankunft mit ſeinen Mauren immer im chriſtlichen Lager geblieben; er und ſein Gefolge wurde auf kaiſerliche Unkoſten auf das köſtlichſte bewirthet, und zu ſeiner Aufwartung waren überdieß einige Offiziere beſtimmt. Er brachte faſt die ganze Zeit auf einem Teppich ſitzend zu. Selbſt bei der Mahlzeit ſaß er ſo, daß die Füße eben ſo nahe am Teller waren, als die Hände; oft handhabte er beim Eſſen einen Fuß. Die Sache war ſehr ſonderbar anzuſchauen; allein es iſt die Sitte und der Gebrauch dieſer Nation; denn alle übrige Mauren machten es eben ſo. Sie ſaßen um den König herum, ſchlecht gekleidet und halb nackt, ſchrien ohne alle Ceremonien alle auf einmal, und mehr als der König ſelbſt, welcher immer eine gewiſſe Würde beibehielt. Doch bemerkte man nicht, daß die Mauren einigen Beiſtand zur Wiedereinſetzung ihres Königs leiſten wollten, obwohl er verſicherte, daß mehrere ihm zu Hilfe kommen würden, und ſchon auf dem Wege wären. Der Kaiſer rechnete auch nicht auf dieſe Unterſtützung, ſondern glaubte, ſie würden ſich nicht eher erklären, als bis ſie den Erfolg der Erſtürmung von Goulette ſehen werden. — Allein weder früher noch ſpäter bemerkte man bei den Arabern einigen guten Willen für

ihren König, der sammt seinen Leuten sich über die Macht und Heldenthaten des kaiserlichen Heeres höchlich wunderte.

Jeder kann sich die Freude und Wonne vorstellen, welche dieser Sieg im christlichen Lager verbreitete. Alles lief nach Goulette, um die Wirkung des Geschützes und den Ort selbst zu sehen, welches ein grosser viereckigter Thurm von zwei Stockwerken, inwendig 40 und auswendig 50 Schritte breit ist, im Innern eine Zisterne und mehrere Gewölbe hat, um Lebensmittel und andere Vorräthe zu verwahren. Man fand darin mehrere Bogen und eine große Menge Pfeile, an deren obern Ende ein kleines Eisen befestiget war, das, wenn der Pfeil traf und aus der Wunde herausgezogen wurde, im Körper stecken blieb. Das in Goulette vorgefundene Geschütz ist schön und zählte theils an schwerem und leichten Kaliber, theils an Doppelhaken bei 400 Stücke; unter diesen eines von ausserordentlicher Größe schoß eine Kugel vom Umfange eines Hutes. Einige der größten und besten Stücke waren mit Lilien besäet, andere mit F F, einem Salamander und der Devise: Nutrisco et extinguo, und zugleich mit arabischen Lettern bezeichnet.

Da solche Kriegsthaten nicht ohne beiderseitigen Schaden und Verlust ablaufen, und wer dem Kriege dient und folgt, von demselben auch Unterpfänder erhält, so gab es auch im christlichen Heere mehrere verwundete Krieger. Einige hatten von großen Kugeln Arme, Beine und Füße zerschmettert, und Glieder abgeschossen; bei einigen hingen sie noch an der Haut und Nerven, wurden aber sogleich abgenommen und mit glühenden Eisen gesengt, daß es zum Erbarmen

war, dieſes Elend und dieſen Jammer unter ſo vielen Glücklichen zu ſehen. Obſchon in Zelten und Pavillons Hoſpitäler angelegt, und dabei Ärzte und Offiziere angeſtellt waren, um die armen verwundeten und verkrüppelten Soldaten aufzunehmen, ſo war es doch nicht möglich, Allen Hilfe und Heilung zu bringen. Manche waren ſo glücklich, gleich zu ſterben, und nicht langſam zu verſchmachten. Ihre Seelen konnten ſich glücklich preiſen, für die Sache Gottes gefallen zu ſeyn.

Bald nach der Beſtürmung wurden 600 Soldaten zur Beſatzung von Goulette beſtimmt. Die todten Körper der Feinde, deren eine große Anzahl war, wurden nebſt vielen durch das Geſchütz getödteten Kamehlen in große Gruben begraben, um die Verpeſtung der Luft zu verhüten. Eben ſo auch die Körper der chriſtlichen Soldaten, die das Feuer aus Goulette hingerafft hatte, wurden begraben, und Kreutze auf ihre Grabhügel geſtellt.

Donnerſtag am 15. Juli, den Tag nach dem Siege, ließ der Kaiſer alle Anführer, Oberſten und Hauptleute ſeiner Kriegsvölker, auch die Perſonen ſeines Staatsrathes zu ſich kommen, um zu berathſchlagen, wie man den errungenen Sieg verfolgen ſolle, und was nun zu unternehmen ſey? Worauf beſchloſſen ward, daß das ganze Heer gegen die Stadt Tunis aufbrechen ſolle. Zu dieſem Ende wurde der Befehl gegeben, daß ſich Alles in Bereitſchaft ſetzen ſolle.

Samſtag den 17. Juli traten einige Abtheilungen deutſchen und ſpaniſchen Fußvolks mit 12 Artilleriestücken, die von Menſchen fortgezogen wurden, den Marſch gegen Tunis an, wohin der Reſt des Heeres mit dem Kaiſer folgen ſollte. Doch wegen der auf dem Wege

und ſonſt gefundenen Schwierigkeiten mußte dieſer Vortrab zurückberufen, und das Geſchütz zurückgebracht werden.

Am Sonntag und Montag (18. und 19. Juli) wurde das ſchwere Geſchütz mit ſeinen Lavetten, Rädern und andern Zeuge, auch der Überreſt der Kugeln und Munition, die zur Beſchießung Goulette's ausgeladen worden, wieder eingeſchifft.

Der Kaiſer befand ſich, da er den nach Tunis beſtimmten Vortrab hatte zurückberufen müſſen, in einer ſchwierigen Lage. Der vom Barbaroſſa vertriebene König von Tunis hatte groß gethan, daß die Vornehmſten der Araber, ſeine Verwandten, ihm ergeben, und eine große Anzahl derſelben zu Pferde wären; und daß ſelbſt ein Theil der Einwohner der Stadt und Vorſtädte bei dem erſten Unfall des Barbaroſſa ſich für ihn erklären würden. Nichts deſto weniger war noch kein Mann erſchienen; auch hatten ſeine Unterthanen nicht die mindeſte Bewegung zu ſeinen Gunſten gemacht. Hiezu kam noch die Schwierigkeit, das Heer während dem Marſche, indem es ſich immer mehr vom Meere entfernte, mit Lebensmitteln und Trinkwaſſer zu verſehen, da dieſes in der ganzen Gegend wegen Mangel an Quellen und Bächen nicht zu haben war, bis auf einige Brunnen, die aber von den Feinden leicht verdorben werden konnten. Endlich mußte das Geſchütz von Menſchen gezogen werden, da man zu dieſem Zweck keine Pferde auf den Schiffen mitgebracht hatte. — Auf der andern Seite bedachte der Kaiſer, daß Barbaroſſa, wenn er im Beſitz von Tunis bliebe, ſich mit der Zeit wieder verſtärken und erholen könnte, zum Schaden der Chriſtenheit, inbeſondere aber zum Nach-

theil der Küſtenländer und Unterthanen des Kaiſers; auch hatte er Erbarmen mit der großen Anzahl Chriſtenſklaven, die Barbaroſſa in Tunis eingeſperrt hielt, und Mitleid für die unglückliche bejammernswerthe Lage des Königs von Tunis, der ſonſt verzweifeln müßte, je in ſein Land zurückzukehren; endlich kam noch die Betrachtung hinzu, daß es immer beſſer ſey, wenn dieſer ſein Königreich zurück bekäme, als es dem Barbaroſſa zu laſſen, der es mit Trug und Hinterliſt auf eine tyranniſche Weiſe an ſich geriſſen; und daß der König ſeine Wiedereinſetzung, dieſe größe Wohlthat, nie vergeſſen, und dafür der Chriſtenheit, dem Kaiſer und ſeinen Unterthanen immer dankbar bleiben würde. Dieſe Gründe beſtimmten den Kaiſer nach langer in dieſer Sache gehaltener Berathung, ſein Heer gegen Tunis zu führen, und den Weg auf der andern Seite von Goulette zu nehmen, da dieſer ebener und freier iſt. Der Prinz von Melphi blieb mit der Flotte bei Goulette zurück, um die Einſchiffung des eigenen und eroberten Geſchützes zu beſorgen, und dem Heere mittels des Kanals und des Sees, der ſich bis nach Tunis ausdehnt, auf Barken und Böten Lebensmittel und ſüßes Waſſer nachzuführen.

Dienſtag am 20. Juli mit Tagesanbruch auf das Zeichen der Trommeln und Trompeten ſtellte ſich das Heer in Schlachtordnung. Hierauf trat es den Marſch an, in geordneten Schaaren, mit Vor- und Nachtrab, das Geſchütz durch Soldaten gezogen, und hatte auf fünf Tage Lebensmittel bei ſich. Vor allem war es herrlich zu ſehen, wie der Kaiſer, ganz geharniſcht, mit dem Schwert in der Hand, von einer Abtheilung zur andern ſprengte; wie er hier Befehle ertheil-

te, dort sein Kriegsvolk zur Tapferkeit ermahnte, und Alles mit der Hoffnung des Sieges begeisterte. Hierauf kehrte er zu seinem Gefolge zurück, und ritt der Erste vor dem Panier des Kreutzes, bei dessen Anblick das Herz jedes Christen sonderbar bewegt, und mit Begierde erfüllt wurde, bis ans Ende des Lebens die heilige Sache zu verfechten.

Nachdem man ungefähr acht Stunden marschirt, und zwei gute Meilen zurückgelegt hatte, ward man die Feinde ansichtig, die zwischen Olivenbäumen hin und her ritten. Nahe an dem Wege, den das christliche Heer nehmen mußte, stand Barbarossa selbst mit 6000 Türken, und mit mehr als 100,000 Arabern und Mauren zu Fuß und zu Pferd. Die in Tunis eingesperrten Christen behaupteten, daß das Heer Barbarossa's 150,000 Mann überstieg, worunter allein 20,000 Pferde. Es ist dieß auch zu glauben, das Barbarossa am verflossenen Sonn- und Montag Musterung gehalten, den Arabern den Eid abgenommen, und alle Mauren gezwungen hatte, ihn in den Streit zu begleiten. Er hatte sich vorgenommen, eine Schlacht zu liefern, sein Lager mit Schanzen und Gräben umgeben, und mit Geschütz besetzen lassen, fest entschlossen, die christliche Armee stehenden Fußes an einem Orte zu erwarten, über den sie nothwendiger Weise ihren Weg nehmen mußte, und den er Zeit gehabt hatte, sehr vortheilhaft zu wählen. Es war dieß der nämliche Platz, auf dem der Kaiser diese Nacht sein Lager hatte nehmen wollen, da es in der Nähe Landhäuser und Thürme gab, die man besetzen konnte, und in diesen einige Brunnen süßen Wassers. Die Feinde waren der christlichen Armee hier zuvorgekommen, da diese

durch das Geſchütz in ihrem Marſche außerordentlich aufgehalten wurde.

Indeſſen war das chriſtliche Heer mit ſtarken Schritten dem Barbaroſſa entgegengerückt; mit unſäglicher Mühe hatte man das Geſchütz zugleich mit vorgebracht. Nach einigen Schüſſen ſtürmten beide Heere auf einander los, und die Schlacht begann. Dort feuerte man auf einander; da wurden Pfeile und Lanzen geſchleudert; hier kämpfte Mann gegen Mann. Der Angriff der Chriſten geſchah mit ſolchem Ungeſtüm, und ſie kämpften mit ſolchem Muth und Ausdauer, daß ungeachtet der größten Anſtrengungen Barbaroſſa's und ſeiner friſchen und ausgeruhten Truppen dieſe mit Gottes Beiſtand bald durchbrochen, in Verwirrung, und endlich zum Weichen gebracht wurden, wobei ſie den größten Theil ihres Geſchützes verloren. So ſehr ſich auch die Feinde bemühten, ſich wieder zu ſammeln, und aus ihrem übrig gebliebenen Geſchütz zu feuern, ſo konnten ſie doch der Gewalt und dem Andrang des chriſtlichen in guter Ordnung ihnen anrückenden Heeres nicht widerſtehen. Sie flohen, und ließen ihr ganzes Lager in Stich.

Das chriſtliche Heer bewies in dieſer Schlacht eine außerordentliche Tapferkeit und ſeltene Ausdauer, da Fußvolk und Reiterei durch den beſchwerlichen Marſch und die äußerſt drückende Hitze ſehr abgemattet und erſchöpft waren. Eine große Anzahl Feinde wurde getödtet; eine vollſtändigere Niederlage machte, wie ſchon geſagt, die Ermattung der Soldaten unmöglich, deren viele vor Durſt umfielen. Aus dieſer Urſache wurde auch für dieſe Nacht das Lager auf dem Schlachtfelde geſchlagen. Acht Todte war der Verluſt der Chri-

ſten, und Einige, die, mit dem Gepäcke ziehend, ſich verirrt hatten. Kaum waren die Zelte geſchlagen, ſo zerſtreute ſich das Heer nach allen Seiten, um Waſſer zur Erquickung zu ſuchen. Einige in den nahen Häuſern und Gärten aufgefundene Brunnen wurden nun von einer ſolchen Menge Soldaten belagert und umringt, daß das Waſſer bald getrübt, und in einen Schlamm verwandelt war. Demungeachtet tranken ſie dieſes, um ihren brennenden Durſt zu löſchen; manche arme Soldaten, die kein reines Waſſer mehr haben konnten, ſaugten durch Leinwand die Feuchtigkeit der Erde und des Schlamms, der aus den Brunnen gezogen wurde. Die Wenigen, die aus dem Lager bei Goulette einigen Vorrath an Waſſer und Wein in Fäſſern und Flaſchen mitgenommen, waren genöthigt geweſen, den während dem Marſch vor Durſt faſt Hinſterbenden zu Hilfe zu kommen. Der Mangel an Waſſer, und der Durſt war ſo groß, daß man für ein Glas Waſſer, eine Orange oder eine andere Erfriſchung ein, zwei bis drei Dukaten anbot. Nachdem man ſich gelagert, half einer dem andern für dieſe Nacht nach Möglichkeit aus.

Am folgenden Tage ſetzte das Heer mit Tagesanbruch ſeinen Marſch in der nämlichen Schlachtordnung, wie den Tag zuvor, fort. Als man ſich bis auf eine Meile der Stadt Tunis genähert hatte, erhielt der Kaiſer durch einige aus Tunis entflohene Chriſten Kundſchaft, daß Barbaroſſa am Abend zuvor mit mehreren Pferden, Kamehlen und Gepäcke die Stadt verlaſſen, und auf dem nahen Gebirge übernachtet habe; daß er dieſen Morgen vor das Schloß der Stadt gekommen, um noch mehrere Gepäcke und Geräthe, das

noch darin geblieben, und eine bedeutende Summe Goldes herauszuholen, die übrige Munition und alle Dinge von Wichtigkeit zu verderben und zu verbrennen; daß aber die in Tunis gefangen gehaltenen Christensklaven, da sie einige Tage zuvor Wind bekommen, wie Barbarossa sie insgesammt auf eine grausame Art wolle sterben lassen (er hatte beschlossen, die Kerker, Keller und Löcher, in denen sie elendiglich angekettet waren, durch Pulver zu sprengen), auch von seiner gestrigen Niederlage gehört hatten, mit Hilfe Gottes, auf den sie allein vertrauten, Mittel gefunden hätten, sich zu befreien, und aus dem Gefängnisse zu kommen; daß sie hierauf sogleich alle Thore des Schlosses gesperrt, dieses besetzt, und sich der darin befindlichen Artillerie und Waffen bemächtiget hätten, entschlossen sich damit zu vertheidigen; daß Barbarossa, als er dieses sah, mit seinen vornehmsten Anführern, Inder und Casadiable, und türkischen und mauriſchen Anhängern auf das schleunigste die Flucht ergriffen hätte. Bald darauf bestätigten mehrere befreite Christen dem Kaiser diese Nachricht; auch sah man einen großen Haufen Christensklaven auf einem erhöhten Orte vor der Stadt mit weißen Fahnen und Tüchern Zeichen geben, daß man sich mit Sicherheit nähern könne; worauf der Kaiser das Heer in gröſster Ordnung fortrücken ließ, und mit seinem Gefolge in die Stadt voraneilte. Alle übrigen noch gefangenen Christen, bei 20,000 an der Zahl, wurden sofort in Freiheit gesetzt. Viele von ihnen liefen dem Kaiser mit Freudengeschrei und Lobpreisungen entgegen, dankten ihm, Hände und Füße küſsend, für diese überschwengliche Wohlthat, die er ihnen erzeigt, und ohne der sie hätten verzweifeln müſs-

ſen, je aus der Sklaverei zu kommen. Unter dieſen befreiten Gefangenen von verſchiedenen chriſtlichen Nationen, Männern, Weibern und Kindern, waren mehrere Perſonen von ſo vornehmen Stande, daß ſie dem Barbaroſſa 6, 10, 12 bis 15,000 Dukaten Löſegeld für ihre Befreyung angeboten hatten, demungeachtet alle, gleich den übrigen mehrere Jahre in Kerkern und Löchern als Sklaven gefeſſelt und angeſchmiedet, ſehr hart, unmenſchlich und grauſam behandelt wurden, und das größte Elend und allen Jammer ertragen mußten. Unter ihnen befanden ſich auch 71 Unterthanen des Königs von Frankreich, die theils mit der Galeere des verſtorbenen Kapitäns Portondo gefangen wurden, und Diener des Dauphins und des Herzogs von Orleans waren, theils früher und ſpäter in die Sklaverei geriethen. Der Kaiſer ließ ſie unverzüglich in Freiheit ſetzen, und dem Herrn von Vely, franzöſiſchen Geſandten übergeben, um ſie ſicher in ihr Vaterland geleiten zu laſſen. Zugleich wurden mehrere Artilleriſten, Leute vom Fach und Matroſen befreit, die Barbaroſſa auf ſeiner Flotte gebraucht hatte. Im Schloſſe fand man Geſchütz, Zelte, Segeltücher, auch allerlei Waffen, als: Armbrüſte, Bogen, Pfeile, Doppelhaken, dann verſchiedene ſehr alte Rüſtungen, eiſerne Harniſche und Fechthandſchuhe mit goldenen Deviſen, die dort ſchon von den Zeiten des heiligen Ludwig aufbewahrt wurden.

Bald nach dem Einzug des Kaiſers in Tunis langten zuerſt die ſpaniſchen Fußvölker, dann die übrigen Truppen in der Stadt an. Sogleich fingen ſie an, Thüren und Fenſter einzubrechen, drangen in die Häuſer ein, tödteten alle Mauren, die ſich ihnen wider-

ſetzten, raubten und plünderten Alles was ſie fanden, ſpürten alle Gewölbe, Brunnen und Ziſternen auf, brachen in die Läden der Kaufleute, und nahmen Alles weg. Den Mesquiten verdarben und zerriſſen ſie alle Bücher, deren ſie mehrere über ihre Geſetze hatten, ſehr ſchön vergoldet, eingebunden, und mit goldenen und azurnen Lettern geſchrieben; auch nahmen ſie ihnen Edelſteine und andere Koſtbarkeiten. Aber an eine kleine Kirche der chriſtlichen Kaufleute, die dafür Tribut bezahlten, wurde keine Hand gerührt, eben ſo wenig an die Glocken. Alle mauriſche Männer, Weiber und Kinder, die in der Stadt geblieben waren, wurden zu Gefangenen gemacht. Auch auf 2 bis 3 Meilen in die Runde gingen die Soldaten, die Mauren aufzuſuchen, brachten ſie gebunden in großen Heerden zurück, und verkauften ſie als Sklaven dem, der ſie kaufen wollte, wie nicht minder die Beute, die ſie ihnen abgenommen hatten. Väter wurden in Gegenwart ihrer Kinder verkauft, Weiber von ihren Männern getrennt; man rechnete die Anzahl der Sklaven und Gefangenen auf 8 bis 10,000 Geſchöpfe. Mehrere Soldaten fanden bei Durchwühlung der Erde in den Kellern und Ziſternen auf Angeben der Chriſtenſklaven bedeutende Summen an Gold und Silber. Selbſt mehrere der Letztern hatten ſich noch vor dem Einrücken des chriſtlichen Heeres vielen Goldes, Silbers und koſtbarer Ringe, die Barbaroſſa im Schloſſe verwahrt hatte, bemächtigt, und ihre Beute einige Tage verborgen. Einige vornehme Offiziere trugen 30 bis 40,000 Dukaten davon.

Die Plünderung geſchah mit Wiſſen und Willen des Königs von Tunis, da die Bürger und Einwohner dieſer Stadt nicht ihre Schuldigkeit gegen ihn erfüllt

hatten, obwohl ſie die Erfolge des chriſtlichen Heeres wußten. Der König hielt noch den nämlichen Tag ſeinen Einzug in die Stadt, und kaufte mehrere Mauren los, die vorher ſeine Diener und Vertraute waren, unter dieſen auch einige Weiber, die er noch in den Zeiten ſeines Glückes gehalten hatte.

Bemerkenswerth iſt es, daß das deutſche Fußvolk allein an der Plünderung auf keine Weiſe Theil nahm, ſondern ſich bloß mit Lebensmitteln, Eßwaaren ꝛc. begnügte. Das einzige Übel für ſie dabei war, daß keine mit Wein gefüllte Keller vorhanden waren; doch fand man Ziſternen mit gutem friſchen Waſſer, durch deſſen Mangel die Soldaten vorher ſo viel zu erdulden hatten.

Am Tage nach dem Einzuge ließ der Kaiſer durch Trompetenſchall und Trommelſchlag befehlen, daß bei Strafe des Stranges die Plünderung aufhören, und jeder Soldat bei ſeiner Fahne ſich einfinden ſolle, um jeden Unfall zu verhüten, der aus der Unordnung und Zügelloſigkeit des Kriegsvolks entſtehen könnte.

Der Kaiſer ordnete während ſeiner Anweſenheit in Tunis alles an, was die Sorge und die Angelegenheiten des Heeres und der Flotte erheiſchten. Auch unterhandelte er mit dem König von Tunis über die Maßregeln, die für das Wohl der Chriſtenheit in der Zukunft nothwendig ſchienen. Der Kaiſer blieb nur bis Dienſtag (27. Juli) in Tunis, an welchem Tage noch das Heer nach und nach abmarſchirte. Der Abzug des Kaiſers erfolgte darum ſo ſchnell, um die in den Gebirgen und Feldern flüchtigen Einwohner zu beruhigen, damit ſie wieder in ihre Häuſer zurückkehren möchten. Das Heer lagerte ſich an dieſem Tage in einem zwei Meilen von Goulette entfernten Orte, Rada genannt,

in deſſen Nähe ein kleiner Bach mit ſüßem Waſſer fließt, der dem Heere zu großer Bequemlichkeit und Erfriſchung diente. Das Heer blieb daſelbſt bis Sonntag (1. Auguſt), an welchem Tage wieder das alte Lager bei Goulette an dem Waſſerthurme bezogen wurde.

Dienſtag (3. Auguſt) befahl der Kaiſer, daß alle Kaufleute, Krämer und Marketender des Lagers ſich einſchiffen ſollten, auch jene, die ihre Zelte und Hütten in der Nähe von Goulette aufgeſchlagen hatten, und dadurch das Aus- und Einladen der für das Heer und die Feſtung nothwendigen Lebensmittel und Munition hinderten. Da mehrere Tage verſtrichen, ohne daß etwas geſchah, ſo ließ der Kaiſer dieſen Befehl erneuern, unter Androhung: daß, wenn nicht am folgenden Tage Alles eingeſchifft wäre, geplündert werden würde. In Folge deſſen trug ſich zu, daß einige zügelloſe und beutegierige Soldaten aus Goulette, durch jene, die bei der Plünderung von Tunis waren, angereizt, ſich ſchon in aller Frühe über die Zelte und Läden der Kaufleute und Marketender hermachten und ohne Rückſicht alles wegnahmen, deſſen ſie habhaft werden konnten. Sobald dieſes dem Kaiſer gemeldet wurde, ſtieg er hoch erzürnt zu Pferde, und kam ſelbſt nach Goulette, um die Ordnung wieder herzuſtellen, und größeres Unheil zu verhüten. Die Anſtifter der Plünderung ließ er ſtrenge züchtigen, ihren Hauptleuten gab er harte Worte und ſehr empfindliche Verweiſe.

Freitag am 6. Auguſt kam der König von Tunis ins Lager zum Kaiſer, um in Folge der in Tunis angeknüpften Unterhandlungen einen Vertrag abzuſchließen. Nachdem dieſer in Gegenwart des Kaiſers, des Königs und ihrer vornehmſten Räthe in kaſtilianiſcher

und arabiſcher Sprache vorgeleſen worden, ſagte der König, daß er mit dem Inhalte desſelben zufrieden ſey, zog ſein Schwert, daß er an der Seite trug, ungefähr eine Spanne aus der Scheide, legte die Hand auf die bloße Klinge, und ſchwor bei dem großen Propheten Mahomet und ſeinem Alkoran, daß er den Vertrag vollſtändig erfüllen und aufrecht erhalten wolle. Der Kaiſer legte hierauf ſeine Hand auf das Kreuz eines Kommandeurs von St. Jago-Orden, das dieſer auf ſeiner Bruſt trug, und ſchwor auch, den Vertrag zu halten.

Nachdem der König durch Worte und Geberden ſeinen Dank dem Kaiſer ausgedrückt und ihn verſichert hatte, daß er ihm für ſeine Wiedereinſetzung ewig verbunden und ergeben ſeyn werde, nahm er mit einer Verbeugung Abſchied vom Kaiſer und allen anweſenden Räthen, die den König begleitenden Mauren näherten ſich nun, küßten dem Kaiſer die Hand, und ſchieden von dannen.

Seit der Kaiſer in das Lager von Goulette zurückgekehrt war, hielt er mehrere Berathſchlagungen, was nunmehr nach Zeit und Gelegenheit ferners gegen die Feinde der Chriſtenheit und zur Sicherheit ſeiner Länder und Völker zu unternehmen wäre. In Betracht des glorreichen Sieges, den ihm Gott über ſeine Feinde gegeben, und der Flucht des Barbaroſſa, der mit ſeinen Anhängern ſich in einer ſehr mißlichen Lage befand, hätte der Kaiſer gewünſcht, eine Unternehmung gegen das Königreich Algier zu verſuchen. Allein bei reiflicher Überlegung fand man, daß die Jahreszeit zur Seereiſe zum Theil ſchon verſtrichen, und der Weg nach Algier ziemlich lang ſey, überdieß war eine große

Anzahl Kriegsleute von den angeſtrengten Belagerungsarbeiten, der drückenden Hitze und dem erduldeten Ungemach erkrankt; viele lagen noch an ihren Wunden darnieder; endlich wüthete unter dem Heere die Ruhr, erzeugt durch Obſt, ſchlechtes Waſſer und den nächtlichen Thau, der ſo ſtark war, daß davon jeden Morgen die naſſen Zelte dampften, und der natürlich dem auf dem Sande unbedeckt liegenden Krieger um ſo ſchädlicher ſeyn mußte. Der Kaiſer, der Zeit und Möglichkeit der Dinge ſich fügend, beſchloß daher, das Heer wieder einzuſchiffen, und in das Königreich beider Sizilien zu gehen. Alles zur Ausbeſſerung, Befeſtigung und Verſorgung der Feſte Goulette Erforderliche wurde nunmehr angeordnet, Don Bernardino de Mandocca, Bruder des Marquis Mondejar zum Befehlshaber derſelben ernannt, ihm 1000 verſuchte und kriegserfahrene ſpaniſche Soldaten nebſt mehreren der Befeſtigung kundigen Männern untergegeben, auch noch andere nachzuſchicken verſprochen, und der Kapitaine Antonio Doria, Neffe des Fürſten von Melphi mit zehn vollkommen ausgerüſteten und bemannten Galeeren zurückgelaſſen. Auch beſtimmte der Kaiſer einen Befehlshaber und eine Beſatzung in das Schloß und die Feſte der Stadt und des Hafens von Bona, einem ſehr wichtigen Platze des Königreichs Tunis, wohin ſich Barbaroſſa mit ſeinen Türken und Anhängern zurückgezogen, doch bei der Nachricht, daß der Fürſt von Melphi mit vierzig Galeeren dahin abgeſegelt ſey, alsbald von dort wieder die Flucht ergriffen hatte. Es wurde daher die Stadt, das Schloß und die Feſte von Bona ohne großem Widerſtand und Kampf beſetzt, und daſelbſt

nebſt andern Dingen viele Geſchütze und Munition gefunden.

Der Kaiſer willigte ein, daß nur die Feſtung von Bona von den Kaiſerlichen beſetzt bleiben, der König aber die Stadt behalten, dafür aber von ihren Einkünften jährlich 8000 Dukaten für die Bewachung und Vertheidigung der Feſte dem Kaiſer entrichten, dem Könige aber der Reſt der Einkünfte, der noch immer 16,000 Dukaten überſtieg, verbleiben ſolle. Auf dieſe Art glaubte der Kaiſer die Erhaltung der Stadt am beſten zu erzielen.

Nachdem alles dieſes ausgeführt war, entließ der Kaiſer die portugieſiſchen Galeonen und Schiffe nach Hauſe, auf denen auch der Infant, ſein Schwager zurückkehrte, der ſich bei dieſem Zuge überaus gut und ruhmwürdig betragen, und den Kaiſer überall begleitet hatte, von dieſem auch mit der größten Herzlichkeit und Freundlichkeit wie ein Bruder behandelt worden.

Hierauf wurde die Flotte getheilt. Der Marquis de Mondejar ging mit einem Theile derſelben und des ſpaniſchen Fußvolks, und mit den Pferden, nach Spanien zurück. Da Barbaroſſa aus dem Hafen von Bona 15 Galeeren nach Algier hatte führen laſſen, wo, wie es verlautete, noch 13 andere nebſt einigen Brigantinen und leichten Schiffen befindlich waren, und mit denen er leicht wieder auslaufen konnte, ſo wurden 15 ſpaniſche Galeeren beordert, die Küſten der Barbarei zu beobachten, 10 andere, die eigenen Küſten zu ſchützen. Mit dem Überreſt des Heeres ſchiffte ſich Se. Majeſtät am Dienſtag (10. Auguſt) am heiligen Laurentiustage in den neapolitaniſchen, ſizilianiſchen und den Galeeren des Fürſten von Melphi ein, verweilte jedoch theils in

Erwartung eines günſtigen Windes; theils um alles zum Abſegeln in Bereitſchaft zu ſetzen, bis 16. Auguſt, während welcher Zeit er noch den Waſſer- und Salzthurm durch Pulver ſprengen, und ganz zerſtören ließ.

An dieſem Tage wurden Eilboten mit der Nachricht von der Einſchiffung des Kaiſers nach allen Seiten abgefertigt, und am folgenden Tag (17. Auguſt) in aller Früh ging die Flotte unter Segel, und legte ſich Abends dreißig Meilen von Goulette in einem Hafen, Fafran genannt, vor Anker, um ſich mit friſchem Waſſer zu verſehen, und einige zurückgebliebene Schiffe zu erwarten. Der Kaiſer verweilte hier bis 19. Auguſt, an welchem Tage Nachmittag die Flotte wieder unter Segel ging. Der Kaiſer hatte die Abſicht, ſich im Vorbeigehen der wichtigen Seeſtadt Afrika zu bemächtigen, in der Barbaroſſa eine Beſatzung hätte. — Nachdem man ungefähr zwölf Meilen zurückgelegt hatte, mußte wegen widrigem Winde geankert werden, da noch überdieß mehrere Schiffe nicht hatten folgen können.

Am 21. Auguſt waren die Galeeren bis zum Schloſſe Kalibra gerudert, die übrigen Schiffe waren noch immer zurück. Nun erhob ſich plötzlich ein heftiger Sturm, der die zurückgebliebenen Schiffe nöthigte, das hohe Meer zu ſuchen. Da ohne dieſen Schiffen, auf denen die Kriegsvölker, Lebensmittel, Geſchütz, Munition und andere Vorräthe waren, die Unternehmung auf Afrika nicht bewerkſtelliget werden konnte, ſo hielt der Kaiſer für das beſte, mit den Galeeren auch in See zu ſtechen, und den Schiffen zu folgen. Der Wind blies ſo heftig, doch zugleich günſtig, daß der Kaiſer mit allen Galeeren am 22. Auguſt im Hafen von Trapani, einer Stadt in Sizilien, einlief. Ein

Theil der Schiffe lag dort ſchon vor Anker; viele hatten ſich nach Palermo und Neapel gewendet; die übrigen waren aber auf die Rhede von Afrika verſchlagen worden, wo ſie vier Tage vor Anker lagen, bis ſie durch eine vom Kaiſer abgeſendete Brigantine erfuhren, daß derſelbe in Trapani angekommen wäre, wohin ſie nun auch ſegelten, und ſich mit dem übrigen Theil der Flotte glücklich vereinigten.

Der Kaiſer bezog das Schloß von Trapani. In Erwägung, daß die Jahreszeit ſchon ziemlich vorgerückt, und die Unterhaltung des Heeres im Winter viel Koſten und wenig Nutzen bringen würde, beſchloß der Kaiſer mit Beiſtimmung des Fürſten von Melphi und der übrigen Anführer, das Heer aufzulöſen. Zu ſeiner Begleitung behielt er bloß das alte ſpaniſche Kriegsvolk und 2000 Mann auserleſene deutſche Fußvölker. Den übrigen Kriegsleuten ließ er ihren Sold auszahlen, ſie mit Lebensmitteln verſehen, und beſtimmte eigene Kommiſſäre, die ſie in ihr Vaterland geleiten mußten.

Der Kaiſer ſah ein, daß es zur Sicherheit ſeiner Küſtenländer, und um den Seeräubern die Mittel zu ſchaden zu benehmen, von der höchſten Wichtigkeit ſey, die Stadt Afrika wegen ihrer vortheilhaften Lage in ſeine Gewalt zu bekommen. Da es den Anſchein hatte, daß die ziemlich günſtige Jahreszeit noch zu dem Gelingen der Unternehmung hinreichen würde, und um dieſe Gelegenheit nicht vorbei gehen zu laſſen, ſo befahl er dem Fürſten von Melphi, mit ſeinen Galeeren und noch 10 andern Schiffen, die die Kriegsvölker, Lebensmittel, Geſchütz und Munition an Bord hatten, dieſe Unternehmung zu verſuchen. Nachdem alles

hiezu Erforderliche angeordnet worden, reiste der Kaiser am letzten August von Trapani ab, und kam am 3. September nach Montreal, einem erzbischöflichen Sitz mit 25,000 Dukaten Einkünften, wo er bis 12. September verweilte. An diesem Tage hielt der Kaiser seinen Einzug in Palermo. Im Triumph, unter lautem Jubel und Freudengeschrei empfing das wonnetrunkene Volk seinen geliebten König, der in diesem heiligen Zuge für die Ruhe, Sicherheit und das Glück seiner Unterthanen, besonders der Sizilianer gekämpft hatte, und nun mit den Lorbern des Sieges gekrönt, zurückkehrte.

Die Stände des Königreichs Sizilien wurden nun in Palermo zusammenberufen. Sie bewilligten dem Kaiser aus eigenem Antrieb und gern nebst den gewöhnlichen Hilfen noch ein außerordentliches Dongratuit von 250,000 Dukaten in vier Monaten zahlbar, um dadurch die Liebe und den guten Willen der Unterthanen für ihren Fürsten an Tag zu legen.

Der Kaiser widmete sich während seinem Aufenthalt in Palermo ganz seinen Regentenpflichten; vorzüglich richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten der Justiz, Polizei und innern Verwaltung des Königreichs. Die Justiz besonders war in der letzten Zeit schlecht gehandhabt, und häufige Klagen über Beraubung, Bedrückung, Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen aus Städten und Dörfern dem Kaiser vorgetragen worden, der auch mehrere Personen, worunter Baronen und Adelige waren, verhaften, verhören, bestrafen, und einige sogar hinrichten ließ.

Der Kaiser blieb in Palermo bis 13. Oktober, ging dann nach Messina, und nachdem er den hochbe-

rühmten Don Fernando de Gonzaga, Prinzen von Melphitota und Grafen von Baſſacamino, einen ſtaatsklugen, tapfern, wohl erfahrenen und dem Kaiſer ſehr ergebenen Mann, der ihn auch bei dieſer Expedition begleitet, und bei der Eroberung von Goulette und Tunis große Verdienſte erworben, zum Vizekönig von Sizilien ernannt hatte, ſetzte er ſeine Reiſe in das Königreich Neapel fort.

V.

Die Eroberung von Istrien 1813.

Der k. k. General Graf Nugent war mit seiner Brigade, die nur aus 1 Bataillon Warasdiner Kreuzer und 1 Eskadron Radetzky Husaren bestand, als die Feindseligkeiten im Jahre 1813 begannen, von Karlstadt vorgerückt, und hatte sich bei Fiume im östreichischen Littorale aufgestellt. Die von den Franzosen besetzte Halbinsel Istrien lag in der linken Flanke seiner Stellung, und bedrohte jede Vorrückung, welche dieser General mit seinem so schwachen Korps gemacht haben würde. Eben die geringe Zahl der ihm zu Gebote stehenden Truppen hinderte den General Graf Nugent, an eine ernsthafte Unternehmung gegen Istrien zu denken. Denn jede Theilung seiner Truppen wäre eine Auflösung gewesen, und auf keiner Seite hätte er dann den feindlichen Streitkräften, die mit bedeutender Übermacht auf der Fronte und rechten Flanke zum Angriff heranzogen, zu widerstehen vermocht. —

Vor dem Jahre 1797 hatte nur der kleinere Theil von Istrien, nämlich die Grafschaften Mitterburg, Mahrenfels, Wachsenstein und Chersan, mit einer Bevölkerung von 24,000 Seelen Östreich, — der übrige Theil des Landes, mit ungefähr 95,000 Seelen, der Republik Venedig angehört. Mit dem Venezianischen war dann im Frieden von Campo formio ganz Istrien an Östreich gefallen. Im Jahre 1805 war der größere Theil Istriens mit Venedig zum damaligen Kö-

nigreich Italien gefügt worden, und 1809 trat Östreich auch den Rest der Halbinsel, mit dem Küstenlande ab, und ganz Istrien wurde von nun an zu den illyrischen Provinzen gerechnet. — Im Jahre 1809 hate der altöstreichische Antheil seine Anhänglichkeit an diese Regierung thätigst bewiesen. Das Volk war wider die Franzosen aufgestanden. Es hatte, ohne militärische Unterstützung, der französischen Besitznahme die ganze Zeit des Waffenstillstandes über widerstanden. Auf diese Gesinnungen der Istrier bauend, erbot sich der Hauptmann Lazarich zu einer Unternehmung nach der Halbinsel. Ihm waren die Örtlichkeiten derselben und der Geist ihrer Bewohner auf das genaueste bekannt. Auch hatten die Istrianer den rühmlichen Antheil nicht vergessen, den Lazarich an den Ereignissen des Jahres 1809 genommen, und dadurch sich ihre allgemeine Achtung erworben hatte *). Besonders von den Bewohnern jenes längst östreichisch gewesenen Antheils hoffte der Hauptmann die thätigste Mitwirkung bei dem vorhabenden Befreiungsversuche. Da der General Graf Nugent von dem großen Nutzen dieser Unternehmung überzeugt war, so

*) Lazarich war im Jahre 1809. als Oberlieutenant bei den Triester Jägern, durch die Brust geschossen worden. Nach dem Kriege wurde er als Real-Invalide pensionirt, für seine ausgezeichneten Dienste aber zum Hauptmann befördert. Durch eine zu Ende des Jahres 1810 glücklich ausgeführte Operation wurde ihm die Kugel aus der Brust gezogen, und seine Gesundheit so gut hergestellt, daß er sich 1813 beim Ausbruch des Krieges zum Felddienste meldete, und bei dem Korps des Generalen Graf Nugent angestellt wurde, ohne noch bestimmt bei einer Truppe eingetheilt zu seyn.

nahm er dieſen Antrag mit gerechter Würdigung auf, konnte aber zu deſſen Ausführung, bei ſeiner eigenen Schwäche, dem Hauptmann Lazarich nicht mehr als 1 Offizier 47 Mann Kroaten, und 1 Korporal 6 Mann Huſaren bewilligen. Lazarich erhielt den Auftrag, alle Ortſchaften, nach welchen es ihm mit dieſem kleinen Detaſchement vorzudringen gelänge, für Se. Majeſtät den Kaiſer von Öſtreich in förmlichen Beſitz zu nehmen, und das Volk zu den Waffen aufzurufen. —

Am 2. September mit Anbruch des Tages rückte Lazarich von Fiume auf der Iſtrianer-Straße vor. An dieſem Tage wurde der Marktflecken Caſtua, dann Leprimaty auf dem Monte Maggiore beſetzt. Lazarich ſicherte ſich in Lovrana, indem er mehrere kleine Schiffe in den Häfen jener Küſte in Bereitſchaft ſetzen ließ, die Verbindung mit dem Generalen Graf Nugent ſowohl, als mit der von dem Admiral Freemantle an der adriatiſchen Küſte aufgeſtellten engliſchen Flotille. Das Detaſchement traf ſpät Abends in Vagna unter dem Monte Maggiore ein. Die Nacht wurde verwendet, um Nachrichten ſowohl von des Feindes Stellung und Bewegung, als von der Stimmung und Bereitwilligkeit der Iſtrianer einzuziehen. — Um 2 Uhr nach Mitternacht traf auf den Vorpoſten ein Bote mit einem an den kaiſerl. öſtreichiſchen Generalen in Fiume addreſſirten Schreiben des Kaplans Picot aus Gallignana ein. Dieſer eifrige Anhänger Öſtreichs gab die wichtige Nachricht, daß die franzöſiſchen Beſatzungen von Pola und Rovigno Marſchbefehl erhalten hätten, daß ſie ſich zwiſchen Dignano und Gemino vereinigen, am 3. in Mitterburg eintreffen, am 4. ihren Marſch gegen den Monte Maggiore fortſetzen, ſich an deſſen

Fuße mit der aufgebotenen Nationalgarde des exvenetianischen Antheils von Istrien vereinigen, und dann der östreichischen, zu Fiume aufgestellten Brigade in den Rücken fallen würden. Die Stärke der feindlichen regulären Truppen wurde auf 3000 Mann mit 12 Kanonen, jene der zur Vereinigung mit denselben bestimmten Nationalgarde auf 4000 Mann angegeben.

Der Hauptmann Lazarich, indem er diese Mittheilung weiter an den General Graf Nugent beförderte, fügte hinzu: „er glaube sich durch anderweitige Nachrichten berechtigt, diese angegebene Stärke des Feindes für weit übertrieben zu halten. So gering sie aber nun immer seyn möge, so sey sie doch seiner eigenen Stärke von 56 Mann gewiß unendlich überlegen, und seine Lage könnte dadurch vielleicht bedenklich werden. Jedoch könne er sich jetzo noch nicht entschließen, die erst angefangene Unternehmung auch schon wieder aufzugeben, und den Rückzug anzutreten. Sein künftiges Benehmen hänge ganz von der Stimmung ab, die er bei dem Landvolke antreffen würde. Er werde aber auf keinen Fall früher bei der Brigade einrücken, als er die genauesten Nachrichten vom Feinde gesammelt, und der General so viel Zeit als möglich gewonnen, sich zu dessen Empfang vorzubereiten." — Dem Boten war weder mit der Mannschaft, noch mit Jemanden aus dem Volke zu sprechen verstattet worden, und er wurde unter einer Bedeckung nach Fiume abgeschickt, die gleichfalls dafür sorgen mußte, daß die erhaltenen Nachrichten nicht ruchbar wurden; denn die angebliche Stärke des Feindes hätte leicht die Hoffnungen der Gutgesinnten, den Eifer des Landvolkes, und selbst den Muth der Truppen zu erschüttern vermocht,

im Gegentheile konnte eine voreilige Alarmirung des Landes die Ausführung eines gewagten Planes eher verhindern als befördern.

Am Morgen des 3. Septembers versammelte sich das Landvolk der Umgegend zu Vragna. Hauptmann Lazarich gelangte zu der freudigen Überzeugung, daß alle Gemüther mit alter Treue Östreich ergeben wären, und daß man von ihrem tief eingewurzelten Hasse gegen die Franzosen, jede erwünschte Mitwirkung mit Sicherheit erwarten könne. Der Hauptmann Lazarich wurde dadurch zu dem kühnen, aber durch den Erfolg gerechtfertigten Entschluß bewogen, mit seinem schwachen Detaschement dem Feinde entgegegen zu gehen. Da der Anmarsch eines so bedeutenden feindlichen Korps dem Landvolke dieser Gegend nicht bekannt geworden, so mußte die Vorrückung des Detaschements das allgemeine Vertrauen erregen, und den Übergang von den ausgedrückten Gesinnungen des Volkes zu thätigen Handlungen beschleunigen.

Auf dem Vormarsche wurde der rechts an der Straße auf einem Berge liegende Ort Bogliunz besetzt. Das Volk kam dem Detaschement mit den Kirchenfahnen und unter dem Geläute der Glocken entgegen. Auf der Straße nach Mitterburg, im Orte Paaß, machte Hauptmann Lazarich Halt, sowohl um die Mannschaft ausruhen zu lassen, als um genauere Nachrichten von des Feindes Bewegungen einzuholen. Leute, die aus der Gegend von Mitterburg herauf kamen, sagten aus: „Die anrückende feindliche Kolonne stehe unter den Befehlen des Bataillonschef Spring. Sie bestehe aus dem vierten italienischen leichten Bataillon, einer Division Ottochaner, einigen und achzig französischen Kanoniers

und Gensd'armen. Ihre Stärke betrage 1100 Mann. Sie habe 3 Kanonen mit vieler Munition bei sich. Sie werde noch denselben Abend in Mitterburg eintreffen, wo die Beistellung vieler Vorspann angeordnet wäre."

So unverhältnißmäßig die Stärke des Detaschements, verglichen mit jener des Feindes, immer war, so blieb der Hauptmann Lazarich doch unverändert bei dem gefaßten Entschlusse, auf derselben Straße dem Feinde entgegen zu marschiren. Er nahm Abends um 5 Uhr seine Stellung neben dem Dorfe Cerouglie auf einem Hügel, die heilige Dreifaltigkeit genannt, an dem Punkte, wo sich die beiden Straßen nach Triest und Fiume theilen, und setzte eine Vortruppe über das Dorf Novano hinaus. — Dieses gewagte Benehmen schien bei dem ersten Anblick keine wahrscheinliche Hoffnung des Gelingens darzubieten. Doch eine nähere Entwicklung der Gründe, auf welche der Plan des Hauptmanns Lazarich gebauet war, wird hinreichen, indem sie seine Ansichten darstellt, uns auch seine Hoffnungen einzuflößen. — Die vortreffliche Stimmung des Volkes verbürgte es, daß der Feind die Schwäche des Detaschements nicht erfahren, — daß im Gegentheile das von dem Hauptmann Lazarich ausgesprengte Gerücht, „das Detaschement sey nur der Vortrab eines nachfolgenden bedeutenden Korps," von dem Enthusiasmus gerne geglaubt, und noch lieber dem verhaßten Feinde glauben gemacht werden würde. Der östreichische Kommandant konnte bei dieser Anhänglichkeit des Volks mit Sicherheit darauf rechnen, jede, auch die geringste Bewegung des Feindes sogleich auf das genaueste zu erfahren. Das vierte leichte italienische Bataillon, die Haupttruppe der feindlichen Kolonne, bestand aus neu konskribirten jungen

Leuten, von denen, wenn die Überraschung mitwirkte, gewiß kein nachdrücklicher Widerstand zu befürchten war. Die Nähe des östreichischen Detaschements konnte den Ottochanern Gelegenheit geben, die feindliche Kolonne zu verlassen; und wirklich gingen in der Nacht vom 3. auf den 4. September bei 150 Mann zu Lazarich über. Der wichtige Zweck, dem General Nugent Zeit zur Ergreifung der nöthigen defensiven Maßregeln gegen die ihn von mehreren Seiten bedrohenden feindlichen Angriffe zu gewinnen, reichte allein hin, das entschlossene Entgegenrücken zu rechtfertigen, und jener Zeitgewinn würde den Verlust auch des ganzen Detaschements, wenn es bei dem rühmlichen Wagstück unterlegen wäre, weit überwogen haben. — Aber auch im Falle, daß das Detaschement von der Übermacht in die Flucht geschlagen wurde, hatte Lazarich die linke Flanke frei; er konnte die Reste seiner Truppe über das Gebirge an die Meeresküste führen, wo die zu Loverano vorbereiteten Schiffe ihn entweder nach Fiume, oder nach der englischen Flotte brachten. Durch die entschlossene Vorrückung war endlich die Stimmung des Landvolkes erhöht, ihr Muth zu Thaten begeistert worden. Lazarich konnte auf ihre thätige Unterstützung rechnen. Er ließ auch wirklich am Abend die rückwärts gelegenen Orte aufbieten, und bis am Morgen sah er sich schon von ein Paar hundert Bauern verstärkt, die, obwohl mit allerlei Waffen sonderbar gerüstet, doch vom gleichen Muthe belebt, ihren Haß gegen die Franzosen, ihre Ergebenheit für Östreich mit Aufopferung ihres Lebens zu bezeigen suchten. In allen Orten der Gegend ertönte die Nacht über der dumpfe Ton der stürmenden Glocken; — er tönte durch das nächtliche Dunkel bis hin ins feindliche Lager, und erfüllte die Brust der Anführer

mit der Überzeugung, daß das Volk gegen sie aufgestanden sey, — die Brust der jungen Konskribirten mit der Furcht, daß sie den nächsten Morgen, von dem Feuer geordneter Truppen auf der einen Seite, auf der andern von den Mordgewehren des wüthenden Volkes bedroht, ihren Untergang nicht vermeiden könnten. —

Der Morgen des 4. Septembers brach an. Der Feind hatte die Nacht unthätig vorüber gehen lassen; aber es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß er sich bei Anbruch des Tages vorbewegen werde. Der Hauptmann Lazarich hatte den Plan gefaßt, ihn ungehindert bis an die Position bei Cerouglie vorrücken zu lassen; die Vorposten sollten sich langsam auf dieselbe zurückziehen; die Landleute in den vorwärts gelegenen Orten sollten den Feind in Ruhe vorbei marschiren lassen, ihm aber im Rücken unbemerkt folgen, und dann angreifend vordringen, wenn das Feuer bei der Position selbst begonnen haben würde. Dieser Landsturm war größten Theils unbewaffnet; von den wenigen mit Schießgewehren und Munition versehenen Männern hatten sich bereits einige an das Detaschement selbst angeschlossen. Die übrigen sollten den Feind mehr durch ihre Erscheinung im Rücken beunruhigen, und durch Schreien und Lärmen, durch das Herabrollen von Felsenstücken über die Berge, ihm Besorgnisse erwecken, und dadurch verhindern, daß der Feind keine Truppen in die Flanken des Detaschements senden könne.

Um sechs Uhr Morgens erhielt Hauptmann Lazarich Nachricht, daß der Feind von Mitterburg in folgender Ordnung anrücke: 2 Kompagnien vom vierten italienischen leichten Bataillon machten den Vortrab; diesen folgte die Artillerie, die Munitions- und Ba-

gagewägen; dann marſchirte der Reſt der zwei Kompagnien Ottochaner, welcher bisher noch nicht zu den Öſtreichern übergegangen war; die Gensd'armen; endlich die übrigen vier Kompagnien Italiener. — Als die feindliche Avantgarde am Fuße des Lindaro-Berges angekommen war, vergaß der von ſeinem Eifer fortgeriſſene Landſturm alle ihm eingeprägten Verhaltungen, und empfing den Feind mit mehreren Schüſſen. Der Hauptmann Lazarich befand ſich in dem Augenblicke, als die erſten Schüſſe fielen, vorne bei ſeiner äußerſten Vedette. Er fühlte, daß ſein Plan durch dieſen voreiligen Eifer geſtört ſey; daß derſelbe augenblicklich geändert werden müſſe; denn wenn der Feind ſich ernſtlich gegen die Bauern wendete, ſo würden dieſe, allein und ſich ſelbſt überlaſſen, ſchnell zerſprengt worden ſeyn, und der Feind hätte dann das Detaſchement durch ſeine ſo vielfache Übermacht überflügeln und aufreiben können. Der Hauptmann Lazarich ließ den Lieutenant Deuß mit ſeinen Kroaten von Cerouglie in größter Eile nachrücken. Die Bauern vom unteren Monte Maggiore, unter dem Anführer Martin Nouglan, wurden auf einem Hügel zur rechten Hand aufgeſtellt. Dieſe ſowohl, als die vorne im Feuer ſtehenden Lindarger Bauern, erhielten einige Grenzer, die ihr Benehmen leiten ſollten. Mit den übrigen Bauern und den ſieben Huſaren ging Lazarich gerade auf den Feind los. Die den Vortrab deßſelben bildende italieniſche Diviſion ſchickte einige Plänker vor, die aber ſehr bald wichen, und erſt auf einer rückwärtigen Anhöhe wieder anhielten. Dieſe erſte rückgängige Bewegung der Feinde machte den Bauern Muth. Lazarich benutzte den Augenblick des Enthuſiasmus, und rückte vor.

Der Feind leiſtete geringen Widerſtand. Lazarich drang durch das Thal von Novaco, und auf die erſte Höhe des Lindaro-Berges. Nun aber ſchien der Feind ſich halten zu wollen. Erſt nach einem Geplänker von einigen Stunden, und da er ſeine Flanken bedroht ſah, ſetzte er ſeinen Rückzug fort, und Lazarich rückte dann bis auf die Anhöhen vor Mitterburg. —

Der ſo glückliche Fortgang des Gefechtes hatte auch jene Landesbewohner, welche bisher aus der Ferne unthätig und zweifelhaft dem Gefechte zugeſehen, angereizt, an demſelben Theil zu nehmen. Sie ſtrömten in Haufen herbei. — Lazarich warf dieſes Landvolk auf ſeine Flügel, und betrieb die raſche Vorrückung derſelben, wodurch der Feind in beiden Flanken bedroht wurde. Der Feind fing an das Thal von St. Apollonia zu verlaſſen, und ſich über Mitterburg auf die Anhöhen unter dem Kalvarienberge zu ziehen. Die Anhöhe von Piſino beherrſchte ſeine Rückzugsſtraße. Er hätte durch Beſetzung des alten Schloſſes von Mitterburg dieſelbe decken können. Aber er hatte dieß unbegreiflicher Weiſe unterlaſſen. Nun konnte die Verfolgung des Feindes entſcheidende Reſultate nach ſich ziehen. — Die rechte Flanke des Hauptmanns Lazarich war durch die Bergſchlucht Foiba gedeckt. Der linke Flügel wurde möglichſt verſtärkt, und vorgeſchoben. Er erreichte die über Gamino nach Pola und Rovigno führende Straße früher als der Feind, und ſtand daher nun in deſſen Rücken. — Der Feind hatte ſeinen Angriff ohne Thätigkeit und Nachdruck begonnen. Jetzt, wo er ſchon auf ſeine eigene Sicherheit zu denken nöthig hatte, zeigte er eben ſo wenig Entſchloſſenheit. Zuerſt ließ er zwei Haubitzen ſtehen; dann begann er die Mu-

nition, worunter auch Bomben waren, in die Foiba zu werfen; endlich ließ er alle seine Munitions- und viele Bagagewägen stehen, und setzte seinen Rückzug eiligst auf dem Landwege fort, der unter Pisino vecchio gegen Montona führt. Vermuthlich wollte er den exvenetianischen Antheil Istriens erreichen, und hoffte dort sicherer zu seyn. Aber es gelang ihm nicht mehr, dieses auszuführen. Die Verfolgung war rasch. Kaum betrat der Feind das enge, fast kreisförmige Thal von Vermo, als er sich überflügelt, und selbst im Rücken bedroht sah. Die Bauern, betäubt selbst durch den glücklichen Gang des Gefechtes, gingen jetzt nicht mehr vorwärts, sondern liefen aus allen Kräften, und sprangen auf den steilen Höhen wie Gemsen umher. Der Feind hatte eine dreipfündige Kanone am Eingange des Thales sehr zweckmäßig aufgestellt, und detaschirte die Ottochaner links, um sich auf dieser Flanke frei zu machen. Aber der Korporal Morawetz mit seinen sechs Husaren eroberte die Kanone, und die braven Ottochaner benutzten schnell die Gelegenheit, sich von ihren Unterdrückern loszureißen, und sich mit ihren alten Waffenbrüdern zu vereinigen. — Der Feind, dieser beiden letzten Hilfsmittel beraubt, sah nun ein, daß er nicht mehr entkommen könne, und gab das Zeichen, daß er zu parlamentiren verlange. Hauptmann Lazarich ließ nun das Feuer, sobald dieses auf der weit ausgedehnten Linie zu bewirken möglich war, einstellen. Er kam dann mit dem feindlichen Kommandanten zusammen. Dieser verlangte eine Kapitulation. Lazarich erwiederte, „daß eine Kapitulation im freien Felde „nicht Statt haben könne; am allerwenigsten in einer „Lage wie die, in welcher sich das französische Korps

„befände." — Nun ergab sich der Feind auf Diskretion, und streckte die Waffen. Um drei Uhr Nachmittags war das Gefecht zu Ende. 3 Stabsoffiziere, 26 Oberoffiziere und 900 Mann mit 3 Kanonen waren eigentlich durch 56 Östreicher, die nur wenig von ein Paar hundert größten Theils unbewaffneten Bauern unterstützt wurden, gefangen worden. Der Feind hatte über 40 Todte und Verwundete; der Verlust der Östreicher bestand in 7 Blessirten. — —

Die an diesem Tage erfochtenen Vortheile hatten wichtigen Einfluß auf den Fortgang der Operationen. — Die Eroberung der ganzen Provinz Istrien war die nächste Folge derselben. Die linke Flanke des General Graf Nugent wurde dadurch frei. Als dessen 2000 Mann starke Brigade am 7. September von 5000 Mann mit 8 Kanonen, in zwei auf der Adelsberger und Triestiner Straße vorrückenden Kolonnen, angegriffen wurde, und er diese Übermacht aufs tapferste zurückschlug, würde seine Aufgabe ungleich erschwert worden seyn, wenn der Feind, noch in Istriens Besitze, mit der nun von Lazarich aufgeriebenen Kolonne bei St. Mathia in seinem Rücken vorgedrungen wäre, und vielleicht auf die Stadt Fiume selbst einen überraschenden Angriff versucht hätte. — Auch eine unmittelbare nahmhafte Verstärkung erwuchs dem General Graf Nugent aus den zum Waffendienste aufgebotenen Kräften dieses Landes. —

Wie sehr es bei Jedem der 56 Östreicher, die eine so große feindliche Macht besiegten, auf persönliche Entschlossenheit ankam, ist wohl unverkennbar. Vorzüglich haben sich aber der Lieutenant Deuß vom Warasdiner Kreuzer Grenzregiment, der Korporal Morawetz

mit ſeinen ſechs Huſaren, und von den Anführern des iſtrianiſchen Landſturmes: der Caplan Picot von Galignana, Martin Nuglan, und Franz Battai von Boglinez, Johann Seſtan aus Paaß, Flora und Schegglich von Lindar, und Franz Drefraneschi von Galignana ausgezeichnet. Der Korporal Morawetz wurde mit der ſilbernen Tapferkeitsmedaille; die erſteren der obgenannten Volksanführer mit der großen, der letzte derſelben mit der mittleren goldenen Civilmedaille mit Öhrl und Band belohnt. — Der Hauptmann Lazarich wurde von Seiner Majeſtät dem Kaiſer zum Major befördert, und erhielt durch das im Jahre 1815 abgehaltene Capitel den militäriſchen Maria Thereſien Orden.

Der Hauptmann Lazarich kehrte, nachdem der Feind ſich ergeben, nach Mitterburg zurück, und nahm daſſelbe für Seine Majeſtät den Kaiſer von Öſtreich förmlich in Beſitz. Er verwendete die Nacht, ſich der Staatseffekten zu verſichern, eine proviſoriſche Verwaltung aufzuſtellen, und ſeine Truppe ausruhen zu laſſen. So nöthig es auch geweſen wäre, den durch die erfochtenen Vortheile verbreiteten Schrecken zur Vollendung der Eroberung dieſer Provinz zu benützen, ſo lag doch dem Hauptmann von Lazarich noch eine andere dringendere Pflicht am Herzen. Die Zahl der gemachten Gefangenen überſtieg vielfach die Stärke ſeines ganzen Detaſchements. Sie in Mitterburg zu behalten war höchſt gefährlich, hätte das Detaſchement, ihrer Bewachung wegen, an dieſen Ort gefeſſelt, und ohnehin an keine weitere Unternehmung zu denken verſtattet. Um ſie nach Fiume zu transportiren, war ei-

ne hinreichende Bedeckung nöthig. Aber woher ſollte Lazarich dieſe nehmen, da ſeine ganze Truppe ſich zur Zahl der Gefangenen, wie Eins zu Zwanzig verhielt. Den Entſchluß, den er endlich faßte, dieſe Gefangenen ſelbſt, und mit ſeinem ganzen Detaſchement, nach Fiume zu geleiten, dann aber ſchnell nach Iſtrien zu weiteren Unternehmungen zurückzukehren, war unſtreitig der zweckmäßigſte. Aber auch dieſer war nicht ohne bedeutende Gefahr; denn die ſchwache Eskorte mußte den einzigen Weg längs dem exvenetianiſchen Iſtrien einſchlagen, in deſſen Flanke auf eine Länge von zehen Stunden eine damahls noch feindlich geſtimmte Nationalgarde von 4000 Mann herausbrechen konnte. — Am Morgen des 5. Septembers marſchirte Lazarich von Mitterburg ab, und erreichte an dieſem Tage, zwar mit großer Anſtrengung, aber ohne unglücklichen Zufall den Monte Maggiore und Caſtua. Die feindliche Nationalgarde, welche ſich bei Cernicza oder Pinguente zuſammengezogen, hatte kaum das Schickſal der Linien-Truppen erfahren, als ſie, vom paniſchen Schrecken ergriffen, eilends zerſtob. Am 6. kam die Kolonne glücklich über Lippa zu Fiume an. —

Den Befehlen des Generalen Graf Nugent zu Folge, und im Einverſtändniß mit dem engliſchen Admiral Freemantle, ging Hauptmann Lazarich mit ſeinem auf 120 Mann verſtärkten Detaſchement, nach des General Graf Nugent glücklichen Gefechten bei Jellſchano und Paſſiak, am 8. September Abends über den Monte Maggiore, und rückte am 9. wieder zu Mitterburg ein. — Am 11. beſetzte ein Theil des Detaſchements, vereint mit dem Landſturme, Pola, deſſen Garniſon ſich zu Schiffe nach Venedig gerettet hatte, und wo 57 Kanonen erbeutet wurden. Einer andern Abtheilung öffnete das

feste Pinguente die Thore. — Am 12. wurde Capo d'Istria umzingelt, indeß ein englisches Linienschiff nebst einer Fregatte nahte, um den Angriff zur See zu unterstützen. Ein Oberst mit zwei Bataillons Nationalgarden ergab sich, als er mit der Beschießung der Stadt bedroht wurde, auf Kapitulation. Um Mittag wurde die Stadt von den Östreichern übernommen. 7 Kanonen und viele Munition wurden erobert. — Am Abend hatte Lazarich bereits die Höhen ober Triest besetzt, und die Herstellung der Kommunikation mit dem Generalen Graf Nugent vorbereitet. —

Istrien war somit erobert; eine Volksmasse von 120,000 Seelen für Östreich gewonnen; an weit ausgedehnten Küsten die Verbindung mit den Engländern und die Unterstützungen der künftigen Operationen zur See geöffnet; eine feindliche Truppenzahl von 1100 Mann außer Gefecht gebracht; 67 Kanonen erbeutet, und dieses Alles wurde in der kurzen Zeit von zehn Tagen von einer handvoll Leute, fast ohne Aufwand von Menschen und Geld bewirkt. — Von Capo d'Istria aus störte Hauptmann Lazarich die Verbindungen des Feindes mit Triest. — Die Eroberung Istriens machte es dem Generalen Graf Nugent möglich, am 16. September, als er in den Stellungen von Jelschano und Lippa von einer so großen feindlichen Übermacht angegriffen wurde, jenen schönen Flankenmarsch auszuführen, indem er den Feind durch die Absendung des Major Gavenda nach Fiume täuschen ließ, sich selbst aber nach Istrien zog, wodurch der Feind zur schleunigen Verlassung des schon besetzten Fiume und zur Rückkehr gegen Triest und Adelsberg gezwungen wurde. —

Während der General Graf Nugent über Mitterburg und Pinguente nach Capo d'Istria vorging,

um den Feind in dessen rechter Flanke zu bedrohen, errichtete der Hauptmann Lazarich in dortiger Gegend binnen drei Tagen ein Bataillon von 1000 Freiwilligen, und organisirte zugleich den Landsturm. Am fünften Tage nach begonnener Werbung stieß dieses Bataillon schon zur Brigade. Diese braven Leute thaten, obwohl noch nicht montirt, treffliche Dienste. Sie wurden anfangs zur Blokade von Triest verwendet. Nach dessen Einnahme wurde das Bataillon, welches, nebst einer neu errichteten Division Castuaner Jäger, dem Kommando des nunmehrigen Major Lazarich anvertrauet wurde, theils zu General Graf Nugents Brigade nach Italien eingeschifft, theils zur Blokade von Venedig bestimmt. Auch der organisirte Landsturm rückte, als der Vice-König vordrang, über den Monte Maggiore nach Krain, brach zwischen Senosetsch und Prewald heraus, und imponirte dem Feinde sowohl durch seine bedeutende Zahl, als durch seinen Eifer. —

Die Mitterburger errichteten in der Folge von den aus der Foiba geholten französischen Bomben ein Monument auf ihrem Franziskaner-Platze zum Andenken des unvergeßlichen 4. Septembers 1813, welcher glückliche Tag sie, nach den Wünschen ihres Herzens, wieder mit Östreich vereinigte.

Wir glauben, daß die Kriegsgeschichte wenig Beispiele aufweisen dürfte, wo so große Resultate mit so geringen Kräften, und in so kurzer Zeit bewirket wurden. Der Muth dieser Handvoll entschlossener Krieger, die warme Anhänglichkeit, und eifrige und tapfere Thätigkeit der braven Istrianer haben gleiche Ansprüche auf unsern Beifall. — Beide haben sich mit Ruhm bedeckt; beide sich um das Vaterland verdient gemacht. —

VI.

Neueste Militärveränderungen.

Beförderungen und Übersetzungen.

Aufmesser, Major v. Leopold v. Sizilien J. z. Obstl. bei Reuß-Plauen befördert, und bleibt bei seiner Anstellung in der Neustädt. Akad.
Wallau, Hptm. v. Nugent J. z. Major bei Czartorisky J. bef. bleibt in der Neustädt. Akad. ang.
Hauer, Kapl. v. Pontonier Bat. z. Hptm. im Bat. bef.
Porcia, Graf, Kadet v. Maier J. z. supern. F. bef.
Jaworsky, pens. Rittm. z. 1. galliz. Grz. Kordonsabtheilung übers.
Angermaier, Platzhptm. in Alt-Gradiska, in Pension übers.
Zellenay, pens. Hptm. z. Platzhptm. in Alt-Gradiska übers.
Fischer, Kapl. v. Sanitätskomp. z. steier. Grz. Kord. übers.
Andrä, Obl. detto detto.
Bogner, Hptm. v. E. H. Rainer J. z. böhm. Grz. Kordon übers.
Libany, pens. Ul. in Civildienst übertr.
Herbert, F. v. Kaunitz J. detto.
Spannoghi, Maj. v. Schwarzenberg Uhl. z. Hessen-Homburg Hus. übers.

Pensionirungen.

Kitz, Obl. v. Esterhazy J.
Morawetz, F. detto.
Freihuber, Ul. v. Mariassy J.
Demartiny, Ul. v. Wellington J.
Müller, Ul. v. E. H. Franz Karl J.
Kunst, Obl. v. Beaulieu J.
Gollner, Hptm. v. Bianchi mit Majors-Kar.
Calzada, Hptm. v detto.
Höfer, Ul. v. Konstantin Kür.
Berri, Ul. v. E. H. Johann Drag.

Ratky, 1. Rittm. v. Knesevich Drag.
Royko, 1. Rittm. v. Roſtitz Chl.
Ferrari, Ul. v. Kaiſer Jäger.
Mosdorfer, Ul. v. 9. Jäger-Bat.
Merk, Ul v. Oguliner Grz. R.
Koſchevich, Hptm. v. Brooder Grz. R.
Radinovich, Ul. v. Gradiskaner Grz. R.
Stephanovich, Kapl. v. Peterwardeiner Grz. R.
Churich, Obl. v. detto.
Mailkovich, Ul. v. detto.
Harbauer, Ul. v. Pionierkorps.
Mack, Hptm. v. gallz. Grz. Kordon.
Moor, Maj. Grz. Vice-Baudirektor.
Bidaſio, Obſt. v. Duka J.
Jäger, Maj. v. Marſchall J.
Werklein, Obſtl. v. Generalquartiermeiſterſtab.

Quittirungen.

Lauretan, Chevalier, penſ. Hptm.
Zettel, F. v. G. H. Toskana J.
Dürchhalter, F. v. E. H. Ludwig J.
Balbi, F. v. Wimpfen J.
Stipall, F. v. Kaunitz J.
Haniſch, F. v. Alb. Giulay J.
Schwarze, Obl. v. Kutſchera J.
Wallis, Graf Michael, Hptm. v. Max. Joſeph J.
Stoppelhart, Ul. detto.
Eſeuka, Ul. v. detto.
Hambory, Ul. v. Wiedrunkel J.
Oeſkay, F. v detto.
Stenzl, Obl. v. Mariaſſy J.
Ponzini, F. v. Paar J.
Squaſſi, Ul. v. Maier J.
Thomas, Obl. v. St. Julien J.
Wratislaw, Graf Joſ., 2. Rittm. v. Liechtenſtein Kür.
Kallay, Ul. v. Heſſen-Homb. Huſ.
Kalmar, Ul. v. Liechtenſtein Huſ.
Odescalchi, Graf Ludwig, Ul. v. Koburg Uhl.
Thürheim, Graf, 2 Rittm. v. Kaiſer Uhl. mit Kar.
Tibold, Ul. v. 2. Szekler Grz. R.

Verſtorbene.

Peleskey, penſ t. Major.
Petit, penſ. t. Oberſt.

Held, penſ. Oberſt.
Rauſcher, Major und L. W. Bat. Komdt. v. E. H. Rudolph J.
de la Hamaide, penſ. t. Obſtl.
Solaro, penſ. t. Obſtl.
Uzellaz, penſ. Obſtl.
Sontag von Sonnenſtein, penſ. G. M.
Toth, penſ. Major.
Albertini, Hptm. v. Paar J.
Schnabel, Joſ., Hptm. v. St. Julien J.
Devance, Kapl. v. Bianchi J.
Petkovich, Ul. Adj. v. Hohenzollern Chl.
Kundratitz, Ul. v. Prinz-Regent Huſ.
Atzinger, Obl. v. Wallach. Illir. Grz. R.
Schlögel, Ul. v. 2. Garn. Bat.
Bartſch, Hptm. v. ſteir. Grz. Kordon.

Verbeſſerungen.

Im dritten Heft.

Seite	Zeile	ſtatt	lies
296	30	anzubringen	abzugewinnen
298	16	Verräther zu werden	Verräther zu werben
336	1	längſt	längs

Im vierten Heft.

15	4	Calatagud	Calatayud
16	24	Infalla	Tafalla
17	23	Saranena	Saracena
19	24	Brand ſich	Brand zu ihr ſich
33	32	Trancoli	Francoli

nommen. — Die k. k. Regimenter und Korps können die Beträge für die verlangte Anzahl Exemplare nach Gefallen auch nur halbjährig in voraus bezahlen. Jedoch findet dann im zweiten halben Jahre kein Rücktritt von der Pränumeration Statt. —

Da die Redaktion keine Versendung, außer jener mit der Post, auf sich nehmen kann, so wollen die Herrn Militärpränumeranten ihre Agenten und Bestellte beauftragen, die Hefte gegen die Mitte jedes Monaths in dem Kartenverschleißkomptoir in dem Michaelerkloster im dritten Stock abzuholen, und die Überschickung zu besorgen.

Jene Militärs, welche ihre Hefte auf dem schnelleren Wege der Post zu erhalten wünschen, haben bei der Redaktion, außer dem Pränumerationsbetrag von 14 fl., auch noch das ganzjährige Porto mit 6 fl. in vorhinein zu erlegen.

Beiträge, welche für diese Zeitschrift geeignet sind, werden der Druckbogen mit 20 fl. C. S. honorirt. Die Verfasser wollen es jedes Mal ausdrücklich bemerken, wenn sie ungenannt zu bleiben wünschen.

Im Komptoir des östreichischen Beobachters sind noch Exemplare des Jahrganges 1813 um Zwölf, — und des Jahrganges 1818 um Vier und zwanzig Gulden C. S. zu haben. — Östreichische Militärs, welche sich an die Redaktion selbst wenden, erhalten den Jahrgang 1818 dermalen noch für Vierzehn Gulden C. S. —

Inhalt.

I. Des Krieges in Spanien und Portugal zweite Epoche. 1808-1809 (Schluß). . 3
II. Briefe aus Würtemberg über die neue Organisation der königl. würtembergischen Armee. 43
III. Geschichte des kaiserlich östreichischen vierten Linien-Infanterieregiments Hoch- und Deutschmeister in den Feldzügen 1813, 1814 und 1815. 57
IV. Tagebuch der Expedition Kaiser Karl V. gegen Tunis im Jahre 1535. (Schluß). 72
V. Die Eroberung von Istrien 1813. . 110
VI. Neueste Militärveränderungen. . . 126

Oestreichische militärische

Zeitschrift.

Jahrgang 1819.

Fünftes Heft.

Die öſtr. milit. Zeitſchrift enthält folgende Gegenſtände: Abhandlungen über die verſchiedenen Zweige der Kriegswiſſenſchaften, — alte und neue Kriegsgeſchichte, — militäriſche Topographie, — Militärverfaſſungen fremder Staaten, — Memoires und andere Schriften berühmter öſtreichiſcher Feldherren, — kriegeriſche Anekdoten und Karakterzüge, — militäriſche Literatur und Kartenkenntniß, — und endlich die Perſonalveränderungen der öſtreichiſchen Armee. —

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in monatlichen Heften, jedes von 7 — 8 Druckbogen, deren drei einen Band ausmachen.

Die Pränumeration wird nur ganzjährig angenommen, und beträgt 24 fl. C. S. — Den Herren Pränumeranten, welchen Hefte der Zeitſchrift in Verluſt gerathen ſind, werden dieſe einzelnen Hefte, das Stück um 2 fl. C. S., verabfolgt. — Man erhält dieſe Zeitſchrift in Wien in dem Komptoir des öſtreichiſchen Beobachters am Peter zum Auge Gottes.

In den öſtreichiſchen Provinzen nehmen alle k. k. Poſtämter für die k. k. Ober-Hof-Poſtamts-Hauptzeitungsexpedition zu Wien Beſtellungen an. Mit Einſchluß des Porto beträgt bei denſelben der Preis 30 fl. C. S.

Im Auslande werden die Beſtellungen bei den Oberpoſtämtern zu Nürnberg, Leipzig, Breslau u. ſ. w. gemacht.

Im Wege des Buchhandels wendet man ſich an die Buchhandlung Heubner und Volke zu Wien.

Die öſtreichiſchen Militärs erhalten die Zeitſchrift für eine ganzjährige Pränumeration von 14 fl. C. S. — Die Herren Militärpränumeranten wenden ſich in frankirten Briefen oder durch Beſtellte und Agenten an die Redaktion der öſtreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift zu Wien. — Unfrankirte Briefe und Packete werden nicht ange-

Oeſtreichiſche militäriſche

Zeitſchrift.

Fünftes Heft.

In omni autem praelio non tam multitudo et virtus indocta, quam ars et exercitium solent praestare victoriam.

Flavius Vegetius.

Wien 1819.
Gedruckt bei Anton Strauß.

I.

Von der moraliſchen Bildung des Soldaten.

Die Erziehung der Menſchen begreift deſſen phyſiſche, intellektuelle und moraliſche Entwicklung. Iſt der Körper ſchwächlich, ſo iſt die freie Wirkſamkeit des Geiſtes gelähmt. Ohne geiſtige Ausbildung iſt die Brauchbarkeit auf körperliche Leiſtungen beſchränkt; aber körperliche und geiſtige Entwicklung haben nur in dem Maße großen Werth, als die durch ſie erhöhte Fähigkeit zu leiſten und zu wirken, durch die innere ſittliche Ausbildung des Gemüthes, durch moraliſche Bildung, zum Guten gelenkt wird. In der Moralität liegt des Menſchen wahrer, eigentlicher Werth, und doch wird für die ſittliche Ausbildung des Gemüthes in der Regel weit weniger, als für die intellektuelle des Geiſtes gethan. Das Landvolk wächſt meiſtens auf, ohne mit ſich, ſeiner Beſtimmung und ſeinen Pflichten bekannt zu werden. Die Religion ſelbſt, dieſe Mittlerinn der Erde und des Himmels, von deren erhabenem Standpunkt die Beſtimmung zum Thron und zur Hütte gleich gilt, die nicht nach dem Wirkungskreis, ſondern nach dem Gewirkten, nicht nach dem Gelingen, ſondern nach der Abſicht, nicht nach Gaben und Talenten, ſondern nach dem Innern den Menſchen würdigt, wird oft zum leeren Formenweſen, dem alle beſeelende, erhebende und beruhigende Kraft mangelt, gemißbraucht.

Nur der wahrhaft Religiöse wird ergeben; nur wer ergeben ist, kann zufrieden, nur wer zufrieden ist, kann glücklich seyn, in so weit Glück hienieden zu finden ist. Wohl dem Lande, in dem Jeder ist, was er seyn soll; in dem Keiner was Anderes zu seyn wünscht, als er ist; in dem kein unruhiges Streben nach Außen vorwaltet. Was der Mensch wirklich bedarf, kann die Bauernhütte bieten, und dem Pallaste versagt seyn. Übel, wenn es die Bauernhütte nicht mehr bieten kann, wenn harter Druck auf ihr lastet, in ihr die Quellen des Wohlseyns versiegen, und die Noth nach Außen treibt, was gerne sich auf sein Inneres beschränkte. Aber noch übler, wenn physisches Wohlseyn wächst, und moralische Bildung zurückbleibt. Wenn die Unfähigkeit, was man besitzt, dankbar zu genießen, nach Dingen streben macht, die man nicht bedarf, und das oft scheinbare Glück, was man beneidet, das eigene vergält. Da entsteht ein irres und wirres Treiben nach Besitz, nach Rang und Einfluß, Macht und Ehre. Man arbeitet für die Zeitlichkeit; Jeder will hier abgelohnt seyn; und da diese eitlen Bestrebungen meist unerreicht bleiben, und nothwendig bleiben müssen, der erfüllte Wunsch immer einen neuen erzeugt, so entsteht allgemeines Mißvergnügen, dessen Quelle Keiner in sich und in der Natur der Dinge, sondern in der Härte des Schicksals, in dem Gebrechen des Staates, in der Ungerechtigkeit der Menschen sucht. Nur wer, den Blick auf das Ewige gerichtet, in der Zeitlichkeit wandelt, wird wo nicht glücklich, doch zufrieden und ergeben fortschreiten, bis er im Bewußtseyn erfüllter Pflicht, im Bewußtseyn eines redlichen Strebens, ruhig das Ziel der irdischen Bahn erreicht.

Der Soldat wird aus einem Stand genommen, bei dem die intellektuelle und moraliſche Bildung größten Theils gleich verwahrloſt iſt. Sein Körper ſelbſt iſt ſteif und ungelenk, und nur zu einſeitiger Kraftäußerung, nicht zu mannigfacher Thätigkeit und Regſamkeit gewohnt. Man ſucht in der militäriſchen Ausbildung zuerſt den ſteifen Gliedern Gelenkigkeit, dem Körper Haltung und Gleichgewicht zu geben. Es gelingt meiſtens bis auf einen gewiſſen Grad; aber viel iſt immer noch nicht gewonnen; denn der ungelenke, mit Mühe biegſam gemachte Körper iſt darum noch kein feſter, Beſchwerden und Ungemach zu ertragen geeigneter. Im Bauernſtand herrſcht oft mehr Verweichlichung als in den höhern Ständen, wo man allmälig die Jugend durch Gymnaſtik zu ſtärken und zu entwickeln, durch Entbehrungen und Leiſtungen abzuhärten beginnt. Wie mancher anſcheinend rüſtige Bauernburſch, der ſeine gemeſſene Zahl Stunden auf dem Felde mit Anſtrengung arbeitet, ſinkt erſchöpft dahin, wenn er als Soldat Märſche zurücklegen, die warme Suppe, das gewohnte Lager auch nur wenige Tage entbehren ſoll. Man ſucht zwar im Soldatenſtand den Körpern nicht nur mehr Biegſamkeit und Haltung zu geben, ſondern ſie auch abzuhärten; aber was hierin geſchieht, iſt nicht hinreichend. Wie läßt ſich erſetzen und nachholen, was von früher Jugend verſäumt iſt? — Der Sproſſe, unter Stürmen zum Baum erwachſen, trotzt den Stürmen. Der erwachſene Baum, aus milder Luft in rauhes Klima verpflanzt, geht zu Grunde.

Beſſer als die körperliche Bildung gelingt die intellektuelle, theils weil bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an geſchickten Unteroffizieren die Noth

zwingt, ſich mehr damit zu beſchäftigen, theils weil es viel leichter iſt, ſich in erwachſenen Jahren Kenntniſſe, als körperliche Feſtigkeit und Gewandtheit eigen zu machen. Wir ſehen überall, beſonders bei der Artillerie, wie weit man es in der intellektuellen Bildung roher, unwiſſender Menſchen bringen kann. Rekruten, die oft nicht die Sprache kennen, in der ſie weiteren Unterricht erhalten ſollen, werden in wenigen Jahren tüchtige Mathematiker, und lehren, was ſie erſt in reifen Jahren erlernt, Andern mit Erfolg. Wie ſelten iſt dagegen der Fall, daß ein moraliſch Verwahrloſter zur Moralität geleitet, ein Unſittlicher ſittlich gemacht wird!

Man begnügt ſich, rohen Ausbrüchen durch Zucht vorzubeugen, von Laſtern und Vergehen durch ſtrenge Strafen abzuſchrecken; um das Innere, um Verbeſſerung des Willens und der Geſinnung, kümmert man ſich wenig. Was nur die Furcht zähmt und im Zaum hält, verfällt in ſeine wilde Natur, ſo wie die zwingende Kraft aufhört, und wie oft wird ſie im Kriege in den entſcheidendſten Augenblicken aufgehoben. Bloße thieriſche Abrichtung kann nicht bei Menſchen genügen, Es reicht nicht zu, wenn man ſie bloß ſittiger macht; ſie müſſen auch ſittlicher werden. Allerdings iſt es ſehr ſchwer, die von Jugend auf verwahrloſte moraliſche Bildung zu verbeſſern, eingewurzelte Laſter und böſe Gewohnheiten auszurotten, den Willen und die Geſinnungen zu läutern und zu veredeln; es wird aber gelingen, wenn man ernſtlich will, und zweckmäßig zu Werke geht.

Es gibt vielerlei Triebfedern zur moraliſchen Vervollkommnung. Manche ſind reiner, höherer, man möchte ſagen himmliſcher Natur; manche irdiſcher,

mehr auf Nutzen und Vortheil gerichtet. Obgleich in den Ersteren das Wahre und Eigentliche zu finden ist, so dürfen doch auch Letztere nicht vernachlässiget werden, da auf den sinnlichen Menschen das Nächste und Anschauliche doch immer zunächst wirkt, und reinere Beweggründe zum Guten leicht Eingang finden, wenn erst das Gute, sey es auch aus zeitlichen Gründen, geübt wird. Ein religiöser Sinn ist die wahre und echte Grundlage einer geläuterten Moralität. Wer das irdische Leben nur als eine Vorbereitung zu einem bessern ewigen betrachtet, an ein höchstes Wesen und die Weisheit seiner Fügungen glaubt, braucht nur zu erkennen, daß für ihn etwas Pflicht sey, um diese Pflicht redlich und willig, selbst wenn nicht freudig zu üben. Gibt es aber für einen Staatsbürger eine heiligere Pflicht, als die, sein Vaterland zu vertheidigen? — Bedarf es künstlicher Beweise, um zu überzeugen, daß dieses Pflicht sey? — Wenn die Seelsorger es sich angelegen seyn lassen, ihren Pflegebefohlenen die Heiligkeit dieser Pflicht nachdrücklichst zu schildern, Väter, Mütter und Söhne zu belehren, das Vertrauen auf Gottes waltende Vorsicht wach und lebendig zu erhalten, so wird die Abneigung gegen den Soldatenstand sich mindern, und Keiner mehr, wie in früherer Zeit häufig geschehen, durch Selbstverstümmlung oder Entweichung sich einem Berufe zu entziehen suchen, dem zu genügen, ihm Pflicht und Gewissen gebieten. Zwar hat sich die Abneigung gegen den Soldatenstand bereits bedeutend gemindert. Der Soldat wird besser behandelt, wie ehemals; es wird mehr für ihn gesorgt; er findet sein physisches Seyn oft durch seinen neuen Stand verbessert. Die Offiziere, gebildeter und gesitteter wie sonst, überlassen

ſich gegen ihre Untergebene nicht mehr ſo oft leidenſchaftlichen Aufwallungen; der gemeine Soldat wird mehr geſchätzt und geachtet. Aber immer bleibt noch viel zu thun; immer ſieht es das Landvolk noch als ein großes Unglück an, wenn ein Glied der Familie zum Soldaten berufen wird; und ſo ſollte es nicht ſeyn. Der zum Soldaten Berufene muß ſeinem Berufe wenigſtens mit Ergebung folgen; er muß den gefolgten lieben lernen. Das Erſte hängt größten Theils von religiöſer Ausbildung in früher Jugend, von Belehrung und Unterricht, das zweite von der Behandlung ab, die er im Soldatenſtand findet. Der Offizier muß ſeine Untergebenen, vorzüglich den angehenden Rekruten mit Wohlwollen, Liebe und Nachſicht behandeln. Er muß ſeine Blicke auf Gott lenken, ihm jenſeits das Ziel irdiſcher Strebungen zeigen, ihn über ſeine Pflichten als Menſch und Soldat unterrichten, und ſo die Verſäumniſſe früherer Jugend einzubringen ſuchen. Man braucht hiebei nicht, ſich in langen Reden zu erſchöpfen, im Predigerton zu fallen, durch Langweiligkeit zu ermüden. Wenige herzliche Worte zu rechter Zeit über Fälle, die ſich ergeben, geſprochen, wirken mehr als ſtundenlange ohne Veranlaſſung mit Lauigkeit gehaltene Vorträge.

Der Soldat hat Pflichten als Menſch; er hat Dienſtespflichten, Pflichten gegen Kameraden und Mitbürger, Pflichten gegen Feinde. Er muß Laſter und Ausſchweifungen als Gott mißfällig verabſcheuen, ſeine Dienſtespflichten als göttlichen Beruf lieben und treu erfüllen lernen. Er muß überzeugt werden, daß es für ihn Pflicht ſey, ſeine Dienſtobliegenheiten mit Eifer zu erlernen, um dem Vaterlande mit Erfolg zu dienen.

Er muß von der Wahrheit durchdrungen ſeyn, daß ſein Leben in jedem Augenblicke in Gottes Hand ſteht; daß ſeine Tage gezählt ſind; daß er durch Feigheit nicht nur gegen das Vaterland, ſondern gegen Gott fehlt; daß er durch Feigheit nicht ſeinem Looſe entrinnt; daß ein entehrtes Bewußtſeyn bitter ſtraft, wenn auch ſonſt keine Strafe erfolgte, die Ehre vor der Welt unangetaſtet bliebe. Er muß in ſeinen Kameraden Freunde und Waffenbrüder ſehen, bereit ſeyn, ihnen zu helfen und zu dienen, mit ihren Fehlern und Gebrechen Nachſicht zu tragen. Er muß ſich im Krieg und Frieden zum Schutz und zur Sicherheit ſeiner Mitbürger, zur Aufrechthaltung der Ordnung beſtimmt achten, und einſehen, wie er ſich doppelt ſchwer vergeht, wenn er ihre Sicherheit gefährdet, die öffentliche Ordnung ſtört. Nur die mit den Waffen ihm gegenüber ſtehen, darf er als Feinde anſehen, nicht den Wehrloſen, nicht den Verwundeten. Er muß als feigen Mord die Tödtung der Letzteren verabſcheuen lernen. Er muß lernen, Schonung und Mitleid gegen die Bewohner feindlicher Länder fühlen, ſich mit dem Nothwendigen begnügen, und nutzloſe Zerſtörung und Grauſamkeit als frevelvollen Gräuel betrachten.

Wie nützlich könnten über Gegenſtände dieſer Art gemüthliche Vorträge und Predigten der Regiments-Kapläne werden; vorzüglich wenn ſie, von Dogmen und Myſtizismus frei, ſo eingerichtet würden, daß jeder Chriſt ſie mit Erbauung zu hören vermöchte. Man ſollte indeß nie zur Anhörung ſolch geiſtlicher Vorträge und Predigten zwingen, da Zwang Alles widrig macht und verleidet; man ſollte bloß durch Wort und Beiſpiel dazu aneifern; die beſte Aneiferung würde je

doch immer der gründliche Gehalt und angemessene Vortrag dieser Predigten seyn. Mehr als alle Worte wird indeß das Beispiel vermögen. Der Soldat muß in seinen Vorgesetzten moralische Menschen erblicken; er muß bei ihnen die religiösen Gesinnungen finden, die sie bei ihm zu wecken und zu erhalten beflissen sind. Spott über das Heilige, selbst über das, was Vorurtheil für heilig achtet, sollte der Soldat nie aus dem Mund eines Vorgesetzten hören. Es war eine Zeit, wo ein thörichter Modeton Irreligiosität zur Schau trug, wo man den bespöttelte, der kirchlichen Gebräuchen und Satzungen nachkam, wo man mit Unglauben prunkte, — Duldung predigte, und durch sarkastischen Witz den verfolgte, der Gott nach dem Glauben seiner Väter mit demüthigem Sinn verehrte. Nie möge diese Zeit wiederkehren; nie möge aber auch dumpfer Aberglaube und heuchelnde Frömmelei mehr ihr Haupt erheben, und den höhnenden Unglauben, der so viel Leiden über die Welt gebracht, hervorrufen. Es hat Unglückliche gegeben, die an dem Daseyn Gottes, an der Fortdauer einer bessern Welt zweifelten, und doch rechtlich und unbescholten lebten. Der Allgütige wird über das gerechte Handeln das irrige Denken vergeben. Wer aber durch Spott den Glauben eines frommen Herzens wankend macht, wer dem die Stütze der Religion nimmt, der nur mit ihr bei verführerischen Lockungen steht, der raubt dem Gemüth die Ruhe im Leben und Tod; der wird Mitschuldiger der Laster, die der ungestützt Fallende verübt; sein Verbrechen gehört zu den schwer zu sühnenden, nie zu vergütenden. Wie vorsichtig sollte man daher nicht mit Worten und Äußerungen über religiöse Gegenstände im Beiseyn der Jugend, im Beiseyn we-

nig Unterrichteter, vorzüglich Untergebener seyn, daß nicht ein mißdeutetes Wort Keime des Unglaubens streue, den Frieden untergrabe, und endloses Unglück bereite. Leichtsinn und Unverstand haben von jeher mehr Übel in der Welt erzeugt, als eigentliche Bösartigkeit. Die das Böse des Bösen wegen wollen, sind Ausnahmen in der menschlichen Natur; der Leichtsinnigen und Leichtfertigen gibt es aber so Viele; darum soll Jeder auf seiner Hut seyn, damit er durch Unüberlegtheit nicht so viel schade, als kaum der Bösartigste mit Absicht zu schaden vermag. Wird echt religiöser Sinn in den Gemüthern geweckt und gepflegt, das irdische Leben immer nur in Beziehung auf das ewige betrachtet, dann wurzelt die Sittlichkeit auf festem Grund; dann werden die allgemeinen und besondern Pflichten erst willig, bald auch freudig geübt werden. Indessen sind doch auch die zeitlichen Anregungsmittel zur Sittlichkeit nicht zu vernachlässigen. Wer gut handelt, handelt auch, ganz besondere Fälle abgerechnet, in Beziehung auf seine irdische Wohlfahrt klug. Der Ausschweifende zerstört seine Gesundheit; der Pflichtvergessene zieht sich Strafen und Unannehmlichkeiten zu; der Unverträgliche wird von seinen Kameraden vermieden, der Feige verachtet. Der Ordentliche, im Dienst Pünktliche dagegen, wird von seinen Obern geschätzt, und emporgehoben; dem Tapfern wird die allgemeine Achtung, dem Freundlichen, Gefälligen die allgemeine Zuneigung zu Theil.

Werden die Vortheile und Nachtheile des verschiedenen Benehmens bei jeder schicklichen Gelegenheit lebhaft dargestellt, so werden gewiß bei vielen ernstlichen Betrachtungen wirkliche Sinnes-Änderungen erfolgen. Wem es aber wirklich darum zu thun ist, seine Unter-

gebenen moraliſch zu beſſern, muß daraus ſein angelegentlichſtes Geſchäft machen; er muß planmäßig, unabläſſig daran arbeiten. Die moraliſche Bildung der gemeinen Soldaten kann nur von dem Hauptmanne ausgehen. In deſſen Hand liegt größten Theils ihr Schickſal. Wenn er ſich ihnen als Vater zeigt, an ihrem Wohl und Weh Theil nimmt, Jeden nach Fähigkeiten, Neigungen und Verhältniſſen kennt, Jeden den Umſtänden angemeſſen mit Schonung behandelt, und, wenn er ſtrafen muß, mit Gelaſſenheit, mit ſchwerem Herzen ſtraft, dann wird ihm die Liebe ſeiner Untergebenen lohnen; dann wird jedes ſeiner ermahnenden und belehrenden Worte Früchte bringen; dann wird er in jeder Gelegenheit, in jeder Gefahr ſeiner Leute gewiß ſeyn. — Wie anders verhält es ſich, wenn ein Hauptmann ſeine Untergebene nur im ſtrengſten Dienſtbezug kennet; wenn er an ihnen keinen Theil nimmt, ſich um ihre Fähigkeiten, Neigungen und Gefühle nicht kümmert, ſelbſt kleine Vergehen ſtreng und rückſichtslos ſtraft, und ſich bei den Beſtrafungen von Unmuth, von augenblicklicher Laune leiten läßt. Mit Unwillen trägt dann, beſonders der beſſere Theil, das aufgelegte Joch. Jeder thut, ſo viel er thun muß. Mit dem Zwang ſchwindet auch Ordnung und Zucht. Entweichungen werden häufig; vor dem Feind löſet ſich die Ordnung; Ausſchweifungen reißen ein. Nur ſo laſſen ſich die großen Verſchiedenheiten erklären, die oft zwiſchen Kompagnien eines Bataillons, zwiſchen Bataillonen eines Regiments, zwiſchen Regimentern eines Heeres ſich zeigen. Die Beſtandtheile ſind immer dieſelben; aber das Werkzeug, was in roher, ungeſchickter Hand nur Geringes leiſtet, entſpricht ganz dem beabſichtigten Zweck, wenn

es gehörig geführt wird. Es ist gewiß nicht unsere Absicht, einer schwächlichen Nachsicht das Wort reden zu wollen; auch wird kein Vorgesetzter dadurch die Liebe und Achtung seiner Untergebenen erwerben. Strenge ist vorzüglich im Militär erforderlich; aber die Strenge muß gerecht, muß billig seyn. Für gleiche Vergehen ohne Berücksichtigung der Umstände gleiche Strafen verhängen, ist keine Gerechtigkeit; kleine Fehler, Übereilungen und Nachlässigkeiten mit harter Strafe belegen, ist Grausamkeit. Alles wirkt aber nachtheilig, was zur Aufrechthaltung der Ordnung unnothwendig ist.

Wir haben schon gesagt, daß durch die erhöhte Bildung, durch die menschlichere Sinnesart der Offiziere sich die Lage des Soldaten unendlich verbessert hat. Stockschläge wurden vor noch nicht dreißig Jahren von Jedem wegen Jedem gegeben. Exerzierfehler und Diebstähle, Flecken in der Kleidung und Betrug wurden oft mit geringer Verschiedenheit mit derselben Strafe belegt. Unter solcher Behandlung mußte das Ehrgefühl, mußte jeder Keim der Moralität ersticken. Mit dem Ehrgefühl hörten endlich auch die Stockschläge auf, bei dem gemeinen Mann für eine beschimpfende Strafe zu gelten. Sie wirkten nur mehr durch den physischen Schmerz, und da dieser durch Gewohnheit und Reizbarkeit gemindert oder erhöht wird, so ward dasselbe Vergehen nach Beschaffenheit und Sinnesart des Individuums bald grausam, bald schwach gestraft. Zwar werden jetzt bei einem Regiment in einem Jahr nicht so viele Stockstreiche gegeben, als ehedem bei einer Kompagnie in einem Monat. Aber sollte es denn überhaupt nicht möglich seyn, die militärische Zucht ohne Stockstreiche, die das Individuum und selbst den Stand er-

niedrigen, aufrecht zu erhalten? — Es kommt hiebei freilich sehr viel auf die Stufe der Bildung an, auf der die Völker stehen. Was bei gebildeteren Völkern ausführbar ist, und ausgeführt wurde, ist noch nicht auf rohere anwendbar. Aber sollte man nicht, wie es im östreichischen Heere wirklich geschieht, überall das Gute vorbereiten, was man vielleicht noch nicht einzuführen vermag? Sollte man nicht durch allmählige Verminderung und Beschränkung der gänzlichen Abschaffung vorarbeiten? — Es dürfte schon an der Zeit seyn, die Stockstreiche auf Vergehen zu beschränken, die, wie Betrug und Diebstahl, von niedern, verächtlichen Gesinnungen zeigen. Es dürfte an der Zeit seyn, das Recht, Stockstreiche zu verhängen, so zu beschränken, daß eine Verhängung dieser Strafe in der ersten Zornesaufwallung nicht leicht mehr zu besorgen wäre. Es dürfte endlich an der Zeit seyn, diese Strafe nicht mehr öffentlich ertheilen zu lassen, da der Anblick dieser Bestrafungsart die Abneigung des Volkes für den Soldatenstand vermehrt, und demselben in der öffentlichen Meinung schadet. — Stockstreiche sind freilich für den Vorgesetzten eine bequeme Bestrafungsart. Physischer Schmerz wirkt mehr oder minder auf Alle, und man braucht hiebei nicht die Neigungen und Gesinnungen seiner Untergebenen zu kennen, um sie dem Vergehen angemessen empfindlich zu strafen.

Auf manchen, bei dem Stockstreiche nichts mehr verfangen, wirkt ein länger fortgesetzter Kasern-Arrest. Überhaupt wird man durch verschiedene Grade der Arreste, durch einsame Haft, immer im Stande seyn, die Ordnung vollkommen aufrecht zu erhalten. Der Verfasser dieses spricht hier aus voller, auf Erfahrung ge-

gründeter Überzeugung. Er hat in früherer Zeit im Felde eine Kompagnie befehligt, die größten Theils aus abgegebener Mannschaft ungerischer Regimenter zusammengesetzt wurde, und dennoch ward die vollkommenste Ordnung ohne Stockstreiche erhalten. Freilich bedurfte es Anfangs vieler Aufmerksamkeit, scharfer langwieriger Arreste; aber bald wurde auch dieses nicht mehr nothwendig. Die Leute fühlten, daß man sie besser behandeln wollte, und wurden allgemach einer bessern Behandlung werth. Grobe Ausschweifungen fielen am Ende gar nicht mehr vor, und obschon die Gelegenheit häufig war, entwich nicht Einer. Beispiele der Art sind in der Armee gewiß nichts Seltenes; sie beweisen aber auch, wie viel auf die Behandlung ankommt, und daß die Stockstreiche, wo nicht aufgehoben, doch sehr beschränkt werden könnten, ohne für die Aufrechthaltung der Ordnung besorgen zu dürfen. Der rohe Mensch ist empfänglich für das Gute. Er ist viel leichter zu behandeln, als der in Unmoralität bei Halbbildung oder Verbildung Erwachsene, mit allen Ränken und Lastern Vertraute. Leute der Art werden bei mehreren Heeren in eigene Straf-Bataillone gegeben. Obschon sich gegen diese Einrichtung Manches sagen läßt, so verdient sie immer reife Erwägung und Berücksichtigung.

Auch Verweise sind Strafen, und es ist schon sehr übel, wenn sie nicht mehr als solche betrachtet werden; nur wird aber bei den Verweisen noch weit mehr, als bei den eigentlichen Bestrafungen durch Zorn und Leidenschaftlichkeit gefehlt. Ausdrücke, die das bessere Gefühl beleidigen, sollten nie über die Lippen eines Vorgesetzten kommen. Wer den rohen bessern will, darf

nicht ſelbſt Rohheit zeigen. Wir ehren uns ſelbſt, wenn wir den gemeinen Soldaten ehren. Er trägt ja mit uns alle Beſchwerden, alle Gefahren unſres beſchwerlichen Standes; er trägt ſie mit uns, ohne in ſelbem, wegen meiſt mangelhafter Bildung, emporſteigen, und die Vortheile genießen zu können, die ſich uns bieten. Was nützen unſere klügſten Entwürfe, wenn er nicht an die Ausführung ſein Leben muthig ſetzt. Wir thun, indem wir in der Gefahr vorangehen, nicht mehr als er, indem er uns folgt; und er wird uns folgen, wenn er uns liebt und achtet. Nichts wird mehr beitragen, die ſchon geminderte Abneigung gegen den Soldatenſtand gänzlich verſchwinden zu machen, als eine Behandlung, die mit Beſeitigung aller körperlichen, herabwürdigenden Züchtigung auf Achtung, Billigkeit und Gerechtigkeit ſich gründet.

Disziplin und ſtrenge Disziplin muß ſeyn; aber ſie kann ohne herabwürdigende Strafen beſtehen. Wenn bloß Disziplin zuſammenhält, ſo löſt ſich das Band, ſobald man der Strafloſigkeit ſicher iſt, und wie oft treten im Kriege, beſonders bei unglücklichen Ereigniſſen, die Fälle ein, wo dieſes geſchieht. Ganz anders iſt es, wenn der Soldat fechten, ſeine Pflicht erfüllen *will*, vorzüglich wenn religiöſe Gefühle, wenn Liebe zu Monarchen und Vaterland ihn hiezu bewegen. Dieſe Triebfedern erſchlafft kein Unglück; ſie wirken nur ſtärker, je dauernder die Gefahr. — Laſſen Sie uns demnach über der geiſtigen und körperlichen Bildung nicht die weit wichtigere moraliſche hintanſetzen. Laſſen Sie uns den religiöſen Sinn, die Keime des Guten wecken und pflegen, daß, wenn der Soldat nach vollendeter Dienſtzeit zu ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen zurückkehrt,

er nicht nur gewandter und geſchickter, ſondern auch beſſer ſich zeige, und durch Wort und Beiſpiel die Liebe zum Soldatenſtand, zu Monarchen und Vaterland bei der Jugend nähre, und belebe, die beſtimmt iſt, in die Reihen zu treten, die er nach rühmlicher Dienſtleiſtung moraliſch gebeſſert verlaſſen.

II.

Skizze

der kön. sächsischen Militär-Verfassung.

A. Formirung der Truppen und Militär-Branchen.

Die gesammte Kriegsmacht des Königreichs Sachsen wird aus Linientruppen, und einer Armee-Reserve (Landwehr) gebildet.

Die Infanterie, Kavallerie, Artillerie, die Garnisons-Kompagnien, und der Generalstab stehen in Friedenszeiten unter dem en Chef kommandirenden Generalen (jetzt Generallieutenant von Le Coq), und sind in Brigaden von einer Waffengattung getheilt. Im Felde werden die Divisionen aus allen drey Waffen zusammengestellt.

Das Ingenieurkorps, die Zeughäuser, die Militär-Akademien, Intendanten ꝛc. stehen unter dem Kriegsminister (jetzt Generallieutenant von Zeschau).

Die Armee-Reserve hat den Generallieutenant von Gerstorf zum Kommandanten.

Die Linientruppen bestehen aus:

1 Grenadier-Regiment, dessen erstes Bataillon Garde-Grenadiere, das zweite Leib-Grenadiere genannt wird.

3 Linien-Infanterieregimentern zu drei Bataillons; jedes Bataillon zu vier Kompagnien.

2 Leichten Infanterie-Bataillons zu vier Kompagnien.

1 Jäger-Bataillon zu vier Kompagnien.
1 Regiment Küraſſier-Garde
1 — Uhlanen
1 — Huſaren
} jedes zu vier Eskadrons, oder acht Kompagnien.
1 — Fuß-Artillerie von zwölf Kompagnien.
1 Brigade reitende Artillerie von zwei Kompagnien.
1 Artillerie-Train-Bataillon.
1 Kompagnie Handwerker, als: Stückgießer, Schloſſer, Schmiede, Sattler, Wagner ꝛc.
1 Equipage-Train-Bataillon, wovon in Friedenszeiten nur der Stamm (Cadre) beſteht.
2 Garniſons-Kompagnien zu Königſtein und Waldheim.

Der Generalſtab beſteht aus einem Chef und mehreren Adjoints, die einen eigenen Etat formiren, und zu keinem Regimente gehören. — Im Felde werden jedem Diviſions-General zwey Adjoints zugetheilt.

Die Adjutantur theilt ſich in Brigade-Adjutanten, die eine dem Generalſtab ähnliche, — und in die perſönlichen Adjutanten der Diviſionsgenerale, die ihre Regiments-Uniform tragen. Alle Adjutanten gehören zu den Regimentern der Brigade oder Diviſion, bey der ſie angeſtellt ſind.

Das Ingenieurkorps beſteht aus:

a) Offizieren und Unteroffizieren, welche für den Feſtungsdienſt, zum Aufnehmen, Zeichnen ꝛc. beſtimmt ſind, und

b) aus einer Sappeurkompagnie, deren Offiziere aus dem Ingenieurkorps gewählt werden. Nebſt den Schanzarbeiten verrichtet dieſe Kompagnie auch den Dienſt der Pontoniers; aus welchem

Grunde im Felde sich auch ein Theil derselben beim Pontons-Train befindet.

Bei dem Kriegsministerium oder der geheimen Kriegskanzlei sind ein Stabsoffizier und drei Kapitäns angestellt. Einer der Letztern ist Direktor der Plankammer.

Die Kriegs-Verwaltungskammer hat die Oberaufsicht über die ganze Militär-Administration, und ist die Instanz für die Civil-Behörden in allen Angelegenheiten, wo diese mit dem Militär in Berührung kommen. Ihr Präsident ist der Kriegsminister; der Chef des Generalstabs und der General-Intendant sind jedesmalige Mitglieder derselben; die permanenten Räthe werden zum Theil aus der Armee gewählt, treten dadurch jedoch gänzlich aus dem Militärdienst.

Das General-Kriegsgerichts-Collegium besteht aus einem Präsidenten, welcher gewöhnlich der Gouverneur von Dresden ist, einem General-Auditeur und mehreren Kriegsgerichtsräthen.

An der Spitze der Sanitätsanstalten befindet sich der General-Stabs-Chirurgus, und der General-Stabs-Medikus.

Nur im Felde ist bei jeder Brigade ein Feldprediger angestellt.

B. Konskriptionssystem, Armee-Reserve, Beurlaubung, Übungszeit.

Im Königreich Sachsen besteht eine der eigentlichen Konskription ähnliche Art der Aushebung der zum Militärdienst bestimmten Mannschaften. Alle jungen Männer von 18 bis 36 Jahren sind zwar in der

Regel militärpflichtig; allein es gelten ſo viele Ausnahmen, daß nur die dem Nahrungsſtande entbehrlichſten Individuen ausgehoben werden.

Die Aushebung für die Linien-Truppen und die Armee-Reſerve geſchieht nach einerlei Grundſätzen; nur finden bei den erſteren noch mehr Befreiungen Statt.

Der Erſatz für die Linien-Truppen wird jährlich von der-Armee-Reſerve abgegeben, und hiezu die dem Nahrungsſtande entbehrlichſten, jedoch jüngſten und tüchtigſten Leute genommen.

Das Grenadier-Regiment wird durch ausgewählte Mannſchaft der Linien-Regimenter komplet erhalten.

Das Jäger-Bataillon beſteht aus gelernten Jägern und ausgewählten leichten Infanteriſten, und iſt mit Büchſen bewaffnet.

Die Dienſtzeit eines Linien-Soldaten iſt ſechs Jahre, die der Mannſchaft der Armee-Reſerve bis zum 36. Altersjahre. Die entlaſſenen Linien-Soldaten, welche noch nicht das 36. Jahr erreicht haben, treten daher wieder in die Armee-Reſerve.

Alle Aushebungen, und die Kompletirung des Grenadier-Regiments und des Jäger-Bataillons geſchehen jährlich.

Die Armee-Reſerve iſt in Amts- und Kreisdiſtrikte eingetheilt. Bei erſteren ſind Kapitäns, Ober- und Unteroffiziere, bei letzteren Stabsoffiziere der Armee als Kommandanten und Inſpektoren angeſtellt. Ihre Beſtimmung iſt: die Mannſchaft im Frühjahre und Herbſt in den Waffen zu üben; zu welchem Ende ſich bei jedem Diſtrikts-Kommandanten ein Depot von

Gewehren, Patrontaschen und Patronen zum Zielschießen befindet.

Ober- und Unteroffiziere tragen die Armee-Uniform; die Mannschaft erhält keine Bekleidung, sondern sie hat sich nach und nach kurze blaue Überröcke anzuschaffen, um bei den Waffenübungen so viel möglich gleichförmig zu erscheinen.

Der Kommandant der Armee-Reserve steht unmittelbar mit den Kreishauptleuten in Berührung, die ihm auch anzeigen, zu welcher Zeit die Mannschaft der Armee-Reserve mit dem wenigsten Nachtheil für ihr Gewerbe zum Exerzieren einberufen werden kann; welches gewöhnlich nach der Ernte geschieht. Nur während dieser kurzen Exerzierzeit erhält die Mannschaft Quartier, Löhnung und Brot, gleich den Linien-Truppen.

Kein Mann der Reserve darf sich ohne Vorwissen seiner Civil-Ortsobrigkeit und seines Distrikts-Kommandanten von seinem Aufenthaltsort entfernen.

Zur Beschränkung der Staatsausgaben werden von der Infanterie außer der Übungszeit zwey Drittel der Gemeinen, nähmlich 52 Mann von jeder Kompagnie, von der Kavallerie und Artillerie aber nur so viele Leute beurlaubt, als ohne Nachtheil des Dienstes und Unterrichts entbehrt werden können. Während der Urlaubszeit erhalten sie weder Löhnung noch Brot, jedoch die Montirung und halbe Beimontirung (kleine Montur).

Die Übungszeit im Herbste dauert für die neuen Leute acht, für die älteren Soldaten vier Wochen. Zuweilen finden auch Zusammenziehungen von Brigaden und Divisionen Statt, um sich in größern Manövern zu üben.

C. Militär-Administration.

An der Spitze der Militär-Administration steht der Kriegsminister als Präsident der Kriegs-Verwaltungskammer, an welche der General-Intendant der Truppen seine Rechnungen abzulegen hat. Letzterer ist das Organ dieser Kammer, und leitet alle wirthschaftlichen Angelegenheiten der Regimenter.

Bei jedem Regiment besteht eine Wirthschafts-Kommission, die aus einem Stabsoffizier als Präses, welcher jedoch nie der Regiments-Kommandant seyn darf, dem Regimentsquartiermeister, 1 Offizier und 2 Fourieren von jedem Bataillon (bei der Kavallerie aus 1 Offizier und 2 Fourieren vom ganzen Regiment) und 1 Unteroffizier zur Aufsicht über die Vorräthe und zum Austheilen derselben, zusammengesetzt ist. Diese Wirthschafts-Kommission hat die Führung der Kasse, alle Einkäufe, die Anschaffung aller Bekleidungsgegenstände, und die Fassung der Rüstung und des Lederwerks aus dem Zeughause und der Hauptvorrathsanstalt zu besorgen. Nur im Felde liegt den Kompagnie-Kommandanten die Reparatur der Beimontirung ob, wofür sie monatlich eine bestimmte Summe erhalten, die immer auf den kompletten Stand bezahlt wird. Auf die nämliche Weise haben die Train-Offiziere für die Beschläge der Batterien und des Parks zu sorgen.

Die Wirthschafts-Kommission legt ihre Rechnungen dem General-Intendanten, und nimmt nur von diesem Befehle an. Der Regiments-Kommandant kann daher der Wirthschafts-Kommission keine die Ökonomie betreffenden Befehle ertheilen, sondern hat bloß darauf

zu ſehen, daß Alles, was dem Soldaten nach der Inſtruktion gebührt, herbeigeſchafft werde. Dahin gehört auch das Backen und Vertheilen des Brotes und der Fourrage, und im Felde das Faſſen und Austheilen der Lebensmittel.

Um über die Anſchaffungen und die Tauglichkeit der Bewaffnung, Bekleidung und Equipirung noch eine beſondere, ganz unparteyiſche Controlle zu haben, ſo iſt bei jeder Waffengattung (im Felde bei jeder Diviſion) ein Muſter-Inſpektor angeſtellt, der über den Zuſtand der erwähnten Gegenſtände von Zeit zu Zeit Revuen zu halten, und über das Reſultat derſelben dem General-Muſter-Inſpektor, oder in deſſen Ermanglung dem kommandirenden Generalen Bericht zu erſtatten hat.

Der General-Intendant und die Muſter-Inſpektoren ſind Stabsoffiziere der Armee.

Die Gehalte ſind bei den verſchiedenen Waffengattungen verſchieden. Am beſten iſt die Kavallerie bezahlt, dann folgt die Artillerie, endlich die Infanterie.

	Reichsthaler.
Ein Diviſions-General hat jährlich	6000
— Brigade-General	3500
— Oberſt, bei allen Waffen gleich, jährlich	2500
— Oberſtlieutenant von der Kavallerie —	1800
— — Artillerie —	1600
— — Infanterie —	1500
— Major von der Kavallerie. . . . —	1500
— — Artillerie . . . —	1300
— — Infanterie . . —	1200
— Rittmeiſter 1. Klaſſe . . . . . —	1200
— Hauptmann 1. Klaſſe von der Artillerie —	1100
— Infanterie —	1000

	Reichsthaler.
Ein Rittmeiſter und ein Hauptmann von der Artillerie 2. Klaſſe . . . —	600
— Hauptmann 2. Klaſſe von der Infanterie —	500
— Oberlieutenant von der Kavallerie —	300
— — Artillerie —	288
— — Infanterie —	240
— Unterlieutenant von der Kavallerie und Artillerie . . . . . —	240
— — Infanterie —	180
— Regiments- oder Bataillons-Adjutant, ein Regimentsquartiermeiſter, bei der Kavallerie und Infanterie . . —	396
— detto detto von der Artillerie —	420
— Regiments-Chirurg von allen Waffen —	800

Von der Kavallerie.

Ein Wachmeiſter . .	täglich .	5 ggr.	5 d.
— Korporal oder Trompeter —	.	3 —	$10\frac{1}{2}$ —
— Gemeiner . . . . —	.	2 —	— —

Von der Artillerie.

Ein Sergeant . . .	täglich .	8 ggr.	— d.
— Oberfeuerwerker . . —	.	7 —	2 —
— Feuerwerker . . . . —	.	6 —	— —
— Korporal . . . . . —	.	5 —	$2\frac{1}{2}$ —
— Oberkanonier . . . . —	.	2 —	6 —
— Unterkanonier . . . —	.	1 —	$10\frac{1}{2}$ —
— Oberhandwerker . . —	.	8 —	— —
— Unterhandwerker . . —	.	4 —	— —

Von der Infanterie.

Ein Feldwebel . . .	täglich .	5 ggr.	$2\frac{1}{2}$ d.
— Sergeant	— .	3 —	7 —
— Korporal	— .	2 —	$9\frac{3}{4}$ —
— Soldat	— .	1 —	7 —

Ein guter Groschen ist 3 Kreuzer und 3 Pfennig Konventionsmünze, folglich hat ein Gemeiner von der Infanterie täglich beinahe 6 kr. Konventionsmünze Löhnung. Jeder Mann erhält überdieß täglich $1\frac{1}{2}$ Pfund Brot, und die kasernirten Truppen noch eine Zulage für Salz.

In Friedenszeiten erhalten alle Stabsoffiziere, Adjutanten und Kavallerieoffiziere (letztere zwei) Pferdrationen. Der subalterne Offizier der Infanterie hat im Felde keine, und der Hauptmann nur eine Pferdration.

Die beurlaubten Offiziere behalten ohne Einschränkung den vollen Genuß ihrer Gebühren.

Die Offiziere erhalten in den Garnisonen im Verhältniß ihres Grades Quartiergeld, und haben dann für ihr Quartier selbst zu sorgen. Auf Märschen und in Kantonnirungen findet eine Ausnahme Statt.

D. Materiale der Artillerie.

Das königl. sächsische Feldgeschütz besteht aus zwölf- und sechspfünder Kanonen und achtpfünder Haubitzen, und ist in 2 zwölfpfünder-, und 10 sechspfünder Fuß-, und 2 sechspfünder reitende Batterien eingetheilt.

Eine zwölfpfündige Fußbatterie besteht aus

6 zwölfpfündigen Kanonen	6spännig	
2 achtpfündigen Haubitzen	4	—
6 zwölfpfündigen Kugelwägen	6	—
4 achtpfündigen Granatenwägen . . .	4	—
1 Requisitenwagen	6	—
1 Feldschmiede	4	—
1 Administrationswagen	4	—

Eine sechspfündige Batterie besteht aus

4 sechspfündigen Kanonen bei den Fußbatterien	4	—
— — reitenden	6	—
2 achtpfündigen Haubitzen	4	—
4 sechspfündigen Kugelwägen bei den Fußbatterien .	4	—
detto bei den reitenden Batterien .	6	—
4 achtpfündigen Granatenwägen . . .	4	—
1 Requisitenwagen	6	—
1 Feldschmiede	4	—
1 Administrationswagen	4	—

Die wenigen Arten von Kaliber vereinfachen und erleichtern im Felde wesentlich den Munitionstransport und Ersatz. Beide Arten der Kanonen haben 18 Kugeln (Kaliber) Länge, die Haubitzen 7 Granaten Länge. Die Kugeln haben in der Kanone 0,12″ Dresdner Maß Spielraum, die Granaten $\frac{1}{48}$ Granate in der Haubitze.

Die Form der Kanone ist ein vom Boden bis zur Mündung fortlaufender abnehmender Kegel, welcher sich in den nothwendigsten Verstärkungen am Kopfe endigt. Alle entbehrliche Friesen und Verzierungen sind an dem eingeführten Feldgeschütz, welches im Jahre 1810 neu gegossen und geformt worden ist, weggelassen, um die

Stücke ſo leicht als möglich zu machen. Eben ſo iſt bei den Haubitzen nur ein einziger Bruch, welcher den Flug mit der Kammer verbindet, beibehalten, und der Flug zur Vermeidung aller unnützen Metallſtärken äußerlich koniſch konſtruirt.

Die Kanonen und Haubitzen haben Richtmaſchinen, welche von denen der übrigen Artillerien abweichen, indem deren Richtviſiere meiſtens auf den Bodenfrieſen unbeweglich angebracht ſind. Da dieſe unbeweglichen Viſiere den Nachtheil haben, daß ſie, ſobald die Räder der Kanone nicht horizontal ſtehen (welches beim Feuern während eines Gefechtes ſo oft Statt findet), eine falſche Richtungslinie ſeitwärts des Objekts, worauf geſchoſſen wird, geben; die vormals bei der Artillerie eingeführten beweglichen Aufſätze mit Pendeln, welche mit ihren konkaven Füßen auf die höchſte Bodenfrieſe aufgeſetzt wurden, aber den Nachtheil eines zu großen Zeitbedarfs hatten; ſo hat man bei den neu eingeführten Richtmaſchinen die Vortheile beider vereinigt, indem ſelbe an der Kanone befeſtigt ſind, aber gedreht werden können, um den Horizontalpunkt zu finden, welchen eine daran befindliche Waſſerwage anzeigt.

Der Schwanz der Laffete, welche nicht, wie bei dem engliſchen Geſchütz, aus einem Blocke, ſondern aus zwey Wänden und mehreren Riegeln oder Verbindungsſtücken beſteht, iſt unten abgerundet, um bei den Bewegungen mit dem Schleppſeil leicht über den Erdboden zu gleiten.

Auf der Protze der Kanone und der Haubitze befindet ſich ein Munitionskaſten mit

12 Schuß beim Zwölfpfünder,

18 Schuß beim Sechspfünder,
14 — bei der Haubitze.

Die Munitionswägen bilden ein Ganzes (nicht getheilt, wie bei der englischen Artillerie) und der Boden des vordern Theils vom Kasten ist ausgeschnitten (erhöhet), damit die Vorderräder halb unterkriechen, und die Wagen daher leichter umlenken können.

Im Munitionskarren der Kanone befinden sich 110 Kugel- und 40 Kartätschenschüsse; in dem der Haubitze 50 Granaten, 20 Kartätschen und 10 Brandkugeln.

Das Festungs- und Belagerungsgeschütz besteht aus 18- und 24pfünder metallenen, ersteres zum Theil auch aus eisernen Kanonen. Die Mörser sind 24, 32, 48 und 96pfündig, und werden nach dem Steingewicht benannt.

Zur Bedienung eines Geschützes gehören 1 Unteroffizier und 10 Artilleristen. Bei den sogenannten fahrenden Batterien ist der Unteroffizier zu Pferd, 3 Mann sitzen auf dem Protzkasten, 2 auf den vordern Handpferden der Kanone, und 2 auf denen des Munitionswagen.

Bei den reitenden und fahrenden Batterien werden die Signale mit Trompeten, bei den Fußbatterien mit Flügelhörnern gegeben.

E. Feldausrüstung.

Bei einem ausbrechenden Krieg liegt es dem General-Intendanten ob, den Artilleriepark, die Equipage-, Lebensmittel- und Spitäler-Trains theils mit eingekauften, theils mit vom Lande gelieferten Pferden zu versehen. Er behält auch während des Feldzugs

die Oberaufsicht in Hinsicht der innern Ordnung über diese Branchen. Durch ihn werden auch nachstehende Wägen und Pferde vertheilt:

Jeder Divisions-General erhält einen 4spännigen bedeckten Wagen zum Transport des Archivs. Jedes Bataillon und jedes Kavallerieregiment einen 4spännigen dergleichen Wagen zum Transport der Equipagen der subalternen Offiziere der Infanterie, welche für jeden nur 75 Pfund betragen dürfen, — des Archivs des Adjutanten, der Instrumente des Büchsenmachers, so wie der nöthigsten kleinen Montur und Löhnungsgelder der Kompagnien. Überdieß hat die Wirthschafts-Kommission eines jeden Bataillons und Kavallerieregiments einen zweyspännigen Wagen für Kasse und Archiv. — Jeder Regiments- und Bataillons-Chirurgus erhält einen zweyspännigen, dem Zweck gemäß eingerichteten Medizinwagen. Die Chirurgen, die Sekretäre und Kanzellisten des Generalstabs, der Divisions-Generale, des Intendanten, und die Feldjäger, die während des Feldzuges beim kommandirenden Generalen angestellt sind, erhalten ein Reitpferd (Klepper). Die subalternen Offiziere der Artillerie erhalten ein Dienstpferd, welches nach beendigtem Feldzug abgegeben, oder mit 50 Reichsthalern bezahlt werden muß. Die subalternen Trainoffiziere sind die einzigen, denen selbst in Friedenszeiten ein Dienstpferd bewilligt ist. Die Kavallerieoffiziere erhalten gar kein Dienst- oder Chargepferd.

Bei Beginn eines Feldzugs wird von jeder Brigade ein Depot formirt, wozu jedes Regiment eine angemessene Zahl von Ober- und Unteroffizieren und Gemeinen zurückläßt. Ein Stabsoffizier ist Kommandant eines solchen Brigade-Depots. Die Bestimmung

derſelben iſt: die junge Mannſchaft abzurichten, auszurüſten und den im Felde ſtehenden Regimentern nachzuſchicken, dann die von den Regimentern zurückgeſendeten Invaliden aufzunehmen, und die wirthſchaftlichen Angelegenheiten im Lande zu beſorgen.

Jedes Bataillon und Kavallerieregiment wird mit einem Munitionswagen zur Fortbringung der vorräthigen kleinen Munition verſehen. Das Jägerbataillon hat bei jeder Kompagnie einen zweiräderigen Munitionskarren, der leicht in jedem Terrain folgen kann (eine vortreffliche, nachahmungswürdige Einrichtung). Die Infanterie- und Kavallerie-Munitionswägen befinden ſich gewöhnlich im Brigade-Park. Die Batteriepferde werden auch im Frieden beibehalten, da neue Pferde für dieſen Dienſt anfangs nicht brauchbar ſeyn würden.

Die Feldflaſchen, Kaſſerole, Feldkeſſel und Beile werden von der Mannſchaft getragen.

Den ſubalternen Offizieren der Infanterie iſt nur dann erlaubt, im Felde Pferde zu halten, wenn ſie 40 Jahre alt ſind, oder wenn ſie wegen Wunden und phyſiſcher Unfähigkeit zu Fußmärſchen eine beſondere Erlaubniß hiezu erlangt haben. In dieſem Falle wird ihnen im Auslande eine Ration verabreicht.

Kein Offizier erhält vom Staate einen eigenen Bedienten; die ſubalternen Offiziere der Infanterie haben das Recht, ſich einen Mann aus der Kompagnie zur Bedienung zu wählen; die ſubalternen Offiziere der Kavallerie dürfen ſich bloß einen Mann zu den Pferden nehmen, der aber nicht dienſtfrei iſt. Jedoch erhalten die eigenen Offiziers-Bedienten im Felde die

Natural-Verpflegung eines Soldaten, und ſtehen in Kriegs- und Friedenszeiten unter den Militärgeſetzen.

F. Spitäler.

In Friedenszeiten beſtehen Regiments-Spitäler in den Garniſonen, und ein Hauptſpital zu Dresden für alle Truppen der dortigen Beſatzung. Ganz leichte Kranke werden von den Kompagnie-Chirurgen in den Quartieren behandelt, und von den Regiments- und Bataillons-Chirurgen viſitirt.

Bei Eröffnung eines Feldzuges wird ein Hauptſpital und mehrere leichte, bewegliche Spitäler (ambulances) errichtet, und mit allem Erforderlichen ausgerüſtet. Sie ſtehen ganz unter dem General-Intendanten. In Friedenszeiten und auch im Felde, wenn die Unterhaltung des Spitals auf Koſten der ſächſiſchen Regierung geht, werden jedem Kranken für die volle Verpflegung $\frac{1}{3}$ der Löhnung abgezogen. Die Offiziere bezahlen für die Kur und Beköſtigung eine nach Verhältniß ihrer Charge feſtgeſetzte Summe.

Die leichten Spitäler haben bei einem Gefecht dafür zu ſorgen, daß Wägen zum Zurückbringen und weitern Transport der Verwundeten vorhanden ſind. Zu dieſem Zwecke ſind ſie auch mit Decken, Matratzen ꝛc. verſehen.

G. Militär-Gerichtspflege.

Das General-Kriegsgerichts-Kollegium iſt die oberſte Inſtanz der militäriſchen Juſtiz. Bei jeder Brigade iſt ein Auditeur angeſtellt. Der Kommandant jeden Regiments hat die Juſtiz in Hinſicht des innern

Dienſtes; und vernimmt ſich mit dem Auditeur über die Anordnung gerichtlicher Handlungen, Beſtrafung der kleineren Vergehen, oder über das Einſenden der Unterſuchungsakten an höhere Behörden.

Der Präſident des General-Kriegsgerichts-Kollegium unterzeichnet die Urtheile; außer Todesurtheile, welche nach geſchehener Appellation vom Könige ſelbſt beſtätigt werden müſſen.

Im Felde iſt nebſt den Brigade-Auditeuren noch ein Ober-Auditeur als oberſte Juſtizperſon beym Generalſtab angeſtellt. Nur der en Chef kommandirende General hat im Felde in dringenden Fällen das Recht, die durch ein Kriegsrecht gefällten Todesurtheile bei Unteroffizieren und Gemeinen vollziehen zu laſſen.

Alle Militärperſonen der Linienarmee ſtehen für militäriſche und gemeine Verbrechen unter der Militär-Gerichtsbarkeit. Die Armee-Reſerve, nämlich die Gemeinen und die zu keinen Linientruppen gehörigen Unteroffiziere, ſtehen unter den Civilgerichten. Bloß während der jährlichen Übungszeit wird auch die Mannſchaft der Armee-Reſerve nach dem Militär-Coder behandelt.

Die Verhöre und Verhandlungen ſind, ſo wie bey den Civiltribunälen, nicht öffentlich. Erſtere geſchehen im Beiſeyn verpflichteter Zeugen oder Beiſitzer.

Kleinere Vergehungen werden mit verſchiedenen Graden von Gefängnißſtrafe belegt. Nur in gewiſſen Fällen iſt den Regiments- und Kompagniekommandanten erlaubt, körperliche Züchtigungen anzuwenden, jedoch nicht öffentlich.

Schwere Verbrechen werden mit Todtſchießen und Gefängniß im Militär-Zucht- und Arbeitshauſe zu

Dresden bestraft. Im Felde findet auch die Strafe der Spießruthen noch Statt. Alle andern öffentlichen Bestrafungen sind streng untersagt.

H. Militär-Akademien und Unterrichtsanstalten.

Militär-Erziehungsanstalten gibt es zwey: Die Ritter- und die Militär-Akademie. Mit Letzterer ist die früher bestandene fürs Ingenieurkorps vereiniget worden. Beide sind zu Dresden. In Ersterer werden 80 junge Adelige des Landes von 12 bis 18 Jahren ganz auf Kosten der adeligen Stände (Ritterschaft) unterhalten und unterrichtet.

Der Unterricht ist in 5 Klassen eingetheilt, und begreift außer dem Elementar-Unterricht für die untern Klassen, Exerzieren, ꝛc. die deutsche, lateinische und französische Sprache, Mathematik, Militärwissenschaften, Reiten, Tanzen, Fechten und Voltigiren, auch viele andere zur allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gehörige Vorlesungen über Philosophie, Geschichte, Statistik, Ästhetik ꝛc. Die bei dieser Akademie angestellten Offiziere werden aus der Armee gewählt.

So wie in einem Infanterieregiment oder Bataillon eine Öffnung geschieht, wird der älteste Zögling dieser oder der Militär-Akademie in der durch die jährlichen Prüfungen bestimmten Anciennetät als Unterlieutenant angestellt. Zu Offizieren der Kavallerie werden nur diejenigen ernannt, deren Vermögensumstände erlauben, in dieser kostspieligeren Waffe zu dienen.

Die Militär-Akademie ist für die Bildung von Offizieren aller Waffengattungen, besonders aber der

Artillerie- und Ingenieur-Offiziere bestimmt. Es wird daher reine und angewandte Mathematik, Artillerie, Befestigungskunst, Aufnehmen, Zeichnen ꝛc. in dieser Akademie vorzüglich betrieben. Die Lehrer hierin sind Artillerie- und Ingenieur-Offiziere. Der übrige Unterricht wird von den bei der Ritter-Akademie angestellten Lehrern ertheilt.

Außer diesen Akademien ist für die Ausbildung der jungen Offiziere der Armee noch dadurch gesorgt, daß von jedem Regiment zwei Offiziere einen zweijährigen Kurs bei einer der erwähnten Akademien hören. Überdieß unterrichtet in jeder Garnison ein fähiger Offizier die jüngern im Zeichnen und Aufnehmen. Die Brigade- und Regiments-Kommandanten müssen auch noch außerdem für die Ausbildung und nützliche Beschäftigung der subalternen Offiziere so viel als möglich zu wirken suchen. Periodische Einreichung wissenschaftlicher Arbeiten, Rapporte über Manövers, Entwürfe von Dispositionen sind die gewöhnlichsten Mittel dazu.

Für die Belehrung und Ausbildung der Unteroffiziere und Gemeinen dienen die sogenannten Unterhaltungsstunden, welche die Offiziere jeder Kompagnie mit den verschiedenen Klassen täglich Nachmittag halten. Es werden darin die Pflichten und Obliegenheiten des Soldaten, und die ihm zu wissen nöthigen und nützlichen militärischen Gegenstände abgehandelt. — Die Unteroffiziere und jene Gemeine, welche schreiben zu lernen wünschen, erhalten von den Kompagnie-Fourrieren kalligraphischen Unterricht, und werden in schriftlichen Aufsätzen geübt.

Für die Soldatenkinder iſt in jeder Garniſon ein vom Staate bezahlter Lehrer angeſtellt.

Vor der Theilung Sachſens exiſtirte in dem königl. Schloſſe Annaburg (jetzt zu Preußen gehörig) ein Inſtitut für 200 Soldatenknaben, welche daſelbſt auf Koſten des Staates erzogen, und beſonders zu Tambours und Hautboiſten abgerichtet wurden. Jedoch konnte jeder ein Handwerk oder eine andere Beſtimmung wählen, und erhielt dazu 10 bis 12 Reichsthaler.

In der chirurgiſchen Akademie zu Dresden werden nicht bloß Eleven, ſondern auch angeſtellten Kompagnie- und Spitals-Chirurgen mediziniſche, hauptſächlich aber chirurgiſche und anatomiſche Vorleſungen gehalten; daher von den nicht in Dresden liegenden Regimentern ein Theil der Kompagnie-Chirurgen zu einem zweijährigen Kurs nach Dresden berufen wird.

In der Thierarzneiſchule zu Dresden, die auch für das Civile beſtimmt iſt, werden die Fahnenſchmiede der Kavallerie und des Trains gebildet.

I. Beförderungs-System.

Die Offiziersſtellen bei der Infanterie, Armee-Reſerve, Artillerie und dem Ingenieurkorps werden in der Regel nur den Zöglingen der Ritter- und Militär-Akademien verliehen. Nur in beſondern Fällen werden auch ausgezeichnete Unteroffiziere und Gemeine zu Offizieren befördert.

Bis zum Hauptmann erſter Klaſſe geht die Beförderung nach dem Rang; nur die Verſetzung in den Generalſtab mit einem höhern Grad macht hier eine Aus-

nahme. Zu Stabsoffizieren rücken nur die für diesen höhern Wirkungskreis geeigneten Hauptleute oder Rittmeister vor, welche daher in den jährlichen bei der Musterung einzureichenden Konduitlisten als solche aufgeführt werden müssen. Die Majors rücken ohne Ausnahme nach dem Rang bis zum Oberstlieutenant vor. Die Beförderung zum Obersten, und dann zum General, ist derselben Bedingung unterworfen, wie jene vom Hauptmann zum Major.

Zu Generaladjutanten des Königs werden Obersten und Oberstlieutenante ernannt; letztere erhalten dadurch immer den Grad als Oberste.

Die Prinzen des königl. Hauses sind Obersten und Chefs der Regimenter, welche ihren Nahmen führen. Außer dem finden in der Regel keine Chefs von Regimentern Statt; auch sind mit der Inhaberstelle keine Emolumente verbunden. Nur als eine besondere Auszeichnung ernennt der König zuweilen auch Generale zu Chefs von Regimentern.

K. Versorgung der Invaliden.

Die Versorgung der Unteroffiziere und Gemeinen besteht in:

a) Versetzung zu den Garnisons-Kompagnien;
b) Pensionen;
c) Gratifikationen, d. h. Ertheilung einer Summe zur Errichtung eines kleinen Etablissements;
d) Civil-Versorgungen; und
e) Freischeinen, d. h. Befreiung von Abgaben, die der verabschiedete Soldat von dem Handwerk ꝛc., durch das er sich ernähren will, zu entrichten hätte.

Nur altgediente oder im Militärdienst invalid gewordene Soldaten haben auf diese Versorgungsarten Anspruch, die bei den jährlichen Musterungen von dem kommandirenden Generalen verliehen werden.

Invalide Offiziere werden durch Anstellung als Platzkommandanten, Versetzung zu den Invaliden-Kompagnien, Übertritt in Civilstellen und durch Pensionen versorgt. — Bei Übersetzung zu Civilanstellungen hat der kommandirende General zu bestimmen, ob die Ansprüche auf Versorgung gegründet sind; die Civil-Instanz entscheidet, ob der um die Stelle sich bewerbende Offizier die nöthigen Kenntnisse und Eigenschaften besitzt.

Auf Pension erhält man durch Invalidität oder lange Dienstzeit Anspruch. Über erstere entscheiden verpflichtete Ärzte, über letztere eine königliche Bestimmung, bei welcher Kampagne-Jahre doppelt gerechnet werden.

Dreißig Jahre sind die in der Regel zur Pensionirung erforderliche Dienstzeit. Die Pensionen sind folgender Maßen bemessen.

			Reichsthaler.	
Ein General	1000	—	2000	jährlich
— Oberst	600	—	800	—
— Oberstlieutenant und Major	500	—	700	—
— Kapitän	200	—	400	—
— Lieutenant	100	—	200	—
— Feldwebel	5	—	8	monatlich
— Sergeant oder Korporal	3	—	5	—
— Gemeiner	2	—	5	—

Die Generäle und Stabsoffiziere, die durch Reduktion und andere Verhältnisse keine aktive Anstellung

haben, erhalten ein Wartegeld, welches ungefähr die Hälfte des Gehalts und der Emolumente ihres Grades beträgt. Jetzt sind die Meisten, so wie alle überzähligen subalternen Offiziere, bei der Armee-Reserve angestellt.

Jeder Offizier, der seinen Abschied nimmt, und dem die Tragung der Armee-Uniform bewilligt wird, behält den Rang und Titel, den er zuletzt hatte. Der König ertheilt auch in besonderen Fällen bei Entlassungen einen höhern Grad.

L. Zeughäuser, Stückgießerei, Gewehrfabrik, Festungen.

Zeughäuser sind zu Dresden und Königstein. Bei Ersterem ist auch eine Stückgießerei.

Die einzige Gewehrfabrik zu Suhl im Hennebergischen ist bei der Theilung Sachsens abgetreten worden. Es wird jetzt eine neue bei Dresden angelegt.

Nach der Abtretung von Torgau und Wittenberg ist die Bergveste Königstein die einzige Festung in Sachsen.

M. Militärorden.

Der St. Heinrichsorden, der an einem hellblauen, am Rande gelb gestreiften Bande getragen wird, ist eine ausschließlich für die im Kriege bewiesene Tapferkeit bestimmte Auszeichnung. Für Generäle und Offiziere gibt es drei Klassen: Großkreutze, Kommandeurs und Ritter. Die ersteren zwei können nur Generäle erhalten.

Für Unteroffiziere und Gemeine sind zwei Klas-

sen: goldene und silberne, Medaillen, welche an dem nämlichen Bande getragen werden.

Der König allein ertheilt auf Vorschlag des kommandirenden Generalen diese Auszeichnung, selbst den Unteroffizieren und Gemeinen.

Besondere Vorrechte oder pecuniäre Vortheile sind mit diesem Orden nicht verbunden. Bloß die Witwen der decorirten Soldaten erhalten bei Zurücksendung der goldenen 100, der silbernen Medaille 25 Reichsthaler.

N. Heirathen.

Jeder Offizier muß zu seiner Verehligung die Erlaubniß des Königs ansuchen. Diesem Gesuche muß die Erlaubniß der Ältern, das Taufzeugniß, ein Document über den Besitz eines gemeinschaftlichen Vermögens, und der Revers der Braut, nach dem Tode ihres Mannes auf keine Pension vom Staate Anspruch machen zu wollen, beiliegen. Wenn überdieß das Offizierkorps des Regiments nichts gegen die bürgerlichen Verhältnisse der Braut einwendet, so wird die Erlaubniß selten verweigert.

Den Unteroffizieren und Gemeinen ertheilt der Regimentskommandant auf das Zeugniß des Compagniekommandanten: daß die Frau auch in Abwesenheit des Mannes sich werde ernähren können, und die Heirath für den Soldaten vortheilhaft sey, die Heirathsbewilligung. Man sucht jedoch so viel möglich das Heirathen der Soldaten zu beschränken. In einem Feldzuge dürfen nur 3 Weiber, die kochen und waschen können, der Kompagnie folgen.

Es besteht eine Pensionskasse des Staats, in wel-

che jeder um einen Grad vorrückende Offizier durch zwei Monathe den Betrag der Gehaltserhöhung erlegt. Aus dieser erhalten nicht allein die bedürftigen Offizierswitwen (auch ungeachtet des Reverses), sondern auch die der Unteroffiziere und Gemeinen, die bei ihrer Verheirathung 18 Thaler für diesen Zweck zahlen, verhältnißmäßige Pensionen, und Erziehungsgelder für ihre Kinder. Die Frauen der Offiziere, Unteroffiziere und Gemeinen erhalten, während ihre Männer im Felde sind, Quartiergeld.

O. Uniforms-Auszeichnung.

Die Generale haben blaue Uniform, mit goldener Stickerey, goldene Tressenhüte, zwey goldene Epaulets, und Feldbinden von den Nationalfarben weiß und grün. Diese Farben haben auch alle übrigen Feldzeichen, Port d'Epées und Cordons.

Die Stabsoffiziere haben 2 Epaulets, eine Tresse von der Farbe der Knöpfe um den Kragen, und überdieß der Oberst 3, der Oberstlieutenant 2, und der Major 1 Litze. Die Oberoffiziere haben 2 Contre-Epaulets mit Franzen, der Hauptmann 3, der Oberlieutenant 2, und der Unterlieutenant 1 Litze auf dem Kragen, aber ohne Tresse.

Nur die Generale tragen Feldbinden. Die Unteroffiziere unterscheiden sich ebenfalls durch Tressen und Litzen auf dem Kragen und Czako.

III.

Beſchaffenheit der deutſchen Kavallerie in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

So wie der Gelehrte überhaupt, wenn er auf dieſen Nahmen Anſpruch machen will, die älteren Syſteme, die Fortſchritte und Verbeſſerungen in ſeinem Fache kennen und wiſſen muß, eben ſo gut könnte man wohl mit Recht von einem Militär von umfaſſenderer Bildung fordern, nicht nur den Zuſtand der Kriegskunſt ſeiner Zeit vollkommen zu kennen, ſondern ſich auch mit den Kriegsſyſtemen der früheren und ſpäteren Jahrhunderte bekannt zu machen. Zu wiſſen, wie es war, iſt oft eben ſo intereſſant und nützlich, als zu wiſſen, wie es jetzt iſt. Beſonders gilt dieſes von den Waffen. Der Krieg iſt ſo alt als die Erde. Auf die Kriegsſyſteme der Alten wurden unſere heutigen gebaut. — Obige Forderung bleibt aber nur in gewiſſer Rückſicht gerecht, weil es nicht in den Kräften des Einzelnen liegt, ſich Kenntniſſe zu erwerben, die man nicht überall findet, was ganz vorzüglich von der älteren Kriegskunſt der Deutſchen ſeit Erfindung des Pulvers bis auf die Zeiten Eugens von Savoyen gilt. — Es iſt viel über die Kriege der Römer und Griechen, die Bewaffnungsart ihrer Heere, die verſchiedenen Eintheilungen und Zweige derſelben, und ihre Taktik überhaupt, ge-

ſchrieben worden; aber gar keine Werke beſitzen wir über die Kriegskunſt der Deutſchen in den frühern Jahrhunderten; denn die Beſchreibung eines Krieges, eines Feldzugs, oder einer Schlacht von der Hand eines alten Chroniſten macht noch keinen Leſer mit dem damaligen Zuſtand der Taktik, mit der Organiſation, Bewaffnung und den damals erforderlichen Kenntniſſen der verſchiedenen Waffengattungen bekannt. Dieſen Mangel empfindet nicht nur zum Theil der Militär, ſondern auch in gewiſſem Grade der Geſchichtſchreiber: denn wie Vieles blieb in den Werken der Griechen und Römer unerklärbar, wenn man nicht die Fundamente wüßte, worauf alle jene Erſcheinungen beruhen. Eine Menge Gelehrte haben ewig denkwürdige Kriegsepochen aus der Geſchichte hervor gehoben, und ſie in eigenen Werken beſchrieben. Z. B. Schiller den Abfall der ſpaniſchen Niederlande und den dreißigjährigen Krieg. Aber es frägt ſich, iſt es nicht ein ſehr nöthiger und intereſſanter Punct, auch genau zu wiſſen, wie weit man in dieſem Jahrhundert in der Kriegskunſt vorgeſchritten wäre? — Laſſen ſich auch Feldzüge und Schlachten beſchreiben, ohne die Bewegungen zu kennen, welche die damaligen Armeen zu machen verſtanden? — Schwerlich. — Beiträge über beſonders denkwürdige Epochen bleiben für Jeden von Intereſſe, da die Auseinanderſetzung der Elemente, worauf das Ganze beruht, ein noch völlig unbebautes Feld iſt. — Alte deutſche Werke über den Zuſtand der Kriegskunſt des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſind äußerſt ſelten, und die wenigen, die vielleicht noch in irgend einer großen Bibliothek exiſtiren, ſind beinahe völlig vergeſſen. — Wir heben daher Eines vorzugsweiſe hervor, welches

zwei Jahre vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, nämlich Anno 1616 erschienen ist, und von der Kavallerie handelt, da diese Waffengattung damals sich einer vollkommneren Ausbildung als die schnell zusammengerafften und eben so schnell sich verlaufenden Fußgänger rühmen konnte.

Es führt den Titel: Kriegskunst zu Pferd, darin gelehrt werden, die initia und fundamenta der Kavallerie, aller vier Theilen; als Lanzierers, Kühriſſierers, Karbiners und Dragoens, was von einem jeden Theil erfordert wird, was ſie präſtiren können, ſammt deren Exerzitien ꝛc., von Johann Jacobi von Wallhauſen, der löbl. Stadt Danzig beſtellten Oberſt-Wachtmeiſter und Hauptmann. Frankfurt am Main 1616, klein Folio mit 43 Kupfertafeln.

Dieſes Werk dürfte wohl nur noch in den größern Bibliotheken Deutſchlands zu finden ſeyn. Wir wollen daher den Leſer im Auszuge damit bekannt machen.

Da man es in früheren Jahrhunderten mit ſyſtematiſchen Eintheilungen (welche heut zu Tage beinahe ein Hauptgegenſtand geworden zu ſeyn ſcheinen), noch nicht ſo weit gebracht hatte, ſo beſteht nach Wallhauſen das ganze Kriegsweſen in zwei Stücken:

1) Im Mann, und

2) in der Bewaffnung desſelben. Um ſich kurz auszudrücken ſagt er in viris et armis *).

---

*) Vielleicht dachte er hier an das Virgiliſche: Arma virumque cano etc. Überhaupt achtet er die Alten be-

In Rückſicht der Art, wie man ſtreitet, oder in Rückſicht des Mannes beſteht nach ihm die Kriegskunſt in drei Hauptzweigen:

a) In dem Kampfe zu Fuß,
b) zu Pferd,
c) zu Schiff.

a) zerfällt nach ihm in vier verſchiedene Theile:

1) in Musketiers und Pickeniers oder ſogenannte Doppel-Söldner eines ganzen Regiments, Fähnleins, oder einer einzelnen Truppe;
2) in die Kriegskunſt der Archilay (Artillerie);
3) in die Kriegskunſt der Fortifikation;
4) in die Kriegskunſt der Schlachtordnungen.

b) beſteht nach ihm:

1) aus dem Lancier, Lanzenträger (Lanzierer), entweder mit der Lanze oder dem Rennſpieße;
2) aus dem Küraſſier (Kühriſſierer), mit der Corazzen oder dem Kühraß;
3) aus dem Arquebuſier (Harquebuſierer), mit dem Bandellierrohr;
4) aus dem Dragoner (Dragoen), mit der Muskет und der Picke.

Dieſe vier Arten Reiterei zerfallen wieder in die ſchwere und leichte:

a) Schwere begreift den Lancier und Küraſſier,

ſonders hoch. Aus gleichſam ihm angeborner Achtung für Vegetius, Frontinus und Älian nennt er letzteren den Herrn Doktor Älian. Es gab alſo auch nach ſeinem Sinne Doktoren der Kriegskunſt. Schade, daß man auf keiner Univerſität dazu promoviren kann.

wann der erſte mit ſchwerer oder ſchußfreier Rüſtung bedeckt iſt;

b) Leichte begreift den Arquebuſier und Dragoner, und auch leicht bewaffnete Lancier.

Übrigens indem er die Beſchaffenheit der Armatur betrachtet, findet er offenſive und defenſive Waffen:

a) Die Waffengattung mit dem Küraß iſt defenſiv;

b) der Arquebuſier und Dragoner offenſiv;

c) der Lancier offenſiv und defenſiv.

I.

Die Lanzierer.

Der Lancier wurde als der edelſte und köſtlichſte Theil der Kavallerie, und zwar aus zwei Urſachen betrachtet:

1) weil er mehr Übung, Gewandtheit und Kenntniſſe vom Nöthigen hatte, denn jeder andere Zweig der Reiterei; und weil er

2) vor allen Andern das beſte und köſtlichſte Pferd ritt.

Wallhauſen geht nebenbei von dem alten Grundſatze aus, die Lanze ſey die Königinn aller Waffen, und bedauert, daß, da Turniren und Speerbrechen abgekommen ſey, — folglich die alten Adeligen und Ritter durch Leute erſetzt werden müſſen, die aus ärmern Ständen ſind, dieſe nicht die gehörige Aufmunterung erhalten, und nicht im höheren Solde ſtehen.

Der Lancier des 17. Jahrhunderts glich unſeren heutigen Lanciers oder Uhlanen beinahe in keinem Stücke. Er trug einen vollſtändigen Küraß und Helm, nebſt Arm- und Beinſchienen, wodurch er vom Haupte bis

auf das Knie wenigſtens bedeckt wurde. — Das Vordertheil des Harniſches war muskete- und piſtolſchußfrei. Nahm man dieſes doppelt, wodurch die Rüſtung um ein bedeutendes an Gewicht zunahm, um den Reiter ſelbſt bei nicht vorherzuſehenden Fällen zu ſichern, ſo gehörte der Lancier zur ſchweren Reiterei; war es einfach, zur leichten. Er trug ferners eiſerne Handſchuhe. Alles mußte den Gliedern gehörig anpaſſen und ſitzen. — Hierauf kam die Lanze. Wallhauſen tadelt die damals gebräuchlichen als zu leicht: denn rechte Lanzen gegen Fußvolk und Reiterei ſollten, nach ſeiner Meinung, wie ein Spieß oder eine Picke ſeyn, nach Art jener, deren ſich die Infanterie bediente, und von einer Länge von 18, oder höchſtens von 20 — 21 Schuhe *). Unten zwei Schuh vom Ende war ein lederner Riemen, um ſie an dem rechten Arme zu tragen. Die Spitze war dreieckig, oder auch zweiſchneidig, und in das Holz eingeſtoßen, nicht wie bei der Picke mit eiſernen Federn befeſtigt. — Saß er zu Pferde, ſo hatte er ein zum Hauen und Stechen eingerichtetes Schwert mit einfachem Korbe um den Küraß gegürtet, um, wenn die Lanze brach, und ſein Piſtol abgeſchoſſen war, es ſchnell zu ergreifen. — Außerdem führte er, wo nicht zwei, wenigſtens doch ein Piſtol, welches ſtets geladen war, und eine Unze Blei ſchoß: er hing ſie mit Ladung, Spannung und aufgeſetztem Drachen oder Hahn, mit Pulverflaſche oder Patrontaſche, auf die beiden Holfter.

*) Folglich viel länger als die macedoniſche Sariſſe. Dieſe war 14 bis 16 Kubitus lang. Der Kubitus hatte 11,078 rheinländiſche Dezimalzolle.

Das Pferd mußte von der größten, stärksten und dennoch behendesten Gattung seyn, und wohl abgerichtet. Es wurde von dem Lancier gefordert, nicht bloß ein guter Reiter zu seyn, sondern auch die Eigenschaften und die Natur eines jeden Pferdes, welches ihm unter die Hände kam, sogleich zu beurtheilen. Das Pferd des Lanciers war wie gewöhnlich gezäumt: Die Pistolenholfter reichten vom Sattelknopfe herab, in schiefer Richtung bis zum vordern Bug. Der Sattel soll nach Wallhausens Wunsch dem Pferde anpassender und nicht zu schwer seyn, jedoch das Festsitzen begünstigen. Am rechten Stegreif befand sich ein Stiefel, worein der Mann seine Lanze stellte.

Der Zweck dieser Waffengattung war, durch Ungestüm und kühnen Stoß sowohl die Reihen der feindlichen Reiterei als des Fußvolkes zu trennen.

Außer der Mitwirkung seines guten, starken Pferdes mußte der Lancier auch durch eigene Kraft und Geschicklichkeit zur Trennung der Glieder beitragen. — Die Bewegungen mit der Lanze beschränkten sich beim geraden Stoß auf drei:

1) Er fällte sie etwas höher als horizontal (überhuts) gegen Reiterei und höher stehendes Fußvolk, um dem Feinde einen Stoß ins Gesicht beizubringen;
2) horizontal (mittelhuts): er suchte den armirten Reiter aus dem Sattel zu stechen, oder den Hals des feindlichen Pferdes zu durchbohren, den Fußgänger aber in der Gegend der Schulter zu stoßen;
3) weniger als horizontal (unterhuts) suchte er die Brust des feindlichen Rosses zu durchstechen, sey es die rechte oder linke, und den Fußgänger,

wenn er sich mit einem Knie auf den Boden niederließ, um einen gewissern Schuß zu machen, mit der Lanze am bequemsten Orte zu durchstoßen.

Um sich in genannten drei Arten zu üben, stach er nach den an einem Pfahle angebrachten Zeichen, und übte sich außerdem, einen Hut oder Handschuh in vollem Karriere vom Boden mit der Lanze zu heben, um mehr Festigkeit und Gewißheit in allen Bewegungen zu erlangen.

Außer dem Gefechte führte er die Lanze

1) entweder aufrecht stehend, oder
2) schleifend, oder verdeckt, indem er sie, in der Mitte, oder die größere Stechstange beim Einschnitte, mit der Rechten fassend, an der Spitze senkte. Diese Art sie zu führen, gewährte oft einen besondern Vortheil, indem der Feind auf eine gewisse Ferne nicht wußte, ob er Lanciers oder Küraſſiere vor sich habe, und folglich im Zweifel stand, worauf er attakire, oder von wem er angegriffen werde.

Sobald der Lancier dem Feinde begegnete, setzte er erst sachte, dann mit Galopp, und zuletzt, wenn er ihm schon nahe war, mit vollem Karriere an; — hielt anfangs die Lanze aufrecht, senkte sie etwas, wenn er die Hälfte der Distanz durchrannt hatte, und zuletzt nach Erforderniß, wenn er in der Nähe des Feindes war, um seinen Stoß zu vollbringen. Überdieß fällte er sie noch rechts und links: rechts, an der rechten Seite des Pferdes, welches als die gewisseste und sicherste Führung angesehen wurde; links, wenn er die Lanze, sie im rechten Arme haltend, und sich in den linken Bügel steifend, an die linke Halsseite des

Pferdes brachte. Das Letztere bot bisweilen die Gelegenheit dar, des Feindes Lanze zu pariren, und ihm einen geschickten Stoß beizubringen; hatte jedoch auch den Nachtheil, daß der Gegner, wenn er dem Lancier zuvorkam, und ihn an der rechten Seite faßte, indem er das nämliche Manöver schnell befolgte, diesen meistens aus dem Sattel warf. — War der Gegner ganz armirt, so wählte der Lancier vorzugsweise jene Fällung der Lanze, wodurch sie weniger als horizontal (unters huts) zu liegen kam, um, wenn man dem Manne nichts anhaben konnte, doch das Pferd niederzustoßen. — Übrigens mußte er jederzeit suchen, dem Feinde die linke Seite abzugewinnen, weil dieses des Reiters schwächster Theil ist; deßwegen fällte man auch die Lanze meistens rechts, um die linke Brust des Pferdes oder Mannes zu treffen.

Weil der Lancier, wenn er die Lanze nicht mehr gebrauchen konnte, zu der Pistole griff, so gewöhnte er sich auch, sowohl stehendes Fußes, als im Schritt, Galopp und im Karriere, mit der Pistole nach dem Ziele zu schießen. Konnte er seinen Gegner durch die Kugel nicht beschädigen, so schoß er auf die linke Brust des Pferdes. Wiewohl auch dessen Kopf eine Blöße gibt, so wurde doch dieser Schuß für unsicher und gefährlich gehalten, weil er eher zu verfehlen ist.

Die letzte Hilfe des Lanciers war das Schwert. Er suchte, weil er hart auf den Feind prellen mußte, die linke Brust des Pferdes oder dessen Hals zu durchbohren *).

*) Wallhausen gibt hiebei die Regel, alle Stöße mit gebogenem, und nicht mit gestrecktem Arme zu verrichten, sowohl der Zierlichkeit, als der Gewißheit des Stoßes wegen.

II.

Der Kuhrießierer.

Der Küraſſier trug, wie der Lancier, einen Helm zum Schließen, einen ganzen Küraß, Arm- und Beinſchienen und eiſerne Handſchuhe. Über die Rüſtung hatte er ein kurzes ſchneidendes Schwert gegürtet, ſowohl zum Hieb als zum Stich. Am Sattel führte er zwei Piſtolen, welche, bevor er noch aufſaß, geſpannt wurden, und an der rechten Piſtolenholfter die Pulverflaſche und zwey Spanner.

Das Pferd brauchte nach allgemeiner Meinung nicht das beſte zu ſeyn. Ein jedes wohlgebaute Pferd, welches die üblichen Bewegungen konnte, wurde für dieſe Waffengattung als tauglich erachtet. — Ihr Zweck war, in großen geſchloſſenen Maſſen feindliche Anfälle aufzuhalten und zu brechen, oder auch ſelbſt auf leicht armirte Reiterei und Infanterie einzudringen. Der Küraſſier übte ſich bloß mit dem Schwert und der Piſtole. In Hinſicht der letzteren galt, daß wenn er ſich ihrer bedienen wollte, er es nur in möglichſter Nähe, und nicht eher that, als bis er gleichſam Bruſt an Bruſt hielt, und den Feind beinahe mit der Flamme des ſich entzündenden Pulvers beſchädigen konnte. — Er ritt gegen den Feind im Trab oder auch im Galopp, und man wandte ihn, wie den Lancier, eigentlich nur da an, wo feſtes Erdreich war. Ungleiches Terrän hingegen durfte ihm kein Hinderniß ſeyn. Anders war es mit dem Lancier. Man machte die Erfahrung, daß er ſich dort ſeiner Lanze nicht mit dem gehörigen Vortheil

zu bedienen vermöge, und brachte ihn folglich unter ſolchen Umſtänden wo möglich nicht ins Gefecht.

Parallele zwiſchen dem Lancier und Küraſſier.

Der Lancier iſt offenbar die älteſte Gattung deutſcher Reiterei, indem nach Erfindung des Pulvers der vom Kopf bis zum Fuß geharniſchte Mann bloß den Schild wegwarf, und ſich dafür mit einem Feuergeſchoß bewehrte. Er hatte ſeine blühendſte Epoche bis auf die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entſtandenen niederländiſchen Unruhen, in Folge deren das ſpaniſche Joch abgeſchüttelt wurde, und bis auf die Kriege der Hugenotten und Katholiken in Frankreich. — Wallhauſen gibt den Grund an, warum die Lanciers bei unſeren Nachbarn, den Franzoſen und Niederländern damahls in Abnahme kamen. Da ſowohl Pferd als Mann beſondere Eigenſchaften beſitzen mußten, die ununterbrochen fortdauernden Feldzüge aber deren Bildung erſchwerten, auch beide kriegführende Mächte ſich nicht im Stande ſahen, in der Länge die überaus hohen Koſten zu erſchwingen, folglich der Sold oft in Rückſtand blieb, ſo löſte ſich dieſe Waffengattung, deren Zufluß immer ſchwächer ward, in Frankreich und den Niederlanden völlig auf. Die meiſten Lanzenträger zogen nach dem Verluſt ihrer Pferde, da ſie keine neuen wohlabgerichteten haben konnten, und auch nicht unterſtützt wurden, zu Fuß in die Heimath. — Die Gegner unſers Autors benützten nun dieſen Umſtand, um zu beweiſen, daß der Lancier zwar ein trefflicher und nützlicher Zweig der Reiterey ſey, aber doch nicht den entſchiedenen Werth beſitze, den

Wallhauſen ihm beilegen wolle, weil ſonſt Moritz von Oranien die zu ſeiner Zeit noch beſtehenden niederländiſchen Lanciers nicht in Küraſſiere umzuwandeln geſucht hätte. Wallhauſen entgegnet aber, daß die Abſchaffung oder Eingehung derſelben in den vereinigten Provinzen außer den angeführten Urſachen auch auf dem Grunde beruht habe, daß, da man die Streitkräfte der verſchiedenen Staaten oft anderwärts habe verwenden müſſen, man den Boden bisweilen zu weich und zu moraſtig gefunden habe, um Lanciers mit entſchiedenem Nutzen gebrauchen zu können. Georg Baſta, ein italieniſcher Kriegshauptmann, welcher vierzig Jahre in der Kavallerie diente, ſchrieb eine Abhandlung über die Reiterei (Governo della Cavalleria), und ſuchte beſonders in dem 4. Buche, Kap. 7, zu beweiſen, daß der Küraſſier vor dem Lancier den Vorzug verdiene. Unſer Autor erhob ſich mit Heftigkeit dagegen, und erklärte, daß man nur nothgedrungen in manchen Ländern dieſer Waffengattung den Vorzug eingeräumt hätte. Baſta weiß eigentlich ſelbſt nicht, was er will. Er räumte ein, die Lanze ſey zur Durchbrechung des Feindes und zur Erlangung des Sieges eben ſo wirkſam als nöthig. Er folgt den von Wallhauſen aufgeſtellten Grundſätzen; erinnert auch nebenbei, daß man ſich der Lanciers nur in kleinen, nicht zu tief geſtellten Haufen bedienen ſolle, indem nur die zwei vorderſten Glieder recht eigentlich wirken könnten *),

*) Gegen dieſen Grundſatz, ordnet er aber ſelbſt ſeine Lanciers 6, 8 und 10 Glieder hoch. Wallhauſen tadelt bei jeder Gelegenheit ſeine Inkonſequenz. Aber iſt es heut zu Tage anders? — Mancher ahnet et-

und ſchließt damit, nachdem er geſtanden hat, der Lancier bedürfe eine größere Ausbildung denn der Küraſſier, daß, weil die letztere Waffengattung nun einmal aufgekommen, und bereits in Anſehen ſey, ſie auch den Vorzug verdiene. Unſer guter Autor kann dieſen Schluß nicht verſtehen, und wir entdecken ſeine Bündigkeit auch nicht *). Nachdem Baſta den Küraſſier auf alle mögliche Weiſe zu erheben geſucht hat, ſchlägt er ſich am Ende auf eine noch auffallendere Weiſe ſelbſt. — „Würde man," ſagt er, „tauſend Lanzenträger wider tauſend Küraſſiere auftreten laſſen, und blieben letztere nicht eng geſchloſſen, ſo würde man ſie bald von den Lanzen durchbrochen, und getrennt ſehen: hundert Lanciers könnten auf ſolche Weiſe nicht allein hundert Küraſſiere, ſondern auch mehr erlegen."

Wir glauben nicht nöthig zu haben, den Leſer wiederholt aufmerkſam zu machen, daß wir von dem Anfange des 17. Jahrhunderts reden. Die bisher aufgeſtellten Grundſätze und gemachten Bemerkungen ſind ſicher alle richtig, weil ſie mit der damaligen Art Krieg

---

was Unzweckmäßiges, und beweiſt auch, daß dem ſo ſey, hat aber den Muth oder die Kraft nicht, es beſſer zu machen, oder zweckmäßigere Mittel vorzuſchlagen. Baſta erkennt vieles Mangelhafte, tadelt es, und bleibt dennoch bei dem Alten ſtehen. — Die Macht der Gewohnheit iſt oft äußerſt ſchwer zu überwältigen!!

*) Der alte Kriegsmann macht darüber folgende Gloſſe: „Mir kommt dieſes Argument ſo vor, als ob einer ſagte: Ich will beweiſen, daß lauteres, klares Waſſer das allerweißeſte auf Erden, und weißer denn der Schnee iſt; der Schnee iſt aber das allerweißeſte, — ergo hat gewöhnliches helles Waſſer den Vorzug." —

zu führen im engſten Verbande ſtehen. — Sowohl Wallhauſen als Baſta waren langgediente Soldaten, und ſprechen meiſtens aus Erfahrung. Aber da ſich unſer ganzes Kriegsſyſtem verändert hat, ſo laſſen ſich jene Vorſchriften, ſo viel Gutes auch manche haben mögen, nicht auf die heutigen Zeiten übertragen.

III.

Der Arquebuſierer oder Bandellier-Reiter.

Der Arquebuſier, weil er nicht ſo ſchwer, als beide vorgehende Waffengattungen gerüſtet war, gehörte zur leichten Reiterei.

Er führte einen ganzen Harniſch und eine offene Sturmhaube. Er trug weder Arm- noch Beinſchienen. — Seinen Namen erhielt er theils von dem langen Rohr, theils von der Bandouillere, welche von der Achſel zur rechten Hüfte ging, und woran ſelbes befeſtigt war. — In einigen Heeren führte er jedoch auch bisweilen bloß ein ſchußfreies Vorderſtück, welches wie bei den öſtreichiſchen Küraſſiers durch zwei ſich auf dem Rücken kreuzende Riemen angeſchnallt wurde. Das Rohr hatte gewöhnlich die Länge von vier Schuh, ſchoß eine Unze Blei, und war mit einem Feuerſchloß verſehen. Der Arquebuſier führte auch außerdem eine, oder auch zwei Piſtolen. An ſeinem Gürtel hing eine Schleife von Leder, woran die Pulverflaſche ſammt Spanner befeſtigt war. Er führte in einem kleinen, gleichfalls daran befeſtigten Sacke Kugeln, oder auch ganze Patronen, um, wenn die Gefahr dringend war, ſchneller laden zu können. Letztere führte er auch bisweilen in einer am Sattelknopfe angebrachten Patrontaſche, um bloß hinunter langen zu dürfen.

Es wurde von ihm ein ſicherer Schuß auf 200 und 300 Schritte gefordert, welches bei einem Kavalleriſten außerordentlich viel ſagen will, da meiſtens der Infanteriſt nicht einmal dieſe Übung beſitzt. Er wurde deßhalb in beſtändiger Übung gehalten, und mußte ſich gewöhnen, mit ſeinem langen Rohr rechts, links und gerade aus, und eben ſo rückwärts, zu ſchießen. Dieſes geſchah ſowohl im Schritt, Trab als Galopp. — Außer den Ladungsgriffen hatte er noch andere zur Bezeigung der Honneurs, und es wurde von ihm gefordert, ſie nicht nur mit der gehörigen Schnelligkeit, ſondern auch mit Zierlichkeit auszuführen. — Er trug im Reiten ſein Rohr auf zweierlei Art: entweder aufrecht, indem er den Kolben auf den rechten Schenkel ſetzte, welches nur dann Statt fand, wenn er auf Vorpoſten war, oder gegen den Feind ritt, — oder an dem Bandouillere hinunter hängend. Um das Schloß gegen Regen und feuchte Witterung zu ſchützen, wurde auf der linken Seite das Rohr mit einem Stücke gegärbten Leders verſehen, welches man im Nothfalle überſchlug.

Der Zweck dieſer Waffengattung war, friſch und hurtig den Feind mit einem wohlgenährten Feuer anzugreifen, und da die Gelegenheit dazu ſich beſonders im Vor- und Nachtrab ergab, ſo wurde dem Arquebuſier dieſe Stelle vorzugsweiſe angewieſen. Man brauchte ihn ferner zu Patrouillen und zum Kundſchaften, auch Konvois zu begleiten, Päſſe zu beſetzen und einzunehmen, kurz man verwendete ihn dort, wo man mehr Nutzen von dem Feuer als von den blanken Waffen ſich verſprach. Konnte er ſein Rohr nicht mehr gebrauchen, oder hatte er keine Zeit mehr, es geſchwind

zu laden, so ließ er es am Bandouillere hinunterfallen, und griff zur Pistole. Gewährte ihm auch diese keine Hilfe mehr, so folgte sein Seitengewehr.

„Der Effekt dieser Waffengattung," sagt Wallhausen, „ist mehr offensiv denn defensive, weil der Leib des Reiters schlecht geschützt ist." — Da es der Hauptkarakter dieses Jahrhunderts war, alle Kavallerie in tiefe Massen zu stellen, welches offenbar die Kraft des Reiters schwächt, so gab zwar Wallhausen zu, um nicht als Neuerer verschrien zu werden, daß man die Arquebusiers in 4, 6, 8 und 10 Glieder stellen könne, bemerkte aber auch zugleich, daß, je weniger Glieder man hier eintreten lasse, desto stärker und wirksamer diese Waffengattung werde. Er gibt hingegen zu, daß man sie in mehr Glieder als die Lanciers aufstellen könne. Sonderbar genug wollte er nicht bemerken, daß, wenn die Lanze Spielraum erfordere, und der im dritten und vierten Gliede stehende Mann diese nicht mehr gebrauchen konnte, das nämliche auch von dem Rohre des Arquebusiers gelte. Seine Hauptbestimmung war das Feuer. Wie soll aber nun der in der Mitte befindliche Reiter feuern, wenn sein Vormann ihm im Wege steht? Kann doch das dritte Glied der Infanterie von seiner Waffe keinen Gebrauch machen, wenn nicht nach altfranzösischem System sich das vordere Glied auf das rechte Knie niederließ? — Eine solche geschlossene Masse muß manchmal, wenn sie nur auf mittelmäßig bediente Artillerie stieß, ein wahres Kanonenfutter geworden seyn. Um wie viel mehr würde dieses nicht heut zu Tage der Fall seyn, wo die Geschützkunst einen so hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hat. — Überhaupt ist eine Ka-

vallerie, die ſich bloß mit Feuern beſchäftigen ſoll, ein ſchlecht erdachtes Ding. Lanze und Schwert ſind die Hauptwaffen der Reiterey; — Piſtole und Karabiner mögen, wenige Fälle ausgenommen, beſſer zum Alarmiren als zur Vertheidigung ſeyn. —

IV.

Der Dragoen.

Wallhauſen hebt mit den Worten an: „Dieſes iſt eine lächerliche, aber an ſeinem Orte gebräuchliche und ſehr nützliche Reiterei. Man erdachte ſie deßhalb, weil man geſehen, daß bei vielerley Anſchlägen, ſo durch Kavallerie allein nicht konnten ausgeführt werden, Fußvolk nöthig ſey, und dieſes doch nicht immer gleich herbeigeſchafft werden könne. Man machte deßhalb einen Theil des Fußvolkes beritten *).“ Deßhalb findet

*) Heutiges Tages geht man von dem umgekehrten Grundſatze aus. Der Dragoner iſt mehr Kavalleriſt als Infanteriſt; der ältere war aber mehr Infanteriſt als Kavalleriſt, weil man ihn erſt aus dem Fußvolke zog. Da ſich bei unſerer Art Krieg zu führen, vielleicht ſeit zwanzig und noch mehr Jahren der Fall nie mehr ereignet hat, daß man gezwungen war, Dragoner abſitzen, und mit der Muskete agiren zu laſſen, ſo fragt es ſich, ob dieſes heutigen Tages noch eine nothwendige Waffengattung ſey? Man findet in älteren Kriegen Fälle, wo die Kavallerie im Verhältniß der Infanterie zu ſtark war, indem der Fußgänger lange Zeit verächtlich ſchien. Jetzt iſt beinahe der umgekehrte Fall, ſeit es in allen Ländern deutſcher Zunge Landwehr oder Landſturm gibt. — In der bairiſchen Armee ſcheint man dieſes bereits

man auch die Dragoner dieſer Zeit mit denſelben Waffen wie das Fußvolk. Sie beſtanden aus zwei verſchiedenen Arten: der Dragoner trug nämlich bisweilen einen Küraß; bisweilen auch nicht. Er führte als Hauptwaffe entweder die Muskete oder die Picke. Die Muskete hing nicht, wie bei dem Karabiner, an der rechten Seite hinunter, ſondern er trug ſie über den Rücken hängend. Ging es an den Feind, ſo hielt er nebſt dem Zügel auch eine brennende Lunte in der linken Hand. Er übte ſich im Schießen, wie der Karabinier. Stiefel und Sporne trug er nicht, weil dieſe als ein Hinderniß für ihn betrachtet wurden. Eben ſo konnte er ſtatt des Helms einen hochgeſtulpten Hut mit breitem Rande und einer darüber hängenden Feder tragen. — Führte er die Picke, ſo trug er ſie auf dieſelbe Art wie der Lancier. Saß er ab, ſo wurden die Pferde gliederweis gekuppelt, welches dadurch geſchah, daß, von irgend einem Flügel angefangen, jeder Dragoner den Zaum um den Hals des Pferdes ſeines Nebenmannes warf. Zur Aufſicht, um zu verhüten, daß die Pferde nicht das Glied verließen, blieb eine geringe Anzahl Dragoner zurück.

Das Pferd durfte nicht nur von keiner beſondern Güte ſeyn, ſondern man hielt auch die ſchlechteſten, wenn ſie nur zum Reiten waren, für den Dragoner tüchtig; weil er bisweilen in den Fall kam, es ſtehen laſſen zu müſſen. Man machte alſo dieſe Waffengattung

---

vor längerer Zeit bemerkt zu haben, indem man vor ſieben Jahren zwei Dragonerregimenter in Chevaurlegers oder leichte Reiter verwandelte, und dadurch die Zahl der letzteren auf ſechs ſetzte. —

schlecht beritten, um im unglücklichsten Falle nicht viel zu verlieren.

Nichts desto weniger wurde bei allen Unternehmungen, wo man auf Schnelligkeit und Raschheit sah, diese Waffengattung verwendet. Es ist schwer zu begreifen, wie ein schlechter Reiter und ein noch schlechteres Pferd dieser Absicht entsprechen konnten. — Die mit Lanzen bewaffneten Dragoner oder Pickeniere zu Pferde wurden besonders tauglich erachtet gegen des Feindes Reiterei in engen Pässen und Hohlwegen. Befand man sich im freien Felde, und ging auf den Feind los, so suchte man immer, wo möglich, die Dragoner so zu stellen, daß sie Gelegenheit fanden, den Feind in den Flanken und im Rücken zu beunruhigen, um ihn zu überflügeln, und ihn in Unordnung zu bringen. In diesem Stücke mochten sie wohl die meiste Ähnlichkeit mit unsern Uhlanen haben. —

Wallhausen geht nun im zweiten Theile seines Werkes zu den verschiedenen Bewegungen und Manövres über, worin die Kavallerie geübt wurde. Wir werden derselben ein anderes Mal gedenken. — Es ist auffallend, wie verschieden jene alten Waffengattungen von den heutigen gleichnamigen sind. Der alte Lancier existirt gar nicht mehr. Der Küraſſier hat den Haupttheil seiner Bewaffnung zum Theil verloren, und handelt, wie jede Gattung Kavallerie, heut zu Tage offensiv. Es war ein sonderbarer Gedanken der Alten, Massen aufzustellen, um die feindliche Kraft sich daran brechen zu lassen. Eine solche tiefgestellte, unbewegliche, oder schwer bewegliche Truppe muß wie ein

ſicheres Ziel geweſen ſeyn, woran Jeder ſeine Kraft üben konnte. Man bedachte nicht, daß der Angreifer im freien Felde gewöhnlich den Vortheil hat, und daß er, wenn er auch mit blutigem Kopfe abgewieſen wurde, dennoch wieder kommt, und zuletzt — ſiegt. — Der Arquebuſier oder Karabinier iſt, wie der alte Lancier, bei den meiſten großen Armeen völlig verſchwunden. In Frankreich zu den Zeiten ſeines größten Flores unter Napoleon gab es nur noch zwei ſolche Regimenter, die mehr zum Prunke, zur Verherrlichung des Glanzes der Hauptſtadt und des Hauptquartiers, als zum Kriege verwendet wurden. Außerdem hatten ſie ihre Natur verändert und wurden zur ſchweren Reiterei gezählt, indem Mann und Pferd von bedeutender Größe und Stärke ſeyn mußte. — Und was ſagen wir von dem Dragoner? — Ihm iſt beinahe nichts als der Name geblieben. —

Die Kriegskunſt überhaupt hat unter allen Künſten die größte Veränderung erlitten. Jede andere ruht auf einem feſten ſicheren Grunde, auf dem bloß fortgebaut werden darf. Was einmal dort als wahr und unumſtößlich anerkannt worden iſt, bleibt es mit kleinen Abweichungen immer. In der Kriegskunſt geräth man immer aus dem Alten in das Neue, und aus dem Neuen wieder in das Alte. Der menſchliche Geiſt ſpringt hier gewöhnlich von einem Extrem zum andern. In jenen Zeiten waren es noch dichte, unbeholfene Maſſen, wodurch man den Feind zu ſchlagen vermeinte, ungeachtet man von dem Geſchütz allen möglichen Vortheil ziehen wollte. Hundert Jahre ſpäter löſte ſich Alles in dünne Glieder auf, um dem feindlichen Feuer nicht ſo ſehr ausgeſetzt zu ſeyn. Da-

durch wurden alle Bewegungen und Stellungen ſchwankend, unſicher und leicht zu durchbrechen. In unſern Tagen fängt man ſchon wieder an, mehr denn je Vorliebe für Maſſen zu gewinnen, zugleich aber auch für die blanken Waffen, welches Syſtem vielleicht eben ſo viel für, als gegen ſich hat.

Beſonders auffallend iſt es aber, daß man in früheren Jahrhunderten viel mehr Sorge für die Erhaltung des Mannes trug, indem man den Reiter im Durchſchnitte mit einem Küraß verſah. Menſchenleben ſcheinen damals, obgleich die Kriege grauſam und ſchrecklich geführt wurden, dennoch in höherem Werthe geſtanden zu haben. Heutiges Tages wirft man die ganze Population dem Feinde entgegen, der oft in gleicher Anzahl kömmt. Es gibt mehr Todte und Verwundete; aber das Reſultat iſt, daß einer der Gegner geſchlagen wird, was — vormals gleichfalls der Fall war.

Die Laſt einer eiſernen Rüſtung nach alter Art mag freilich ein wenig unbequem und drückend ſeyn; aber ſie bietet hingegen auch entſchiedene Vortheile dar. Hätte es bei Leipzig noch Regimenter ſchwerer, vom Kopf bis zum Fuß geharniſchter Lanciers gegeben, es wäre eine große Frage, ob man nicht in kürzerer Zeit und mit halbem Menſchenverluſt die franzöſiſchen Quarrees und Kolonnen geſprengt hätte. — Es ging vor einiger Zeit das Gerücht, eine benachbarte Macht habe im Sinne, ein Küraſſierregiment auf dieſe Art in Lanciers umzuwandeln. —

Die Zweige der Reiterei haben ſich ſehr vermehrt. In jeder bedeutenden Armee gibt es Huſaren, Chevaurlegers und Chaſſeurs, welche, im Grunde betrach-

tet, denſelben Dienſt verſehen, und bloß neue Namen führen. Dieſe Waffengattungen gewähren im Grunde wohl keinen andern Vortheil, als daß ſie mehr Luſt und Liebe zum freiwilligen Dienſt erwirken; denn wem der eine Rock nicht gefällt, dem behagt der andere. —

Ferd. v. H—g.

IV.

Vervollständigung

der

Ideen über die Bildung der Erdoberfläche.

Ich hatte in meinem ersten Aufsatze über die Bildung der Erdoberfläche (öst. milit. Zeitschrift Jahrgang 1818, XI. Heft, Seite 191 — 207) behauptet, in der Verkettung der Unebenheiten derselben jene Gesetze nicht gefunden zu haben, auf welche manche Situationszeichner allgemein anwendbare Regeln gründen, durch die sie in Stand gesetzt zu seyn wähnen, aus einzelnen Daten des Gewässers und der Haupthöhenzüge das abgängige Detail zu ergänzen. Ich tadelte die Systeme chorographischer Karten, als Verirrungen, nach welchen der blinde Glaube dort Gebirge anerkennen soll, wo das Auge des Beobachters keine wahrnimmt. Ich nannte dieß Alles schädliche Mißbräuche, die ich durch den Versuch zu bekämpfen suchte, eine Theorie über die Entstehung der Unebenheiten und des fließenden Gewässers der Erdoberfläche aufzustellen. Ich glaubte nämlich, daß allgemein anwendbare Regeln zur Abbildung der Erdoberfläche nothwendig ihren Ursprung und ihre Rechtfertigung in unwandelbaren Gesetzen finden müßten, nach welchen die Oberfläche der Erde ihre gegenwärtigen Formen angenommen hätte. Regeln, welche sich auf solchen Grund stützen, werden allerdings den Karakter allgemeiner Anwendbarkeit haben. Ihre Gültigkeit wird daher nicht auf die Aufnahme eines Meßtischblattes, nicht auf das graphische Ebenbild einer einzelnen Provinz beschränkt seyn; sie werden sich dem Bilde aller Theile des festen Landes anpassen; sie werden der Kunst eigenthümlich angehören, und Regeln der Situationszeichnung im Allgemeinen seyn. Alles, was ich am Schlusse meiner Ideen, als Folgerung gegen Zeichnungs-Systeme aufstellte, muß ich hier wiederholt für wahr anerkennen. Die Fortsetzung meiner Ideen möge die Behauptung rechtfertigen, daß die Unebenheiten der Erdoberfläche regellos in einander greifen, daß die Quel-

len der größten Flüsse nicht nothwendig am Fuße der höchsten Gebirge gesucht werden müssen, indem eine solche Nachbarschaft nur das Werk des Zufalls seyn könnte. Im Allgemeinen zeige der Lauf der Flüsse nebst dem Fall ihres eigenen Bettes auch jenen der benachbarten Ufergegenden, wenn sie eben und mit keinem Gebirge überzogen sind. Dagegen wären alle Abstufungen des Gebirges überhaupt die Resultate der mannigfaltigsten Explosionen, welche die ungleiche Menge und Elastizität der unterirdischen Dämpfe, die größere oder geringere Tiefe der wirkenden Kraft, und der ungleiche Widerstand der verschiedenartigen Materie modifizirte. Beobachtungen, und nichts anders als Beobachtungen, müßten uns über die Bildung der Erdoberfläche aufklären. Nur was aus solcher Quelle geschöpft sey, dürfe in unsere Terrainzeichnungen übergehen, deren vornehmstes Verdienst strenge Wahrheit seyn müsse. —

Dieß war die Anwendung auf Situationszeichnung, welche ich im ersten Aufsatze aus den Hauptzügen der vorgetragenen Theorie folgern zu können glaubte; und es war um so nothwendiger, sie ohne aller Veränderung ihres Sinnes hier zusammenzustellen, um dem Leser, der mit dem vorjährigen eilften Hefte dieser Zeitschrift nicht versehen seyn sollte, die Verständlichkeit und Beurtheilung der im März-Hefte des gegenwärtigen Jahrgangs eingerückten Untersuchung meines Aufsatzes zu erleichtern. Wir wollen in Kürze über das Wesen und die Tendenz dieser Untersuchung eine Gegenuntersuchung anstellen, um in diesem Streite wissenschaftlicher Ansichten den wahren Zweck desselben, nämlich Wahrheit zu erringen. Die Mittel hiezu hat der Verfasser der Untersuchung angedeutet; sie liegen im tiefen Denken, und im wechselseitigen Austausch des Durchdachten. —

Die Untersuchung ist eigentlich gegen die Folgerungen gerichtet, welche ich aus meiner aufgestellten Theorie auf die Situationszeichnung ableitete. Der Herr Autor findet es befremdend, daß die Schädlichkeit der Mißbräuche im Zeichnen des Terrains eine Theorie über die Entstehung des Terrains veranlassen müsse. „Der Situationszeichner studiere die Erdoberfläche eben nicht, um die Entstehung derselben zu ergründen: dieses überlasse er dem Naturforscher, dem Physiker. Zwar könne dieses Studium der Situationszeichnung nur beförderlich seyn, indem es vor dem Irrthume bewahret, in welchen schon mancher Zeichner verfallen sey, seine Regeln allenthalben, und

ohne alle Ausnahme anwendbar zu g
ben. Doch ſey des Zeichners vorzüglichſte Pflicht, r
zu ſchauen, und das richtig Geſehene auch richtig a
Blatt zu bringen." —

Man wird dieſe Ideen größten Theils, nur m
dern Worten, in den oben angeführten Stellen n
Aufſatzes finden. Auch ich ſprach gegen die allgemei
wendbaren Regeln mancher Zeichner; auch ich nahm
die Beobachtungen, alſo die Anſchauung, für die
Quelle des gezeichneten Terrainbildes an. Der e
wichtige Widerſpruch der beiden Meinungen beruht
in, daß der Herr Verfaſſer der Unterſuchung dem S
tionszeichner Regeln einräumt, die jedoch im
zelnen abweichen, im Allgemeinen aber
Erfahrung entſprechen, und daher, n
auch nicht ohne alle Ausnahme, anwend
ſind. — Es heißt ſpäter: „Wer kann es dem ge
Aufnehmer des Terrains verübeln, wenn er in der
ſchiedenen Arten des Terrains das Gleiche fand, und
mit Recht erlaubte, das oft und gleich W
genommene als Regel zu erkennen? —
einzelnen Daten des Gewäſſers das abgängige Deta
rückſichtslos auf Ausnahme bei allen
geln — ergänzen zu wollen, verräth allerdings
Wahn; — doch es errathen aus Syſtemen
der Zeichner, weil er es kann." —

Wenn auch der Satz: „Keine Regel ohne
nahme," im Syſteme der Sprachen richtig wä
folgt daraus noch nicht, daß Regeln mit Ausnahme
Situationszeichner empfohlen werden können. Die
tigkeit des Sprach-Unterrichts erfordert, daß jeder
die Ausnahmen beigefügt werden; ich glaube aber
die Richtigkeit der Plan- und Kartenzeichnung woh
ſo großer Sorgfalt werth ſey. Wer ſoll aber die Au
men angeben? wer ſie alle an die einfachen Regeln
nen? — Wo iſt der thätig Forſchende, der gute A
mer, der erfahrne Zeichner, der die ganze Oberfläc
Erde und alle Verſchiedenheiten ihrer äußern For
kannt hat? — Kann der Aufnehmer ſeine vereinte
geln aus einer Gegend, wo er ihre Richtigkeit erp
in eine andere, ohne neue Prüfung durch Erfah
ſicher übertragen? — Wenn das wäre, ſo hätte e
wohl überflüſſig ſcheinen müſſen, in der Unterſuchun
Ausnahmen hinzudeuten? Der bloße Situationsze
wird durch dieſe Bemerkung über den Gebrauch ſein
geln in Zweifel gerathen. Er ſoll das ganze Terra

mit treuer Wahrheit zeichnen, daher auch alle von seinem Systeme abweichende Fälle, die er nicht kennt. Es scheint daraus zu folgen, daß die Regeln der Situationszeichnung entweder allgemein geltend, oder, wenn sie einiger Beschränkung unterlägen, mit allen ihren Ausnahmen versehen seyn müßten. Das Erste ist in der Untersuchung selbst als unstatthaft anerkannt; das Zweite hingegen ist unmöglich; daher jede beschränkte Regel, der beabsichtigten Wahrheit wegen, verwerflich.

Ich nahm verschiedene gute militärisch-topographische Karten zur Hand, um die in der Untersuchung aufgestellten Regeln zu prüfen; weil ich glaubte, daß jene Gegenden, welche ich aus Erfahrung kannte, zufällig größten Theils unter die Ausnahmen gehörten. Ich will das Resultat meiner Untersuchung nicht anführen; weil ich vermuthe, daß eine geringe Mühe hinreicht, sich jederzeit aus ähnlichen Karten dieselbe Überzeugung zu verschaffen; daß nämlich die Ausnahmen sehr häufig, und in vielen Fällen die Regeln unter den Ausnahmen gar nicht zu erkennen sind.

Ich hatte in meinem Aufsatze bemerkt; der 10. §. der Terrainkunde in dem Werke: „Befestigung der Staaten nach den Grundsätzen der Strategie," von Herrn Major Hauser des k. k. Genie-Korps, erhebe, gegen die allgemein verbreiteten Begriffe, die Ebene zur letzten Abstufung der Gebirge; indem das komparative Mittel mit dem verglichenen Gegenstande nicht verwechselt werden dürfe. Diese Stelle hat den Herrn Autor der Untersuchung zu folgenden Fragen veranlaßt:" Warum darf das vergleichende Mittel mit dem Verglichenen in keinem Verhältnisse stehen? Was ist den Irriges an dem Begriffe: die Ebene für die letzte Abstufung der Gebirge zu halten? — Wer wird denn zweifeln, daß die Ebene Italiens die erste Stufe zu den Alpen, — zu den Apenninen ist?" — Ich wollte nicht den Begriff Einzelner anfeinden. Möge Jeder nach Willkühr die Ebene für ein Gebirge ansehen. Allein dieser Begriff ist, wie ich es früher bemerkt habe, nicht allgemein verbreitet. Die gewöhnliche Erklärung der Gebirge in geographischen Lehrbüchern lautet: „Gebirge sind Reihen von Bergen, deren Grundfläche an einanderstoßen." Diese Grundflächen sind also wohl das Unterste, die erste Stufe der Berge? — Sollte jedoch diese Erklärung nicht allgemein gefallen, so mögen die Opponenten zugleich die Ausdrücke, „Vorgebirge"

und „Fuß des Gebirgs" verbannen, wobei unter letzteren niemals die Oberfläche des Meeres verstanden wird. — Ebene und Berg sind in der Geographie von jeher Gegensätze in ihrer Bedeutung, so wie Waſſer und trockenes Land. Wenn wir zur Beſtimmung der Höhe irgend eines Punktes der Erdoberfläche das Niveau des Meeres gewählt haben, ſo geſchah dieß, nachdem man ſchon lange von Bergen und Ebenen geſprochen hatte. Die alten Begriffe litten dadurch keine Veränderung. Die Meeresoberfläche ward hier nur eine allgemeine Vergleichungs-Ebene, oder der feſtgeſetzte Horizont, auf welchen ſich alle geographiſche Höhenmaße gewöhnlich beziehen. Die relative Erhöhung eines Wohnortes, der in der Ebene liegt, kann angegeben werden, und ſelbſt beträchtlich ſeyn, ohne daß dadurch der Ausdruck gerechtfertigt würde, der Ort liege auf oder im Gebirge. Übrigens iſt es anerkannt, daß auch unter dem Meere Unebenheiten, Gebirge vorhanden ſind. Wo iſt für dieſe die unterſte Stufe zu ſuchen? — Doch wohl auf dem Grunde des Meeres; alſo auf feſtem Boden? — Möge es uns daher erlaubt ſeyn, außer dem Meere, nämlich auf dem feſten Lande, die Gebirge auf ähnliche Art zu fußen!

Der Herr Verfaſſer der gegen meine Ideen gerichteten Unterſuchung fährt in ſeinen Fragen weiter fort: „Warum ſoll es fehlerhaft ſeyn, die Gebirge aus einem Flußgerippe anzudeuten? Warum ſoll die Menge der Quellen den Hauptrücken nicht beſtimmen?" u. ſ. w.

Hier wird es nothwendig, den 14. §. des oben genannten ſtrategiſchen Werkes, als den Gegenſtand der Streitfrage, wörtlich anzuführen: „Weil ſich auf die hohen Gebirge die Feuchtigkeiten der Atmoſphäre mehr abſetzen, als auf die niedern; ſo ſammeln ſich auch auf einer und derſelben Oberfläche im Hochgebirge mehr Gewäſſer, als im niedern; daher läßt ſich auch, ohne daß die Gebirge auf einer Karte angedeutet ſeyen, aus der Menge der Quellen die Höhe des Hauptrückens, und folglich auch jene der Gebirge überhaupt beurtheilen." — Ohne mich hier in eine Erörterung der Regel ſelbſt einzulaſſen, muß ich daran erinnern, daß es waſſerreiche und waſſerarme Gebirge gebe; was größten Theils aus der Natur der vorherrſchenden Gebirgsarten und aus örtlichen Verhältniſſen erkannt werden dürfte. Schon dadurch allein kann die Anzahl der Quellen auf gleichen Flächenräumen kein ſicherer Höhenmaßſtab der Gebirge ſeyn. In dem angeführten Paragraphe iſt übrigens die Regel nicht ſo geſtellt, daß man aus den Quellen der Haupt-

flüsse, die nach entgegengesetzten Richtungen dem Meere zuströmen, den Hauptrücken eines Erdtheiles, d. h. die größte Erhöhung seines Bodens erkennen könne, dort ist von der Höhe des Hauptrückens und von der Höhe aller Gebirge überhaupt die Rede. In der Untersuchung des März-Heftes ist daher der wesentliche Gegenstand meiner Kritik ganz übersehen, und die hierauf Bezug habende Stelle ein unverdienter Tadel. Übrigens sind die Gründe, mit welchen meine Äußerung bekämpft werden soll, wohl nicht von der Art, um dadurch auf neue, noch nicht erkannte, oder vergessene Wahrheiten hingewiesen zu werden; denn ich glaube durch die Stelle: „Im Allgemeinen zeigt der Lauf der Flüsse, nebst dem Fall ihres eigenen Bettes, auch jenen der benachbarten Ufergegenden, wenn sie eben, und mit keinem Gebirge überzogen sind" mich hinlänglich gegen die Zumuthung verwahrt zu haben, etwas nicht einzusehen, was auf der einfachen Wahrheit beruhe, daß der Boden an den Quellen der Flüsse höher sey, als bei ihrer Mündung, und daß die Flüsse Berg ab, und nicht Berg auf rinnen. — Aus der hohen Lage einer Quelle, selbst des größten europäischen Stromes, folgt aber keineswegs, daß sie an einem Hochgebirge liege. Es würde daher fehlerhaft seyn, wenn der Kartenzeichner bloß nach der bestrittenen Regel seine Gebirgsrücken entwerfen, und ihre gegenseitige Erhöhung vergleichungsweise ausdrücken wollte. — Die bessern Produkte der Terrainzeichnung müssen allerdings nach dem Maßstabe der verschiedenen Höhe der Gebirgszüge ausgearbeitet werden; weil man bei ihrem Gebrauche aus den Karakteren der Zeichnung erkennen will, ob ein Gebirge zum Hoch- oder Mittelgebirge u. s. w. gehöre. Aus den Quellen der Flüsse läßt sich aber dieß im Allgemeinen nicht folgern, und Regeln mit Ausnahmen verdienen nach obiger Erinnerung keine Beachtung. —

Ich glaubte diesen Vergleich der Untersuchung mit meinen Ideen der Fortsetzung der letztern voranschicken zu müssen; weil es auf Feststellung einiger Begriffe ankam, zu deren Erläuterung ich in der Theorie selbst nicht zurückgehen wollte. Durch den Streit der Meinungen werden Erklärungen vervollkommnet, und der Leser selbst ist dabei in den Stand gesetzt, nach eigenem Urtheile zu wählen.

Wenn ich die Regeln der Situationszeichnung läugne, oder auch nur, wegen ihren Ausnahmen, von aller Anwendung ausschließe, weil sie in der primitiven Bildung der Erdoberfläche, und in ihren zeitweisen, noch immer fort-

dauernden Veränderungen keinen Grund haben; so folgt daraus nicht, daß jeder Situationszeichner alle jene Theorien, welche die gesetzlose Bildung der Berge und Thäler annehmen oder beweisen, studieren müsse. Nur derjenige, welcher dem Zeichner Regeln zur Richtschnur liefern will, möge damit bekannt seyn, damit er nicht zu schnell aus der Gleichförmigkeit einzelner Fälle die allgemeine Anwendbarkeit seiner abgeleiteten Schlüsse folgere, und so dem weniger erfahrnen Zeichner, wie es oft der Fall seyn dürfte, zu Irrthümern und schädlichen Unrichtigkeiten Anlaß gebe.

Was der Herr Autor der Untersuchung gegen meine Theorie selbst ausspricht, möge mit der nachfolgenden Vervollständigung meiner frühern Ideen verglichen werden. Ich werde in meine Theorie die Meinung der ältern Philosophen nicht aufnehmen; sie müssen billig hinter unsern Erfahrungen in der Physik stehen. Wenn daher die Alten glaubten, daß an den Polen ein ewiger Frühling war, so muß jeder Neuere eine solche Meinung geradezu verwerfen, weil sie mit unsern gegründeteren Kenntnissen im Widerspruche ist. Daß die Sonnenstrahlen Wärme entbinden, wissen wir aus Erfahrung, daß die Sonne 23½ Grad über und unter dem Horizont der Pole zu stehen kommen könne, und daß sie daselbst ein halbes Jahr hindurch beständig sichtbar, und das andere halbe Jahr unsichtbar seyn müsse (ohne Rücksicht auf die Strahlenbrechung), wissen wir aus der mathematischen Geographie. Wir werden daher wohl gewiß sicher auf einen bedeutenden Unterschied der Wärme in diesen zwei entgegengesetzten Extremen des Sonnenstandes, also auf zwei bestimmt geschiedene Jahrszeiten schließen, die in den frühesten Epochen Statt gefunden haben müssen.

Dem Denkenden soll durch die Untersuchung die Bahn gezeigt worden seyn, auf welcher er wandern müsse. Zur Hilfe werden ihm „des Alterthums Werke empfohlen, die Betrachtungen des Leibnitz, Scheuzer, Burnet, Whiston, Huton, Linvold's, und vorzüglich das geschätzte Werk des de la Metherie."

Diese Anempfehlung von Werken, welche die Leser der Zeitschrift nicht leicht in großer Entfernung von zahlreichen Bibliotheken finden dürften, hatte mich zu dem Entschlusse bestimmt, die Systeme einiger Geologen zur Übersicht in Kürze aufzustellen. Die Würdigung aber, welche der Gegenstand bei dem wissenschaftlich gebildeten Soldaten, nach dem Urtheile des Herrn Verfassers der Untersuchung und eines auswärtigen militärischen Blat-

tes, verdient, veranlaßte mich, den schon früher gefaßten Entschluß einer Vervollkommnung meiner ersten Ideen so weit auszudehnen, daß es den Lesern dieses Journals möglich werde, ohne aller fremden Beihilfe den gegenwärtigen Stand dieser interessanten Wissenschaft, so wie die Bemühungen der größten Physiker zu ihrer Ausbildung zu kennen; weil nur auf diese Art das eigene Urtheil, folglich Interesse, bei jedem Leser angesprochen, und der Gegenstand selbst zu jener Würdigung empfohlen werden kann, die er verdient.

Ich werde daher mehrere Auszüge anführen, weil man daraus nicht nur die allmählige Entwicklung des Besseren, sondern auch die Mittel dazu, nämlich die Resultate der Beobachtungen erkennen wird. Durch die Vergleichung verschiedener Meinungen wird man mit dem Gegenstande selbst vertrauter, lernt die Schwierigkeiten desselben, so wie die Hauptbedingnisse kennen, welche eine gelungene Theorie erfüllen soll.

Nach diesen Auszügen fremder Werke, soll eine Übersicht einiger der merkwürdigsten geologischen Dokumente folgen; als Vulkane, Erdbeben, Versteinerungen, und vor allen eine Erklärung der verschiedenen Gebirgsarten, in so weit es die Verständlichkeit einer geologischen Theorie fordert.

Den Beschluß macht die Vervollständigung meiner frühern Ideen. Durch diese möge zugleich der Aufsatz des königlich preußischen Herrn Grenadierlieutenants v. Studnitz beantwortet seyn, welcher im Berliner Militär-Wochenblatte Nr. 137 vom Jahre 1819 vorkommt, und der mir von der Redaktion der militärischen Zeitschrift zur Einsicht mitgetheilt ward. Herr v. Studnitz hat seine eigenen Ansichten, keine aus fremden Werken bloß entlehnte, sondern neue Einwürfe meiner Theorie entgegengestellt. Ich hielt anfänglich meine Grund-Idee über das Emporheben der Berge fast für eben so neu, als Herr v. Studnitz; allein bei meinem spätern Studium so vieler geologischen Schriften erkannte ich, daß in vielen Theorien die Gewalt elastischer Flüssigkeiten theils für ein mitwirkendes, theils auch für das Hauptmittel der großen Erdrevolution angenommen worden sey. Ich verband die Theorie der Quellen mit der Entstehung der Berge, weil beides zu einem Ganzen gehört, das ich bezweckte. — Ich kannte die Blößen, die mein System darbot; allein die Vollständigkeit forderte eine viel ausgedehntere Arbeit, als ich damals auszuführen Willens war. Zur Vollendung waren Vorbereitungen nothwendig; weil ich in den Mei-

nungen anderer Geologen große Unterstützung z
hoffte, die ich damals noch nicht kannte. Übrigen
ich zu einigen nothwendigen Gebirgsbesuchen die
freie Zeit abwarten. Aus Letztern möge Herr v.
erkennen, daß ich mehr that, als sein Rath mir v
Ich war mit der Ansicht des Wiener Waldgebi
einem fernen Thurme nicht zufrieden; ich habe e
vielfach besucht; ich bin mit seinen Flötz-Bildung
den steilen Abfällen gegen die Donau vertrauter
Herr v. Studnitz erwarten mochte. — Was ich g
delsucht anführte, konnte keine Kritik treffen, di
der Wahrheit hinstrebt. Ich spreche es hier wieder
daß bloßer Tadel, ohne alle gründlichen Einwür
deutliche Tendenz wissenschaftlichen Fortschreitens
achtet bleiben wird. —

Ich gehe jetzt zu den Auszügen über, wob
einige Gaspari's physische Geographie vorzüglich
Ich nahm keinen Anstand das Meiste fast wörtlich
tragen; weil in theoretischen Auszügen leicht der
Sinn verfehlt werden kann. Dazu kam der Vorth
Gaspari's Arbeit bereits in jener bündigen Kürze
det war, die ich bei vielen andern Auszügen erst
ßer Mühe suchen mußte.

Alle Theorien über Entstehung der Erde -
genie oder Geologie — wurden früher ge
in zwei Hauptklassen abgetheilt, die sich durch
schiedenheit des mächtigen Mittels, durch welche
de ihre Form erhalten haben soll, unterscheiden.
und Wasser waren diese beiden Urkräfte. Die G
welche dem Feuer allein die Hauptwirkungen zus
werden gewöhnlich Vulkanisten, — andere
Alles durch die Einwirkungen des Wassers gebild
ten, werden Neptunisten genannt. Offenba
sachen sprechen in einzelnen Fällen bald für die
gen des Feuers, bald für jene des Wassers, u
unerklärbar, daß es nicht früher den Beobach
Natur einfiel, beide Ursachen zu vereinigen, u
derselben einen der Verschiedenheit der Erscheinu
hältnißmäßigen Antheil an den großen Erdverän
einzuräumen. Jeder Geolog glaubte, auf einzelne
stützt, die ihn auf die eine oder die andere Ursach
sen, alle andern von ihm nicht untersuchten Fälle
gen derselben Ursache ansehen zu müssen; jeder n
reines System aufstellen, ohne auf die Behau
seiner Gegner gehörig zu achten, die sich nicht mi
Beweise in der Natur beriefen. Man gab sich d

derseits einseitigen Betrachtungen hin, woraus nothwendig Schlüsse folgten, deren vorgebliche Allgemeinheit die Gegner mit leichter Mühe widerlegten. Außer dieser Unverträglichkeit der Meinungen, war der Mangel an genauen und zahlreichen Beobachtungen der Natur, und die größere Unvollkommenheit physikalischer und chemischer Kenntnisse, ein Haupthinderniß gegründeterer und besserer Ansichten. In der neuern Zeit haben sich diese Umstände günstig geändert. Außer den Fortschritten in der genauern Kenntniß der Erdoberfläche, und den dahin gehörigen Wissenschaften, hat man zugleich die Unzulänglichkeit eines reinen Systems erkannt, nämlich eines solchen, in welchem einer Ursache allein die gänzliche Gestaltung der Erdoberfläche, wie sie uns gegenwärtig erscheint, zugeeignet werden könnte.

Burnet war, nach Gaspari's Angabe, der erste, der diese Materie scientifisch bearbeitete. Er nahm für die ursprüngliche Gestalt der Erde ein aus allerhand Materien zusammengesetztes Chaos, nämlich einen regellosen flüssigen Klumpen an. Aus dieser Urmasse sonderte sich die schwerere Materie ab, und bildete den festen Erdkern; das leichtere Wasser bedeckte ihn überall; die noch leichtere Luft stieg in die Höhe, und umgab das Gemässer. Zwischen dem Wasser und der Luft bildete sich ein öhligtes, schwammigtes Wesen, welches nach und nach mit den unreinen irdischen Theilen der Luft eine ordentliche Kruste und harte Rinde um das Wasser bildete. Diese Oberfläche der Erde war ohne Berge; von der Sonnenhitze bekam sie aber bald Ritze und berstete, die innern Wasser brachen hervor, und es entstand die Sündfluth, nämlich eine allgemeine Überschwemmung. Die Rinde stürzte an manchen Stellen in die Spalten und Öffnungen der Oberfläche hinein, und bildete dadurch die Meere und Seen. Die noch zusammenhängenden Stücke der Rinde machten unser festes Land aus; kleinere abgerissene Stücke die Inseln und Klippen des Meeres. Durch die heftige Erschütterung entstanden zugleich Berge, Hügel, Thäler und Ströme. „Burnet baute die Erde," sagt Herr Gaspari, „ohne sie gehörig zu kennen." —

Leibnitz nahm an, die Erde sey vormals ein Fixstern gewesen, der gebrannt habe. Nachdem sein Feuer erloschen, blieb ein dichter, dunkler Körper zurück, der aus Schlacken oder allerlei verbrannten Materien bestand. Durch Zertrümmerung dieser ausgebrannten Rückstände entstand Sand, und durch Beimischung des Salzes und Wassers bildeten sich die übrigen Erdarten. Das Wasser

erhielt die Erde dadurch, daß aus den Schlacken die feuchten Theile als Dünste aufstiegen, als Regen sodann herabfielen, und so das Meer bildeten, welches die ganze Erde bis zu den höchsten Bergen bedeckte. — Herr Gaspari bewundert in dieser Theorie die außerordentliche Menge Wasser, welches aus den trocknen Überresten eines ausgebrannten Fixsternes herausgepreßt worden seyn soll. Nach seinem Urtheile fehlte es auch Leibnitzen an einer gehörigen Kenntniß der Natur.

Woodward war der erste, welcher die Erdschichten genau untersuchte, und die Echtheit versteinerter organischer Produkte erwies, die man bisher für Spiele der Natur erklärt hatte. Er glaubte die ganze Welt sey in Wasser aufgelöst gewesen, aus dem sich die Körper nach und nach in einer genauen Stufenfolge ihrer Schwere gesenkt, und so die gegenwärtig vorhandenen Schichten gebildet hätten. Woodward gebührt das gerechte Lob, zuerst die Nothwendigkeit erkannt zu haben, die Geologie auf Beobachtungen und Erfahrungen zu gründen.

Whiston muthmaßte, die Erde sey früher ein Komet gewesen, der während seiner Bewegung in einer parabolischen Bahn, in der Sonnennähe brannte, und in der Sonnenferne fror. Er war ein Chaos aus allerhand Körpern von verschiedener Form. Die Umwandlung dieses ursprünglichen Kometen in unsere Erde, nicht ihre Entstehung, glaubte Whiston in der mosaischen Schöpfungsgeschichte erkennen zu müssen. Die Materien, welche während der Bewegung in paraboliſcher Bahn unordentlich durch einander geworfen wurden, je nachdem der Komet seine Lage gegen die Sonne erhielt, nahmen bei der Übersetzung in die elliptische planetarische Bahn einen ruhigeren Stand an, senkten sich nach den Gesetzen ihrer eigenthümlichen Schwere, und bildeten so die Schichten der Erde. Wegen der ungleichen Schwere entstand ein ungleiches Niedersinken der Körper, und in diesem findet Whiston den Grund zur Entstehung der ersten Berge und Hügel. Der Schweif eines großen Kometen versieht endlich die Erde mit vielem Wasser; anderes bricht durch die Anziehungskraft des Kometen aus dem Innern der Erde hervor. Die vielen kalten Wasser des Kometen, welche nach dessen Entfernung von der Erde in die unterirdischen Höhlen mit dem übrigen früher schon eingeschlossen gewesenen Gewässer eindrangen, benahmen der Erde die innere Hitze. Durch die heftige Erschütterung entstanden zugleich ganze Reihen von Bergen. Whiston vergißt in seiner vermeinten Parallele zur mosaischen Schöpfungs-

geſchichte auch nicht, den Verluſt der urſprünglichen menſchlichen Unſchuld, die Sündfluth als Strafe einer allgemeinen Verderbniß, und den entarteten Zuſtand der Erde überhaupt zu erklären. — Er hat durch ſeine Träumereien der Wiſſenſchaft wenig genützt.

Moro zeigte ſich in ſeiner „neuen Unterſuchung der Veränderungen des Erdbodens" als ein eifriger Vulkaniſt. Nach ſeiner Meinung ſtiegen die erſten Felſenberge im erſten Anfange der Dinge, als noch die ganze Erdkugel vom Waſſer bedeckt war, durch die Gewalt der unterirdiſchen Feuer empor. Aus den dabei geöffneten Mündungen und Höhlen wurden nach und nach viele Materien geſpien, die entweder flüſſig waren, und in dieſem Zuſtande wie Waſſer ſich ergoſſen, oder aber in trockner Geſtalt in die Höhe geworfen wurden, und wie ein Regen niederfielen. In beiden Fällen wurden durch wiederholte Auswürfe Schichten von verſchiedener Materie über einander gelegt, ſo wie man ſie um die feuerſpeienden Berge Ätna und Veſuv überall antrifft. Wann in der Folge abermals ſich Feuer unter der Erdoberfläche entzündete, ſo wurden dieſe über einander liegenden Schichten aufgetrieben oder gehoben, und daraus Berge von der zweiten Entſtehung gebildet. Herr Moro beweiſet Alles mit wenigen bekannten Thatſachen; indem er die Wirkungen der Natur für gleichförmig, und für alle eine gemeinſchaftliche Grundurſache, das Feuer, annimmt. Die Hauptſtützen ſeines Lehrgebäudes ſind die Vulkane Ätna und Veſuv, der im Jahre 1538 bei Pozzuolo entſtandene neue Berg, und vor Allem die im Jahre 1707 im Meerbuſen der Inſel Santorin durch das Feuer emporgehobene Inſel. — Hätte dieſer ſcharfſinnige Geolog nicht hartnäckig alle Dokumente von den Einwirkungen des Gewäſſers verworfen, und den offenbaren Zwang vermieden, alle Erſcheinungen auf der Erdoberfläche durch ſeine reinvulkaniſche Theorie erklären zu wollen; ſo hätte er mehr geleiſtet, als man von einem Phyſiker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erwarten konnte.

Buffon läßt alle Planeten des Sonnenſyſtems, und darunter auch unſere Erde, aus Stücken der Sonne entſtehen, die ein Komet abgeſtoßen habe. Die abgeriſſenen Stücke glühten Anfangs bis zum Schmelzen; hernach erkalteten ſie und wurden hart. Dabei bildeten ſich die urſprünglichen Bergketten und Höhlungen. Während die Erde noch heiß war, war alles Waſſer in Dämpfe aufgelöſt, und ſchwebte in der Atmoſphäre. Als ſie aber erkaltete, erfolgte ihr Niederſchlag, und das dadurch entſtandene

Gewässer bedeckte die Oberfläche bis an die höchs
pfel der Berge, welche noch herausragten. Die be
Zunahme der Gewässer bewirkte endlich Einbrü
Erdrinde, und es zog sich ein Theil des Wasser
Höhlungen hinab. Die vom Wasser verlassenen
Gegenden bildeten jetzt das trockne Land. Durch
nahme eines beständigen Wechsels des festen Land
des Meeres, d. h. durch eine wechselseitige Austr
und Überschwemmung der Erde, wodurch derjenig
der vormals See war, jetzt Land ist, und so umg
erklärt Buffon die Lagen und Schichten der Erdri
die darin eingeschlossenen Überreste organischer Pr
Um jenen Wechsel zu begründen, nimmt er an, da
das fließende Gewässer Erde, Steine und feste
von den Bergen abgespült, und in die See hinabgesch
werden. Dadurch erhöhe sich der Meeresgrund all
bis endlich jene Überschwemmungen erfolgten, wel
feste Land zur See, und diese zum festen Lande n
Vulkane, Erdbeben und kleinere Überschwemmun
deten die Erdoberfläche, nach ihrer letzten großen
tion, vollends so aus, wie sie gegenwärtig ist. —
gens nimmt Büffon ein fortwährendes Erkalten d
an. Er glaubt, daß sie zuerst an ihren Polen erkalt
dadurch bewohnbar geworden wäre. Durch langsa
schreitende Abnahme der Wärme seyen endlich die
gegenden für Elephanten, Nashörner und andere
eines wärmern Klima unwirthbar, und diese Thi
zwungen worden, sich näher gegen den Äquator h
hen. Aus dieser Hypothese erklärt der Herr Autor
wesenheit der Knochen von jenen Thieren in hohe
ten. Weil die Erkaltung der Erde stets fortdauert,
nach Buffons Meinung nach einer Reihe von Jahr
den die Erde gar nicht mehr bewohnbar seyn,
ganze organische Natur absterben. —

Franklin nahm an, daß alle Materie d
mente mit ihren Kräften Anfangs verwirrt, abge
wie ein Dunst im Weltraume verbreitet war.
Schwere und Anziehungskraft zu wirken anfingen,
ten sich die Lufttheilchen dem Mittelpunkte, verd
sich, und bildeten eine Luftkugel. Auf diese setzten
dere entstandene Körper fest, und bildeten nach u
eine Kruste.... Große Explosionen von Dämpfen
auf das innere Fluidum unter der Erdrinde drück
ein Wellen verursachen, das sich auf Tausende v
len erstrecken, und alles Land über ihr erschütter
Man denke sich die Luft, nicht gerade als at

rische Luft, sondern als die Sammlung und Summe aller elastischen Flüssigkeiten, in die vermuthlich alle Körper der Welt aufgelost werden können. ... Alles führt auf Luft und Dunst. Alles was lebt im Thier- und Pflanzenreich, ist aus Luft zusammengeronnen. ... Viele Pflanzen wachsen, ohne etwas weiter nöthig zu haben, als reines Wasser und Luft; unzählige Thiere leben allein von Wasser, Luft und Pflanzen, also von Luft und von festen Körpern, die Luft gewesen sind. Inflammable Luft, mit dephlogistisirter verbrannt, gibt Wasser, es komme nun her wo es wolle. Die Luft hat man schon bis zur doppelten Dichtigkeit des Wassers zusammengepreßt, so daß, wenn beides in ein Gefäß gegossen wird, das Wasser auf der Luft schwimmen muß. Bei erhitzter Luft verhält sich die Ausdehnungskraft wie die Dichte. So könnte Franklins Centralluft sowohl die Oberfläche bewegen, als auch unterirdisches Feuer enthalten. ... Mariotte hat gefunden, daß, wenn man die Luft zusammendrückt, die Dichtigkeit derselben gerade so zunimmt, wie die Gewichte, durch welche der Druck bewirkt wird; daß also ein noch einmal so starker Druck sie noch einmal so dicht, und ein vierfacher sie viermal so dicht macht. Nach allen Versuchen ist es wenigstens nicht ungereimt anzunehmen, die Luft werde sich am Ende so verdichten lassen, daß z. B. das Gold in ihr schwimmen würde; nach dem Mariottischen Gesetze müßte dieß schon in einer Tiefe von eilf Meilen geschehen, wenn sich die Luft so tief in Höhlen verbreitet, die unter sich auf irgend eine Weise und mit der Atmosphäre zusammenhingen, und diese Luft die Temperatur der an der Oberfläche der Erde befindlichen hätte. ... Das Wasser ist gewiß ein späterer Niederschlag als die Gebirgsarten. Wir leben jetzt in der Zeit einer Flötzbildung; könnte nicht einmal eine Zeit gewesen seyn, da Ganggebirge so aufstiegen und fielen, wie jetzt Wasser, Schnee und Eis? Da es Granit und körnigen Kalkstein hagelte oder schneite? — Luft steigt aus dem Innern der Erde durch innere Bewegung auf, und fällt, wie es das Gleichgewicht zwischen der innern und äußern Luft erfordert. Eine Verbindung der Centralluft mit der Atmosphäre mag wohl Statt finden. Aus diesem wechselseitigen Verhältnisse der innern und äußern Luft ließen sich die Erdbeben, die trockenen Nebel, das Steigen und Fallen des Barometers u. a. m. erklären.

Herr Gaspari hat Franklins Ideen nach Herrn Lichtenbergs Angabe aufgestellt; ich liefere sie in fast wörtlicher Abschrift. Gaspari nennt sie große Ideen zu einer

Geologie. Ich hielt ſie deßwegen für intereſſant, weil ſie von einem großen Phyſiker und tiefen Denker kommen. Denn nur aus dem Grunde verdienten ſie hier einen Platz, ungeachtet ſie kein ausgeartetes Syſtem ſind. Unſere Arbeit ſoll ſich weniger auf den Urſprung der Dinge, als auf die offenbaren Veränderungen auf der Erdoberfläche beziehen. In dieſer Rückſicht gehörte von Franklins Vorſtellungen nur der einzige Gedanke hieher, daß es Berge geregnet und geſchneit haben könnte; allein ein ſolcher Glaube iſt mit unſerer Theorie und allen mir bekannten unvereinbar, und kann vor den Augen der Beobachtung und Erfahrung durchaus nicht beſtehen. Ohne mich hier in eine Erörterung einzulaſſen, verweiſe ich auf die nachfolgende Erklärung der Gebirgsarten in der Überſicht geologiſcher Dokumente.

Pallas, der ſich durch ſeine Reiſen große Erfahrungen geſammelt hatte, war der Meinung, daß die hohen uranfänglichen Gebirge aus Granit von jeher als Inſeln aus dem Waſſer hervorragten. Als das Waſſer allmählig abfloß, legten ſich Schichten von verſchiedenen Mineralien an jene Granitmaſſen an, und in denſelben bildeten ſich auch Kieslagen, welche die Entſtehung der Vulkane und der damit verbundenen Erdbeben veranlaßten. Durch dieſe wurde die regelmäßige Schichtung geſtört, ſchmelzbare Materien ſchmolzen, und ſo wurden die erſten Kalk- und Schiefergebirge erzeugt. Durch gewaltſame Revolutionen, deren Entſtehung von den Vulkanen herrührte, wurden die Gewäſſer gegen die großen Bergketten Europens und Aſiens getrieben, und dadurch die ſüdwärts gelegenen Länder zerſtört. Durch Schlünde, die ſich fanden, floſſen die Gewäſſer wieder ab; allein in den von ihnen angeſchwemmten Erdſchichten blieben jene befremdenden Überreſte der organiſchen Produkte entfernter Klimate zurück.

Herr Lippold bemerkt ſehr richtig, daß Pallas wohl daran gethan habe, von der Entſtehung des Erdball ſelbſt ganz zu ſchweigen. „Alles," ſagt der genannte Autor in ſeiner phyſiſchen Erdbeſchreibung, „worauf wir uns bei einer Geologie oder Geſchichte der Entſtehung der Erde einlaſſen dürfen, betrifft lediglich die Oberfläche derſelben. Je mehr wir dieſe ſtudieren, deſto mehr Spuren von der Art und Weiſe werden wir entdecken, wie ſie nach und nach ihre gegenwärtige Bildung erhielt. Die neuern Verſuche einer Geogenie fallen daher auch immer beſſer aus, weil man ſich dabei ſo viel als möglich an die Erſcheinungen ſelbſt hält, welche die Oberfläche der Erde darbietet."

— Möge dieſe Stelle von Herrn Lippold außer dem, daß ſie auf die wahre Bahn hindeutet, welche der Geologe verfolgen muß, zugleich auch die voreilige Meinung Jener widerlegen, welche glauben und es ſelbſt zuweilen ausſprechen, daß es in dieſem Gebiete des menſchlichen Wiſſens niemals etwas Anders, als bloße Hypotheſen geben könne, und daß jede Unterſuchung, alles Nachdenken darüber verlorene Mühe ſey! — Solche Zweifel ſieht man überhaupt häufig gegen alles Forſchen über die Wirkungen der Natur erheben. Die erſte Bedingniß zu einem erfolgreichen Studium der Natur iſt ein gewiſſes Selbſtvertrauen, das allen Phyſikern eigen war, welchen wir Fortſchritte im wahren Wiſſen verdanken. Ohne dieſem Selbſtvertrauen hätten ſie uns nicht die Analyſe ſo vieler Körper der Natur gezeigt, die wir jetzt kennen. Wir wären noch in der Periode des Staunens und der blinden Bewunderung für neue Erſcheinungen und Eindrücke, und in einer gefühlloſen Gleichgültigkeit für das Alltägliche und Gewöhnte.

Juſti nimmt in ſeiner Geſchichte des Erdkörpers Buffons Meinung an, und leitet die Entſtehung der Erde von der Sonne ab. Ein Centralfeuer, das im Innern der Erde brennt, hat nach und nach die Berge erhoben. Er glaubt übrigens, daß die Erdachſe ehemals ſenkrecht auf der Erdbahn geſtanden, und ein beſtändiger Frühling an den Polen geherrſcht habe. Durch die veränderte Stellung der Erdachſe hätten ſich die Klimate und Produkte der Erde geändert. — Die Annahme einer ſenkrechten Stellung der Erdachſe auf der Erdbahn iſt eine ſehr gewagte Hypotheſe, aus der aber der natürliche Schluß hervorgeht, daß bei dem beſtändigen Kreiſen der Sonne am Rande des Horizonts, eine beſtändig gleiche Temperatur, ohne Rückſicht auf andere phyſiſche Modifikationen Statt finden mußte. Ob dieſer unveränderliche Zuſtand übrigens der Natur unſers Frühlings, Herbſtes oder eines gelinden Winters nahe gekommen ſey, könnte nur wieder eine neue Hypotheſe entſcheiden. — Der Glaube an eine veränderte Lage der Erdachſe iſt nicht auf einzelne Meinungen beſchränkt; er wird von Vielen als ein nothwendiges Hilfsmittel zur Erklärung der Überreſte von Thieren und Pflanzen in einem für ſie ganz ungeeigneten Klima angeſehen. Man erkannte nämlich, daß weder ein allmähliges Erkalten der Erde, noch unerklärbare Waſſer-Überſchwemmungen bis an die Gipfel der höchſten Gebirge, zu einer haltbaren Hypotheſe dienen könnten, und hielt ſich hinter einer Meinung für unangreifbar, der keine Thatſachen

auf der Erde ſelbſt zu widerſprechen ſchienen. Um eine Widerlegung derſelben vorzubereiten, muß ich hier einige ſehr intereſſante Auszüge aus Herrn Borkhauſens rheiniſchem Magazin zur Erweiterung der Naturkunde anführen. Sie betreffen einen Aufſatz in neun Briefen: „Epochen der Schöpfung, oder über die Ausbildung der Erde und beſonders ihre gegenwärtige Oberfläche, aus Urkunden der Natur und den Denkmälern der Vorwelt geſchöpft.“ Er iſt im erſten Bande dieſes Magazins enthalten, der im Jahr 1793 zu Gieſen erſchien.

Herr Borkhauſen glaubte, daß es eine Zeit gab, wo nur allein das Urgeſtein aus dem allgemein verbreiteten, aber mit unzähligen Stoffen geſchwängerten Waſſer hervorragte. Zur Zeit dieſes Chaos exiſtirte noch kein organiſcher Körper. Nun bildete ſich Gneuß und Schiefer; es entſtanden Berge der zweiten Ordnung oder die Ganggebirge. Durch heftige Bewegung der Fluthen wurden vom Gneuß und Schiefer Stücke abgeriſſen, und viel Quarz zu Sand zermalmt. Das Schwerere ſetzte ſich in der Nähe wieder an, und verhärtete, ſo gemiſcht, zur Breccie; das Leichtere wurde vom Waſſer weiter fortgeſchwemmt, und daraus, und von andern leichtern Niederſchlägen des Waſſers, entſtanden die Schichten von Grand, Sand und Thon. Das Waſſer durchnagte an mehreren Orten ſelbſt den feſten Granit, und riß ſowohl von ihm, als vom Gneuß, ganze Blöcke los, welche nun ſo unordentlich gemiſcht liegen. So hatte ſich endlich durch den Niederſchlag und Bodenſatz des Meeres ein Boden gebildet, welcher fähig war, Vegetabilien hervorzubringen, und Landthiere zu nähren. Das Waſſer zog ſich durch eine neue Kataſtrophe zurück, und es entſtand trocknes Land. Dieſes litt noch die größten Veränderungen durch die ausbrechenden Vulkane, und es entſtanden dadurch große Berge, Hügel und Thäler, Seen, Sümpfe und Teiche, und die regelmäßige Ordnung der Bodenſätze des ehemaligen Meeres wurde geſtört. Daher die große Verſchiedenheit der alten Flötzgebirge in Abſicht der Materie, der Ordnung der Schichten, der Mächtigkeit und der Stürzung derſelben. Aus den verſchiedenen Lagen der verſteinerten Meeresthiere, die oft durch mächtige Schichten anderer Geſteinarten getrennt ſind, ſchließt Herr Borkhauſen, daß das Meer mehrmalen, und zwar in ganz verſchiedenen von einander entfernten Zeiten die Flötzgebirge überſchwemmt, und jedes Mal Schalthiere ꝛc. von beſonderer Art abgeſetzt habe; woraus man ebenfalls auf fortgeſetzte Revolutionen ſchlie-

ten könne. Dieſe Überſchwemmungen ſind nach Herrn Borkhauſens Meinung durch Veränderungen der Erdachſe entſtanden. Dadurch erhielt die Erde jedesmal neue Pole, einen neuen Äquator; die Klimate wechſelten: dort, wo jetzt die Kälte der Pole herrſcht, war ſonſt die Heimath tropiſcher Produkte. Herr Borkhauſen glaubte, wenigſtens zwei ſolche Achsveränderungen annehmen zu müſſen, um die Verſteinerungen von Pflanzen und Thieren wärmerer Gegenden in höhen Breiten, und anderer Seits die Überreſte einiger Bewohner des Polarmeeres in ſüdlicheren Zonen vollſtändig zu erklären. — Nach der letzten Hauptkataſtrophe, welche durch eine Achsveränderung veranlaßt wurde, litt die Erde durch Vulkane, Erdbrände, Erdbeben und Überſchwemmungen noch viele und große Veränderungen. — Von dem, was Herr Borkhauſen im ſechsten, ſiebenten und achten Briefe über untergegangenes feſtes Land äußert, werde ich am Schluſſe meiner Theorie unter den muthmaßlichen Veränderungen der Erde durch außerordentliche Ereigniſſe das wichtigſte anführen.

Wenn auch Herr Borkhauſen bei ſeinen Erklärungen eine große Neigung zum Glauben an das Außerordentliche verräth, ſo darf doch anderer Seits ſein großer Fleiß im Sammeln geologiſcher Dokumente, die klare, tiefdurchdachte Ordnung ſeines ganzen Lehrgebäudes, und ſeine ausgebreitete Kenntniß in den dem Geologen nöthigen Hilfswiſſenſchaften nicht verkannt werden. In dieſer Rückſicht werden ſeine Briefe immer einen vorzüglichen Werth haben, wenn auch ſeine Vorſtellungen ſelbſt im Ganzen weniger Beifall verdienten. —

Herr Delametherie gründet in ſeiner Theorie der Erde die Bildung des ganzen Univerſums, und insbeſondere der Erde, auf die Geſetze der Wahlverwandtſchaften; nämlich auf eine allgemeine, mittelſt der Wahlverwandtſchaften bewirkte Kryſtalliſation. Er nimmt an, daß alle Materie, die unſere Erdkugel ausmacht, im Anfange flüſſig geweſen ſey, welches die kugelförmige Geſtalt der ganzen Maſſe offenbar beweiſe. Alle dieſe Subſtanzen der Materien haben ſich im Waſſer ſelbſt, welches alſo die höchſten Berge bedeckte, kryſtalliſirt. Das Waſſer zog ſich zurück, und das feſte Land kam zum Vorſchein. Dieſer feſte Boden war nur aus urſprünglichen Erdlagen zuſammengeſetzt. Die Pflanzen und Thiere, die auf dem feſten Lande leben, wurden hervorgebracht. Der Herr Autor läßt alle organiſchen Weſen in Lacken und Sümpfen entſtehen, und muthet zugleich allen Natur-Philoſophen, die nach ihm folgen ſollten, zu, daß ſie die ſchaffende Kraft der

organiſchen Welt in demſelben unreinen Mittel ſuchen werden! — Nachdem Herr Delametherie auf dieſe Art ſeine Erde mit Bewohnern verſehen hat, läßt er durch die Gewäſſer die Erdlager bilden, welche von ſpäterer Entſtehung ſind. Mit dieſer Erde haben ſich die Trümmer und Überreſte der Pflanzen und Thiere der untergegangenen Generation vermiſcht, und in derſelben angehäuft. Das Waſſer zog ſich abermals zurück, und ließ die Erdlager von der zweiten und dritten Entſtehung frei und unbedeckt zurück. Dieß hält Herr Delametherie für gewiſſe und unwiderſprechliche Thatſachen. Er unterſucht hierauf die Natur der Kryſtalliſation der verſchiedenen Mineralien. Er will beweiſen, daß die elektriſche Flüſſigkeit bei ihrer allgemeinen Verbreitung in der Maſſe des Erdkörpers, auf die Kryſtalliſation der Materie überhaupt und der verſchiedenen Subſtanzen des Mineralreichs inbeſondere mehr oder weniger Einfluß gehabt haben müſſe. Eine Hypotheſe folgt der andern. So hält er dafür, daß die urſprüngliche Wärme der Erde vor ihrer Kryſtalliſation die Wärme des kochenden Waſſers übertraf; und daß die Wärme, welche jetzt aller Orten im Innern der Erde Statt findet, in mittleren Breiten immer 10 bis 12 Grad Reaum. ſey, was er durch einige unzulängliche Erfahrungen außer Zweifel zu ſetzen glaubt. — Es wird hinreichen, wenn ich nur noch Einiges von der Bildung der Gebirge und Thäler anführe. Die Urmaterien mußten auf dieſelbe Art, als unſere regelmäßigen Salze, in Kryſtalliſationen anſchießen. Alle dieſe Kryſtallgruppen haben ſich hie und da vereinigt, und in den Wäſſern, worin ſie enthalten waren, verſchiedene mehr oder minder hohe Maſſen gebildet. Und dieß ſind diejenigen, woraus unſere Urgebirge entſtanden ſind. Die minder hohen Parthien, welche dieſe großen Gebirgsketten vereinigten, machten die großen Urebenen aus; einige davon blieben auf den hohen Gipfeln, welche die ſogenannten Gebirgskeſſel bilden. Mehrere derſelben aber wurden ſpäterhin durch neue Urſachen, durch Ströme, durch die Wirkung der Luft und der Witterung u. ſ. w. verkleinert. Allein der größte Theil dieſer Urebenen, welche nämlich am Fuße großer Gebirge waren, wurden durch Erdlagen zweiter Entſtehung aufs neue bedeckt....

Herr Klügel ſtellt im ſiebenten Abſchnitte des ſechſten Bandes ſeiner Encyklopädie, welcher die phyſiſche Geographie enthält, folgenden Verſuch einer Geogenie auf. Die erſtaunliche Menge Waſſer, welche ehemals, nach den Zeugniſſen der Flötzgebirge und der Foſſilien, über der Erdfläche geſtanden hat, beweiſet, daß das

Waſſer zur Bildung der Berge des feſten Landes ein Hauptmittel geweſen ſey. Die Grundſtoffe der Gebirgsarten waren in dem Waſſer befindlich, oder kamen nach und nach aus dem Innern der Erde hinein. Die Naturkräfte, durch welche in dem Schooße des Waſſers die Wohnplätze für Pflanzen, Thiere und Menſchen zugerichtet wurden, ſind ohne Zweifel von einer Wirkſamkeit geweſen, die ſich in dem gegenwärtigen Stande des Gleichgewichts nicht mehr äußert, als nur bisweilen und verhältnißmäßig ſchwach bei Erdbeben und vulkaniſchen Ausbrüchen. In einigen chemiſchen Verſuchen ſehen wir mit Erſtaunen, was eine kleine Maſſe für eine Ausdehnungskraft hat, wenn die einfachſten Grundſtoffe entbunden werden. Das Innere der Erdkugel mögen wir als die Werkſtätte anſehen, wo die Materien zubereitet wurden, welche zu den mineraliſchen Körpern den Stoff hergeben, und zur Bildung der organiſirten angewandt werden ſollten. Das Waſſer, welches den ganzen Erdball bedeckte, war alſo allmählig mit den einfachſten Stoffen geſchwängert worden. Nun drang aus den innern Grüften der Erde ein neuer Stoff hinzu, und bewirkte eine Kryſtalliſation; ſo entſtanden durch Mitwirkung der Anziehungskraft die Granitgebirge. Eine neue Beimiſchung in den Waſſern des noch faſt uneingeſchränkten Oceans bewirkte die blätterichte Kryſtalliſation des Gneißes, des Glimmerſchiefers und des Thonſchiefers. Es bildeten ſich die ſchieferichten Ganggebirge. In der Folge entſtanden durch Ungleichheit des Drucks, oder durch Erſchütterung von unten her, Riſſe in den Schiefergebirgen; es drangen Dämpfe, luftartige oder feine Flüſſigkeiten hinein, und bildeten die Gangarten. Hierauf wurden durch eine neue Beimiſchung, insbeſondere des kohlenſauren Gaſes, die einfachen ſchuppigen und körnigen Kalkgebirge durch eine Kryſtalliſation aus dem Waſſer niedergeſchlagen. Herr Klügel will jedoch keineswegs behaupten, daß die in den drei Perioden gebildeten vorzüglichſten Gebirgsarten genau auf dieſe drei Bildungszeiten eingeſchränkt werden müßten. Eine ältere Gebirgsart könne hin und wieder nach einer im Allgemeinen jüngern entſtanden ſeyn. In die vierte Periode ſetzt Herr Klügel, außer den Gebirgsarten, über deren Zeitfolge ſich nichts beſtimmtes ſagen läßt, die Übergangsgebirgsarten und die nun erloſchenen Vulkane. Man höre hierüber ſeine eigene Ausdrücke: „Das Feuer, dieſe wirkſamſte Kraft der Natur, dürfen wir nicht vergeſſen. Die Entbindung einer unaeheuern Menge Wärmeſtoffes, bei der Verbindung des Waſſers mit den erdigen Materien, mußte auch viele Gasarten entwickeln,

nenwärme und des Wärmeſtoffes aus dem Waſſer u
dern Körpern entwickelt haben. — In der fünften P
konnte ſodann der Erdboden Pflanzen, Thiere und
ſchen aufnehmen. Dieſe Periode war zugleich je
Bildung der Flötzgebirge. Das Meer, welches jetz
ruhiger war, ſetzte bald dieſe, bald jene Materie a
Fuße der großen Gebirge ab. So entſtanden die un
artigen Schichten der Flötzgebirge; nicht durch Kr
ſation wie die alten, ſondern durch Niederſenkung
durch Anſchwemmung. In dieſen allmählig entſtan
Lagen wurden die Seegeſchöpfe, welche wir in ihr
häufig finden, begraben, oft vielleicht durch plötzlich
ſtickung bei einem Ausbruche luftartiger Stoffe. Ei
ßer Theil des Gewäſſers zog ſich in die unterirdiſchen
te, die Werkſtätte der bisher entbundenen Dämpfe
entweder weil ihre Gewölbe, durch vulkaniſche Feue
mürbe gemacht, einſtürzten, oder weil die angeh
elaſtiſchen Dämpfe, von unten auf, den Boden eines
herdes ſprengten. Beides kann auch zugleich geſchehe
Ja man möchte zwei ſolche geſprengte oder einge
Gegenden auf unſerer Erde angeben, nämlich das
aſiatiſche Inſelmeer, wo noch jetzt viele heftige Vu
ſtud, und das kleinere der Antillen mit den übrige
herum gelegenen Inſeln. Das Meer gerieth in die
ſte Bewegung, und ſtrömte in der erſtern Gegend m
größten Ungeſtüm auf das feſte Land von Aſien zu.
liche, wiewohl viel geringere Bewegungen haben ſ
unſern Zeiten an dem Meere bei Liſſabon und Lim
eignet. Durch das in die großen unterirdiſchen Grüf
gedrungene Waſſer ward der Schwerpunkt der Erd
rückt, daher auch zugleich die Achſe des Umſchwunges.
Meer ſtrömte auf unſerer Halbkugel von Süden
Norden, hernach wieder zurück; und als es zum G
gewichte gekommen war, zeigte ſich unſer jetziges
Land, ganz oder der größte Theil. Es entſtanden b
ſer Bewegung des Waſſers die aufgeſchwemmten Ge
welche Reſte von ſüdlichen Pflanzen und Thieren entd
Dieſe Periode, welche ſich mit der Entſtehung der

ſchwemmten Gebirge anfängt, nennt Herr Klügel die Periode der Vollendung und des Beharrungsſtandes. — Nachdem der Herr Autor über die Dokumente einer großen Fluth geſprochen, welche von Süden nach Norden eingebrochen ſey, und die Zertrümmerungen an den Südküſten des feſten Landes bewirkt habe, will er aus der verſchiedenen Länge der Meridiangrade der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel auf die Verrückung der Erdachſe ſchließen; weil nämlich die Länge eines Grades am Vorgebirge der guten Hoffnung in der Breite von 33°, nur ſehr wenig kleiner ſey, als die in der Breite von Paris für 49°. — Dieſer mathematiſche Beweis ſcheint mir ganz unzureichend, eine ſo wichtige Frage der Naturlehre zu entſcheiden. Diejenigen, welche mit den geprüften Reſultaten der Gradmeſſungen nicht bekannt ſind, dürften vielleicht zu viele Ehrfurcht für eine ſo gelehrte Beweisart hegen, beſonders da ſie von der Authorität eines großen Mathematikers unterſtützt wird. Ich glaube daher hier am rechten Orte bemerken zu können, daß mehrere Gradmeſſungen, die man lange Zeit als untrügliche Mittel zur genauen Beſtimmung der Erde verehrt hat, in der neueſten Zeit bei ſorgfältiger Prüfung als fehlerhaft und zur Entdeckung des geſuchten Reſultates ungeeignet befunden wurden. So fand ſich bei der nördlichſten Gradmeſſung unter 66° Breite ein Unterſchied von mehr als 200 Klaftern. Der Freiherr von Zach zeigte in einer Unterſuchung der Gradmeſſung des Herrn Liesganig (monathliche Correſpondenz), daß dieſelbe wegen der vielfachen darin vorkommenden Fehler aus der Reihe der Gradmeſſungen ganz wegfallen müſſe. Bei einer Prüfung der peruaniſchen Gradmeſſung fand man zwiſchen dem mittleren verbeſſerten Reſultate und der Länge eines Meridiangrades am Äquator, wie man ſie bisher in alle Rechnungen aufgenommen hatte, einen Unterſchied von 70 bis 100 Klaftern. Beſondere Vergleiche der gemeſſenen Erd- und Himmelsbögen zeigten ſogar Differenzen von faſt 400 Klaftern. Gegen La Caille's Gradmeſſung in Afrika hegte man immer eben ſo großen Zweifel, als gegen die nordiſche des Herrn Maupertuis (man ſehe: Monatl. Correſp. März-Heft 1811). Wenn man auf ſolche unangenehme Erfahrungen geſtützt, in der Gradmeſſung des Herrn La Caille nur einen Fehler von 120 bis 130 Klaftern vorausſetzen will; ſo iſt aller Grund verſchwunden, aus dem von Herrn Klügel angeführten Vergleiche auf eine Ungleichheit der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel, oder auf die Verrückung der Erdachſe zu ſchließen. — Nach dieſer nothwendigen Abweichung kehren

wir zu Herrn Klügels geologischen Betrachtungen zurück. Er glaubt, die zerstreuten großen Granitgeschiebe könnten von der Erschütterung bei der Vorrückung der Erdachse hergeleitet werden. (?) Der Fichtelberg, ein Granitgebirge, zeige durch die Menge und erstaunliche Größe von Trümmern, die von dem Fuße eines jeden einzelnen Berges bis an die Spitze hinauf über einander geworfen sind, daß er ehemals mehr als noch einmal so hoch gewesen seyn mag. — Bei einer solchen Erklärung jener Trümmer muß man sich mit Recht wundern, warum durch die allgemeine Erschütterung, welche die Verrückung der Erdachse hervorgebracht haben soll, nicht auch andere Gebirge gleichen Einwirkungen unterlagen, und wie sich Felsen hin und wieder auf schmaler Grundfläche, ja oft sogar in einer hängenden Lage erhielten. —

Herr de Luc hatte in seiner Geschichte der Erde ein geologisches System aufgestellt, welchem die Wirkungen elastischer Flüssigkeiten im Innern der Erde zum Grunde lagen: er hat es jedoch in der Folge selbst wieder aufgegeben. Herr de Luc war in seinem zweiten Systeme bloß bemüht, eine möglichst vollkommene Übereinstimmung mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte zu erzwecken. Er spricht sich über das Gelingen dieses Versuchs in einigen Stellen deutlich aus; jedoch fehlt es nicht an andern, welche den großen Zwang seiner Gedanken verrathen. Er nimmt an, daß alle Substanzen, die jetzt sowohl die Massen unsers festen Landes, als auch das Bett des Meeres ausmachen, den Granit mit eingeschlossen, einst, in irgend einer entfernten Epoche, in einer Flüssigkeit aufgelöst waren, die unsere Erde umgab, und aus welcher sie sich nach und nach durch chemische Einwirkungen absonderten. Er sucht zu zeigen, daß das Licht das letzte Glied in der Kette der Ursachen sey; denn das nächst entferntere müßte die Quelle des Lichtes seyn. Als nun das Licht zu den übrigen Elementen des flüssigen Chaos kam, mußten die chemischen Operationen beginnen, wodurch dieses große Ganze von Phänomenen hervorgebracht ward. Der Herr Verfasser theilt die Zeit der Ausbildung der Erde in sechs Perioden. In der ersten Periode ist das Innere der Erde ein Kern von Staub, von Flüssigkeit ganz umgeben, die dick und trüb, und ein unordentliches Gemenge aller Elemente ist. In der zweiten Periode sondern sich die verschiedenen Krystalle des Granits in verschiedenen Zeiten aus dem flüssigen Chaos ab, und bilden um die Erde eine feste, sehr dicke Rinde. In der dritten Periode bilden sich durch neue Niederschläge die übrigen uranfänglichen Gebirgsarten, als Gneis und Wacke. Weil der

innere Staubkern durch die Flüſſigkeit naß, und bis auf eine gewiſſe Tiefe zu Schlamm geworden war, ſo ſenkten ſich hin und wieder die Granitlagen in den Staubkern. Durch allmähliges Einſenken und Aushöhlen entſtand endlich eine ungeheure Vertiefung, nämlich das Becken des Oceans, worin ſich alle Flüſſigkeit vereinigte. Jene Theile der Rinde, welche ſich in ihrer urſprünglichen Lage erhalten hatten, und jetzt über die Oberfläche der Gewäſſer hervorragten, bildeten das feſte Land. Nun begann die Vegetation. Die erſten Anlagen zu unſern großen Gebirgsketten entſtanden durch die ſcharfen aus dem Staubkerne hervorragenden Kanten der eingeſunkenen Theile der Erdrinde. Die ausdehnbaren Fluida, die damals in den Höhlen eingeſchloſſen waren, und durch's Einſenken der Rinde und Eindringen der Flüſſigkeit gepreßt wurden, folglich mit der größten Gewalt durch irgend einige Spalten herausdrangen, riſſen und ſtießen dabei eine Menge Trümmer vor ſich her, die dann auf dem Meeresboden verbreitet, und nachher mit andern Subſtanzen vermengt, unſere Breccien, Puddingſteine ꝛc. bildeten, deren einzelne Ingredienzen aus uranfänglichen Gebirgsarten beſtehen. Herr de Luc läßt durch theilweiſes und wiederholtes Einbrechen der Erdrinde, die in den Höhlen eingeſchloſſene elaſtiſche Flüſſigkeit in Portionen in das äußere Gewäſſer übertreten, und darin immer neue Niederſchläge bewirken. Dagegen dringt von dem äußern Waſſer ein Theil jederzeit in die Höhlen, und verwandelt ſich dort in das erwähnte elaſtiſche Mittel. Auf dieſe Art erhält Herr de Luc die nöthige Menge Erdſchichten. Die Gebirgsrücken folgen ebenfalls ohne Schwierigkeit aus ſeinem ſonderbaren Syſteme. Weil die unterirdiſchen Höhlen durch Querwände getrennt ſind, ſo bleiben dieſe beim Einſturz der benachbarten Gewölbe ſtehen, und ragen hoch hervor....

Weil Herr de Luc auf dieſe Arbeit wahrſcheinlich ſelbſt eben keinen größern Werth legte, als ſie verdient; ſo wollen wir nur das Beſſere und Lehrreiche einzeln herausheben.

Ungeachtet die Richtung der einzelnen Schichten keiner beſtimmten Regel folgt, ſo glaubt dennoch Herr de Luc, daß dieſe Verwirrung nichts als unordentliche Zickzacks nach allen Richtungen auf einer gemeinſchaftlichen Kugelfläche verurſachen. Da übrigens die hohen Gebirge weder beſtimmte Breite noch Richtung halten, ſo erhelle daraus deſto deutlicher, daß ſie von andern beſondern Urſachen herrühren, die von der allgemeinen Geſtalt unſerer Erde unabhängig ſind. —

Die erſten vulkaniſchen Ausbrüche ſetzt Herr de Luc in die fünfte Periode, weil man eine Menge vulkaniſcher Kegeln und zerſtreuter Lawen findet, die mit Schichten von Flötzkalkſtein, der von verſteinerten Seegeſchöpfen gleichſam wimmelt, ſo wie auch mit Sandſteinſchichten umgeben ſind. Sie haben ſich alſo zu der Zeit ereignet, als das Meer noch unſer feſtes Land bedeckte. Daß der Feuerherd weit tiefer als in unſern Erdſchichten liegen müſſe, ſieht man daraus, weil dieſe letzten ſchlechterdings keinen Aufſchluß darüber geben, und die Vulkane ſelbſt zuweilen Granitſtücke auswerfen. Der Schwefelkies kann nicht die Urſache ſeyn; denn dieſer kann nur an der freien Luft ſich entzünden, nicht aber in den Erdſchichten, worin er überall eingeſchloſſen, und vor der Einwirkung der Luft ſchlechterdings geſichert iſt. Steinkohlenflötze aber liegen theils nicht tief genug, theils fehlt auch ihnen der Zutritt der Luft, ohne den ſie nicht brennen können. — Die Kraft, wodurch die zähe und glühende Flüſſigkeit aus einer ſolchen Tiefe emporgetrieben wird, liegt in den ausdehnbaren Fluidis, dergleichen ſich in den unter allen unſern Erdſchichten befindlichen Höhlen bilden müſſen, wie ſchon die Menge der aus den allertiefſten Gebirgslagen überall herausgeſchleuderten Geſchiebe beweiſet. Und zwar müſſen wäſſerige Dämpfe hier hauptſächlich wirken, d. i. ausdehnbare Fluida, die durchs Verdampfen des Waſſers hervorgebracht werden. Findet ſich eine hinlängliche Menge Waſſers in irgend einem verſchloſſenen Raume, ſo wird dieſes Fluidum im gleichen Maße immer dichter, in welchem die Wärme zunimmt, und kann dadurch zu einer ungeheuern ausdehnenden Stärke gelangen; es wird hingegen wieder allgemach zerſetzt, wie die Wärme abnimmt. Nun iſt es ausgemacht, daß ſich im Innern der Erde große Maſſen von Stoffen bilden, die durch die Menge von Feuer, das im Schooße derſelben frei geworden, in glühende Schmelzung gerathen ſind, und dann bedarf es bloß einer hinlänglichen Menge Waſſers, das ſich in die Höhlen, die dieſen Stoff enthalten, ergieße, um daſelbſt mit einmal eine Menge Dämpfe hervorzubringen, die, wenn ſie durch irgend eine Öffnung Ausgang finden, Vulkane, und im entgegengeſetzten Falle, Erdbeben verurſachen. (Hier zeigt Herr de Luc deutlich, daß er ſich gegen ſeine eigene Überzeugung zu der Meinung ſeines neuen Syſtems bekannt hat. Dieſe Stellen, welche den Geiſt ſeines erſten Syſtems ausſprechen, führen nothwendig auf eine ſolche Muthmaßung. Wie ganz anders iſt hier die Sprache! wie natürlich die Folge der großen Gedan-

n! — Ich will die Urſachen nicht errathen, die ſeine nere Theorie veranlaßten; allein gewiß iſt daran nur ßjenige gehaltvoll und deutlich, was auf ſeine urſprüng- he Meinung hinweiſet, die er aus der Anſchauung und ergleichung der zahlreichen geologiſchen Dokumente, s der Betrachtung der noch jetzt wirkenden Kräfte der atur geſchöpft hatte. Kaum hat er jedoch die klarſten eweiſe ſeiner tiefen Überzeugung hingeſtellt, als er ſo- lch wieder dem Zwange huldigt, und ſcheinbar ſein er- es Syſtem bekämpft.) — Übrigens (fährt er fort) zeigt as Phänomen der eingeſtürzten Vulkane, das man in llen Gegenden beobachten kann, die Überfluß an vul- anıſchen Stoffen haben, wie ſehr man die Prinzipien der Phyſik und Mechanik vergeſſen haben muß, um ſich ein- zubilden, daß unſer feſtes Land ſelbſt von unterirdiſchem Feuer habe können empor gehoben, und nun in ſeinem anzen Umfange und in einer ſolchen Höhe unbeweglich feſt gehalten werden. — Die Auflöſung des Problems on den Erdbeben umfaßt alſo die größten Probleme in der ganzen Geologie (hier erkennt man wieder die Spra- he der Überzeugung). Erdbeben ſetzen große Höhlen vor- aus, die unſer feſtes Land bedeckt, und die in weiten Ent- fernungen mit einander in Verbindung ſtehen (gegen dieſe großen Höhlen können die eingeſtürzten Vulkane nichts beweiſen)? Dergleichen Höhlen müſſen aber bei der Ent- ſtehung unſerer Gebirgsſchichten, und deren Kataſtrophen nothwendig ſich gebildet haben, und die noch jetzt exiſti- renden ſind Überreſte derſelben. Sie ſetzen an verſchiedenen Stellen im Innern der Erdkugel eine Wärme voraus, die plötzlich eine Menge von ſehr dichten wäſſerigen Däm- pfen hervorzubringen vermag. Die noch brennenden Vul- kane beweiſen, daß viele ſolche Höhlen geſchmolzene Stoffe enthalten müſſen. Endlich muß ſich eine Menge Waſſer plötzlich über dieſe Stoffe ergießen, und wie leicht können ſich im Innern der Erde Waſſervorräthe ſammeln, die zuweilen ihre Dämme durchbrechen, und ſich in jene un- terirdiſchen Schmelzöfen ergießen. Nun entſteht ein Erd- beben, welches wieder aufhört, entweder wenn ſich das Fluidum durch einen Vulkan Luft gemacht hat, oder wenn die Dämpfe in andere Höhlen und Riſſe der Gebirgsla gen eindringen, daſelbſt ihre Wärme verlieren, und wiederum zu Waſſer werden. —

Nachdem Herr de Luc in der ſechsten Periode das aufgeſchwemmte Land hat bilden laſſen; ſchließt er mit der Bemerkung, eine vollkommene Übereinſtimmung mit der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte erreicht zu haben. Hier-

aufbetrachtet er in einem besondern Aufsatze die Sündfluth, und stellt eine Geschichte der Erde seit jener Epoche auf. Zur Erklärung der Überreste von Thieren aus heißen Ländern, die man im nördlichen aufgeschwemmten Lande so gut erhalten antrift, glaubt er eine Veränderung in den physischen Ursachen auf der Oberfläche der Erde annehmen zu müssen; allein er wagt es nicht darüber abzusprechen, weil von der Zusammensetzung der Atmosphäre viel zu wenig bekannt sey, um die Ursachen und ihre Wirkungen so tief verfolgen zu können. Indessen glaubte er überzeugt zu seyn, daß die plötzliche Versetzung einer Masse, wie das Wasser des Meeres war, schon die statischen Folgen gehabt habe, daß die Geschwindigkeit und Richtung in der Bewegung der Theile dieser Masse gleicher Maßen verändert wurden, woraus dann nothwendig eine Änderung in der Rotation um die Achse und in der Lage der Pole, oder der Neigung der Achse gegen die Ebene ihrer Bahn, erwachsen mußte. Zugleich hatten das gesunkene Erdreich und ein Theil des Meerwassers die großen Höhlen im Innern der Erde ausgefüllt, wodurch der Schwerpunkt merklich verrückt werden, und in der Richtung des Pendels an einigen Stellen der Oberfläche eine Abänderung erfolgen konnte. —

Kant sagt: „War der Urstoff unserer Erde anfänglich in gas- oder dampfförmiger Gestalt verbreitet, so mußten, als durch die Kräfte der chemischen Anziehungen die Materien aus dem flüssigen in den festen Zustand übergingen, sogleich auch große Luft- oder Gasentwicklungen in ihrem Innern erfolgen. Nun wurde aber zugleich Wärme entbunden. Diese dehnte jene Gas- oder Luftarten bis zum höchsten Grade der Elastizität aus, mischte sie unter einander, und brachte sie in immer größere Bewegung, so daß sie bald die festen Körper durchbrachen, die Materie in großer Menge als Gebirge aufwarfen, sich selbst unter einander so lange zersetzten und niederschlugen, bis die mit sich selbst ins Gleichgewicht gekommene Luft (Gas) von selbst sich erhob, ein Theil derselben als Wasser niederfiel, welches vermög seiner Schwere sich bald in den Krater jener allgemeinen Eruption ergoß, jetzt erst durch das Innere der Erde sich einen Weg brach, so allmählig durch seinen Lauf die regelmäßige Gestalt der Gebirge bildete, und durch fortgesetzte Anspülungen im Lauf der Jahrhunderte jene regelmäßigen Schichten kalkartiger, verglaster oder versteinerter vegetabilischer und thierischer Körper im Innern der Gebirge zu Stande brachte, zuletzt aber aus immer höhern Becken in das tiefste von allen, in das Meer, sich zurückzog."

Der Herr Bergrath Voigt, ein großer Mineralog, hat in seiner praktischen Gebirgskunde folgende Grundzüge einer geologischen Theorie angegeben: „Die uranfänglichen Gebirge sind im Wasser durch Krystallisation und Präzipitation entstanden; denn sie lassen bis auf ihre Gipfel einen nassen Ursprung bemerken, und sind solglich mit Wasser bedeckt gewesen. Also bestand die äußere Fläche der Erde anfangs allein aus Wasser, welches die Grundbestandtheile der Erde aufgelöst enthielt, die sich nach und nach darin krystallisirten und präzipitirten, wodurch die verschiedenen Steinmassen gebildet wurden, aus denen die jetzige Erde zusammengesetzt ist. — Mineralische Materien, die in Gährung gerathen, sich erhitzen und entzünden, konnten schon damals im Innern der Erde wirksam seyn, die Steinmassen über die Wasserfläche emporheben, und so Klippen, Inseln und festes Land bilden. Durch successive Hervortretung der Länder verbargen sich die Gewässer ebenfalls successive. — Daß unsere Erde (das feste Land) durch gewaltsame Zersprengung und durch innere Kräfte über das Meer, welches sie gebar, empor gehoben worden, beweisen die Gänge, Rücken, Klüfte und Unebenheiten ihrer äußern Fläche; und wir bemerken ihre Spuren durch alle Entstehungsperioden der Erde. Wahrscheinlich waren es Vulkane und Erdbeben, die vereint mit einander, bei noch ungeschwächten Naturkräften der ersten Zeiten, alle Inseln und alles feste Land, theils ganz, theils stückweise, emporhoben. Die Oberfläche der Erde zeigt viele Spuren von erlittenen Gewaltthätigkeiten. Tiefe Thäler und Gründe, Erzgänge und Flötzrücken sind gewaltsame Trennungen; erloschene Vulkane und Basaltberge sind die Überbleibsel, wo nicht die Ursachen, jener gewaltsamen Zerrüttungen. — Bei der ersten Emportretung der uranfänglichen Gebirge ragten nur ihre höchsten Spitzen über das Wasser hervor. Da erhielt auf dem Grunde des Wassers das ältere Flötzgebirge seine Existenz. Nachdem das Meer diese ältere Flötzformation vollendet hatte, wurde die Wassermenge desselben dergestalt vermindert, daß auf einmal die Urgebirge bis an ihre jetzigen Füße davon befreit wurden, und mit ihnen kamen zugleich die auf diese Füße abgesetzten Flötzschichten aufs Trockne. Nun begann in den noch mit Wasser angefüllt gebliebenen weiten und tiefen Räumen zwischen den Hauptgebirgen der Erde die jüngere Flötzformation. Bei dieser bildete das grobe Geschiebe der ältern Berge die unterste Schicht. Die folgenden Schichten entstanden aus einem Niederschlag bei einer vollkommenen Ruhe der Gewässer äußerst geschwind.

Keine fiel als weicher Schlamm nieder, ſondern hatte gleich einen Grad von Härte. Auch die oberſte Schicht, der Flötzkalk, iſt ſchon als Seegrund verhärtet geweſen. — Die Gebirge kamen nach den erſten Hebungen ſenkrecht und eckig hervor, und die Spaltungen zwiſchen ihnen gingen bis auf die Urſache hinab, die ſie bewirkt hatte. Die Kräfte der Atmoſphäre nagten ihre Gipfel rund; die Waſſer legten dieſe angenagten Theile an ihre Füße, und füllten die Klüfte damit aus. So hoch die Berge über das Waſſer hervorragten, blieben die Spaltungen zwiſchen ihnen unausgefüllt, und dieſe gaben die erſten Grundlagen zu den jetzigen Thälern und Gründen der uranfänglichen Gebirge. Das zufallende Quell- und Regenwaſſer rundete und bildete immer mehr aus.

Durch andere Aufhebungen des Meeresgrundes, oder Hervortretung mehrern Landes, fand das Waſſer anderweitige Räume, in die es ſich zurückzog, und dadurch kam denn das Flötzgebirg als eine ausgebreitete Ebene zum Vorſcheine. Schon das Zurücktreten des Waſſers konnte Furchen in dieſelben ziehen, denen alles Quell- und Regenwaſſer zueilte, wodurch ſie immer tiefer und weiter wurden. Der Strom grub ſich ſein Bett bis auf eine gewiſſe Tiefe, wo ſein Fall abnahm, und er mehr in ein Verhältniß mit dem Niveau anderer Flüſſe kam, mit denen er ſich vereinigte. — Schon bei der erſten Flötzformation waren die Urgebirge, ſo weit ſie hervorragten, bewachſen. Das beweiſen die Steinkohlenlager in den Gebirgen derſelben, und die Abdrücke von Vegetabilien bei denſelben. Ähnliche Beweiſe finden ſich bei der jüngern Flötzformation, z. B. das verſteinerte Holz in rothen todtliegenden. — Nach der Vollendung der jüngern Flötzgebirge erlitt das Waſſer eine nochmalige Abnahme, und was kurz zuvor noch tiefer Seegrund war, erſchien nun als feſtes Land. Die aus dem Urgebirge herabſtrömenden Waſſer riſſen aber in dieſe Fläche bald Gräben, die nach und nach Thäler wurden, und ſo entſtanden auch hier Berge. Daher iſt es zweifelhaft, ob man die Berge des jüngern Flötzgebirges nicht als Ebene, und die Thäler dazwiſchen nicht als Waſſerriſſe in derſelben betrachten ſoll. Denn die ſcheinbaren Berge ſind hier faſt alle von einerlei Höhe. Die niedrigen haben ſchmale Grundflächen und Gipfel, daher die Kräfte, welche die Thäler bildeten, mehr von ihnen wegnehmen konnten. Hingegen die unverhältnißmäßig höhern Kalkgebirge wurden durch vulkaniſche Kräfte gehoben, wovon ſich noch die Spuren zeigen. — Die Flötzrücken (Brüche, Wechſel) rühren unwiderſprech-

sich von Zerrüttungen der Erde her, und beweisen, daß auch nach der jüngern Flötzformation die Erdbeben und Erschütterungen noch fortdauerten, die der ganzen Erde eine andere Gestalt gaben. Vertikale Spaltungen trennten die Schichten; innere Gewalt erhob einen Theil der großen Bruchstücke; ein anderer senkte sich vielleicht tiefer. Die Spaltungen zwischen ihnen blieben theils leer, theils erzeugten sich auf dem nassen Wege darin neue Fossilien, die zum Theil bebauet werden. Die Verrückung in diesen Flötzgebirgen geschah zum Theil sehr im Großen, so, daß Schichten, z. B. das Todtliegende, auf welchem die Wartburg steht, mehrere hundert Lachter müssen in die Höhe getrieben worden seyn. —

Wir können nur von der Wirkung auf das Daseyn einer Materie schließen, die in Entzündung gerathen ist, und daß elastische Dämpfe und verschiedene darin erzeugte Luftarten Zersprengungen veranlaßt haben, die wir mit Erstaunen betrachten. Bei diesen gewaltsamen Zersprengungen haben sich vulkanische Materien mit hervorgepreßt, wovon wir Spuren in unzähliger Menge finden, nämlich Basalte und andere Lavaarten, die sich von Innen heraus in die Spaltungen der Ur- und Flötzgebirge drängten, durch dieselben oft in unförmlichen Klumpen über die Oberfläche hervorgetrieben wurden, und sich nicht selten auch über dieselbe verbreiteten. Einige dieser Spaltungen blieben offen, und wurden fortdauernde Feuerschlünde (Krater); andere wurden gleich nach der Zersprengung der Gebirgsmassen wieder mit Laven ausgefüllt, und dadurch auf immer wieder geschlossen. Diese Ausfüllung mit feuerflüssigen Materien geschah sehr geschwind; hingegen die andern Gebirgsspalten und Risse blieben eine Zeit lang offen; in diese legte das Wasser mannigfaltige Mineralien, woraus Gänge, Trümmer, Flötzrücken und andere Fossilien-Lagerstätte entstanden. Diese wurden also durch Präzipitation und Krystallisation auf dem nassen Wege sehr langsam ausgefüllt. — Nachdem das Meer so weit zurückgewichen war, daß auch schon die tiefern Gegenden der Erde über dasselbe hervorragten, fanden zuerst die Flüsse hin und wieder Hindernisse frei abzufließen. Sie stemmten sich an vorliegende Höhen, bildeten hinterwärts Seen und vorwärts Wasserfälle, bis sie sich endlich doch durcharbeiteten. In den Seen setzten sie allen Sand, alle Geschiebe, Erd- und Fluß-Conchilien ꝛc. ab, von welchen Bodensätzen doch nur äußerst wenige die Härte eines Steins erhielten, und sich dadurch besonders von den im Meere abgesetzten Flötzgebirgen unterschieden. Solche Ge-

genden wurden erſt Land, nachdem die Flüſſe ſich freien Lauf gemacht hatten. Waſſerergießungen aller Art legten in der Folge aufgeſchwemmtes Land an tiefern Punkten an, und thun es noch. So entſtanden die, uneigentlich ſogenannten, aufgeſchwemmten Gebirge, die in Rückſicht des Alters mit den vulkaniſchen alterniren; doch waren Vulkane eher als aufgeſchwemmte Gebirgsarten. —

Das iſt die Sprache der Erfahrung, der innigen Überzeugung, die ſich auf unverkennbare, überall verbreitete Zeugniſſe gründet, durch welche der aufmerkſame Beobachter, deſſen Urtheilskraft weder zu beſchränkt, noch durch eingewurzelte Vorurtheile gehemmt iſt, immer auf ähnliche Schlüſſe hingeleitet werden muß, welche Herr Voigt in ſo ſchöner Ordnung ausſprach! —

Die Theorie des Dr. Hutton konnte ich bisher, meiner Bemühung ungeachtet, noch nicht zur Einſicht bekommen. Herr Playfair ſoll ſeine Meinung vertheidiget haben. — Herr Hall, Präſident der Edinburger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, ward ebenfalls ein eifriger Verfechter der Hutton'ſchen Theorie; allein er hatte ſich in ſeinem letzten Aufſatze, welcher im 47. Bande der allgemeinen geographiſchen Ephemeriden enthalten iſt, bereits ſo ſehr über Huttons Anſichten hinaus verbreitet, daß er dieſe mit der Lehre des Herrn de Sauſſure und Pallas einiger Maßen verbunden zu haben glaubte. Er nannte die auf dieſe Art entſtandene neue Theorie die Plutoniſche. Die Plutoniſchen Revolutionen bilden einen Theil des Hutton'ſchen Syſtems. Alle dermalige Erdlagen ſind aus der Tiefe der Gewäſſer, durch die Wirkung einer unterirdiſchen Hitze, der ähnlich, die aus den Vulkanen emporſteigt, in die Höhe gehoben. Die winklichten Brüche, die man oft in dieſen Lagen antrifft, zeigen, daß ſie, als ſie emporgehoben wurden, hart waren. — Die hohe Temperatur von der einen, und der große Druck der explodirenden Kraft von der andern Seite verurſachten vereinigt die ungeheuren Wirkungen. In dieſer Vereinigung der beiden Bedingungen liegt das Weſen des Plutoniſchen Syſtems. — Dieſe Wirkungen können Jahrtauſende ruhen. War aber einſt das Ereigniß allgemein, ſo mußte es alle Zeugen vertilgen. — Herr von Humboldt hat eine Nachricht geliefert, welche der Plutoniſchen Theorie (und jeder überhaupt, welche die Kräfte eines elaſtiſchen unterirdiſchen Mittels zur Baſis hat) ſehr günſtig iſt. Nach ihm entſtand am 28. September 1764 nach zwei monatlichen häufigen Erdſtößen eine große Erhebung des Bodens in Neu-Spanien. Sie glich einer Wind-

geſchwulſt, hat 3 bis 4 Quadratmeilen Oberfläche, und wird Malpays genannt. Die Ränder derſelben ſind 39 Fuß, die Mitte 524 Fuß über den Horizont des angrenzenden Terrains erhoben.

Die Beantwortung einer ſehr wichtigen geologiſchen Streitfrage beſchäftigte Herrn Hall vorzüglich in dem genannten Aufſatze. Kein Phyſiker oder Geologe hat bisher auf eine befriedigende Art erklärt, wie ungeheure Maſſen des Urgeſteins in Gegenden verſetzt wurden, in denen ſie ganz fremd ſind. Dieſer Gegenſtand hat verſchiedene Meinungen veranlaßt, und ward vorzüglich von Jenen als ſehr wichtig betrachtet, welche die Erdoberfläche aus Beobachtungen kannten. Zu dieſen gehört auch Herr Hall. Ich will ſeine Erfahrungen in der Centralkette der Alpen unter der Überſicht geologiſcher Dokumente mit anführen. Herr Hall führt einige Meinungen an über den Urſprung und die Geſchichte dieſer Trümmer, die Gelegenheit zu großen Erörterungen gegeben haben. Dieſe Frage iſt innig mit andern, in der Geologie ſehr wichtigen, verbunden, z. B. der Bildung der Thäler und Seen, der Vertheilung der Thon- und Kiesſandlagen und aller Anſchwemmungen, deren Spuren noch ſo deutlich auf der Erdoberfläche zu treffen ſind. Herr de Sauſſure nimmt eine ungeheure Waſſermaſſe an, die ſie vom Gipfel der Alpen, welche dieſe Gewäſſer damals bedeckten, in ſehr entfernte Ebenen fortführten. Dr. Hutton und Herr Playfair glauben dieſe Thatſachen durch die gewöhnliche Einwirkung der Flüſſe und Bäche zu erklären. Herr Hall zeigt die Unzulänglichkeit dieſer Hypotheſe, indem er ihr eine 19,000 Zentner ſchwere Granitmaſſe auf einem Hügel unweit des Genfer-Sees entgegenſtellt. — Herr Profeſſor Wrede (zu Berlin) nahm an, daß das Baltiſche Meer ehemals viel höher geſtanden, und ſich nach und nach zurückgezogen habe. Bei ſeinem hohen Waſſerſtande hätte es Granite auf Eisinſeln getragen, über daſſelbe hinweggeführt, und beim Zurückzuge des Waſſers hätte es ſie dort hinterlaſſen, wo man ſie jetzt findet. Dieſe Hypotheſe iſt noch weniger haltbar. — Herr Hall erinnert an die Erfahrungen des Herrn Pallas, welcher an den Küſten des Eismeeres Erzeugniſſe der Tropenländer fand, und daraus ſchloß, daß in uralter Zeit eine unermeßliche Fluth die ganze Oberfläche Aſiens gekehrt habe. Die Zerſtreuung der großen Trümmer des Urgeſteins ſcheinen dem Herrn Hall Beweiſe für die Richtigkeit der Meinung des Herrn Pallas. Er ſucht den Grund zu ſolchen Überſchwemmungen in großen Erdbeben, und unterſtützt dieſe Muthmaßung mit dem Beiſpiele von

Cadix, wo bei dem Erdbeben am 1. November 1755 eine ungeheure Woge, die bei zwei geographischen Meilen lang, und wohl 60 Fuß höher als alle übrigen war, einen Theil der Befestigung zerstörte, und dabei 8 bis 10 Tonnen (zu 2000 Pfund) wiegende Stücke von derselben losriß, und sie 40 bis 50 Ruthen von dem Meere fortführte. — — —

Diese Auszüge aus so vielen geologischen Schriften werden hinreichen, den Leser auf den Standpunkt eines allgemeinen Überblicks dieses Gegenstandes zu versetzen. Nach dieser umständlichen Vorbereitung wird uns die weitere Erörterung der früher bekannt gemachten Ideen möglich, und ihre Resultate erscheinen klar und verständlich. Wenn ich außer den nützlichern Theorien, die sich auf Beobachtungen der Natur gründen, auch die Meinung einiger älterer Philosophen anführte, so geschah es aus der Absicht, daß uns der Erfolg solcher Bemühungen, durch den bloßen Scharfsinn den Ursprung der Dinge und ihre endliche Auflösung herleiten zu wollen, in die Grenzen unsers Erkenntniß-Vermögens, in den Kreis der Erfahrung und der Anschauung hinweisen möchte. In diesen allein sind wir vor großen Verirrungen sicher; stufenweise müssen wir zu der Wahrheit hindringen; alle Schlüsse müssen auf Erscheinungen in der Natur, also auf Thatsachen beruhen. Nur das, was vor unsern Augen liegt, muß, so wie es liegt, der Gegenstand unserer Betrachtungen werden. Dann können wir die Frage erheben, welche Ursachen zu den einfachen Wirkungen gehören. Aber niemals darf unser Urtheil leichtsinnig der Erfahrung voreilen; das Sichere muß vom Unsichern gesichtet, und das Letztere nur dann in einer Theorie geduldet werden, wenn es zur Verbindung erkannter, bewiesener Wahrheiten dient, die ohne demselben kein Ganzes bilden könnten. Theorien hingegen, bei welchen das Unsichere, ein Geschöpf der Einbildung, zur ersten Grundlage dient, erheben bei jeder genauern Prüfung. Sie machen ohne Vertheidigung jedem andern Fantasie-Gebilde Platz, und zeigen die Unzulänglichkeit des menschlichen Scharfsinnes zur Erklärung natürlicher Phänomene, wenn er der Hilfe der Erfahrung und Anschauung entbehrt. —

Wir gehen daher zu den geologischen Dokumenten über, als den Resultaten der Forschungen in der Natur und der Geschichte. Die Oberfläche, die äußere Rinde der Erde, werde der Schauplatz unserer Betrachtungen; die Anschauung des Gegenwärtigen möge sich an die vorhandenen historischen Urkunden temporeller Erscheinungen anreihen; in beiden liegt die Quelle der wahren Erkenntniß.

(Der Schluß folgt.)

V.

Widerlegung

einer in

Venturini's Befreiungskriege vorkommenden irrigen Stelle.

Herr L. Venturini ſagt im zweiten Theile jenes Werks Seite 411, wo er von dem, am 3. Oktober 1813 gelieferten Treffen bei Wartenburg ſpricht, mit einer Zuverſicht, welche beinahe glauben macht, er habe aus authentiſchen Quellen geſchöpft:

„Das Gefecht ward eines der erbittertſten, und York „fachte durch ſteten Zuſpruch die Kampfluſt der bra„ven Reiter an. Endlich kam das zweite ſchwarze und „das mecklenburgiſche Huſarenregiment zum Einhauen, „und nun wandten ſich nach fünfſtündigem Gefechte „die Franzoſen zur Flucht, welche dadurch noch „mehr beſchleunigt ward, daß eine würtembergiſche Artilleriebrigade ſchnell „ihr Geſchütz umwandte, ſich den deutſchen Kampfgenoſſen anſchloß, und den „fliehenden Unterdrückern mehrere mörderiſche Salven nachſandte."

Aus offiziellen Blättern hat Herr Venturini dieſe Angabe nicht geſchöpft, denn dieſe würden, wenn auch ſpäter, doch immer noch bald genug in Würtemberg bekannt geworden ſeyn, um dort eine hinlängliche Anzahl Widerleger zu finden. Er muß dieſelbe alſo entweder aus Privatnachrichten erhalten, oder aus überreicher Einbildungskraft ſelbſt verfertiget haben. In jedem dieſer beiden Fälle iſt es Pflicht, das Publikum über einen Vorgang aufzuklären, welcher, wie ihn Herr Venturini erzählt, der würtembergiſchen Artillerie nicht zur Ehre gereichen dürfte.

Nach einem mehrſtündigen Gefechte, und nachdem die Diviſion Morand ſchon geraume Zeit Wartenburg verlaſſen hatte, zog ſich auf erhaltenen Befehl endlich die würtembergiſche Diviſion zurück. Da rückwärts von Bled-

din eine weite Ebene bis gegen die Wälder von Düben ſich hinzieht, überdieß die würtembergiſche Kavallerie keine hundert Pferde mehr betrug, ſo wurde der Rückzug in Quarrées angetreten, und derſelbe von dem Reſte der Kavallerie und einer reitenden Batterie gedeckt. Zu dieſer Kavallerie ſtieß während des Rückzuges noch ein weſtphäliſches Garde-Chevauxlegersregiment. — Indem die Artillerie und Kavallerie durch einen Sumpf von der Infanterie getrennt wurden, hatten ſich mehrere preußiſche Kavallerie-Kolonnen entwickelt, und benützten dieſen Augenblick, um einen lebhaften Angriff auf die würtembergiſche und weſtphäliſche Reiterei zu machen. Die Artillerie hatte im Laufe eines fünfſtündigen gegenſeitigen Kanonenfeuers, während welchem ſie öfters dem Klein-Gewehrfeuer der feindlichen Plänkler ausgeſetzt war, viele Pferde verloren. Aus dieſer Urſache wäre es unmöglich geweſen, der preußiſchen Kavallerie zu entrinnen, und ſich den rechts des Sumpfes befindlichen Infanterie-Quarrées wieder anzuſchließen. Das Einzige, was hier von Seiten der Artillerie geſchehen konnte, war, ihr Verſtrauen auf die weſtphäliſche Reiterei zu ſetzen, welcher überdieß die Bedeckung dieſer Batterie aufgetragen war, hierauf ſchnell einen vorliegenden Graben zu paſſiren, und nun mit Kartätſchen den Feind zu erwarten. Dieß geſchah dann auch von Seiten der Artillerie, welche wohl erwarten konnte, daß unter ſolchen Umſtänden die ihr zur Bedeckung gegebene Reiterei wenigſtens den erſten Angriff auszuhalten im Stande ſeyn würde, während welcher Zeit die würtembergiſche Infanterie vielleicht hätte Gelegenheit finden können, die Batterie vom Untergang zu retten. Doch kaum ſetzte ſich die preußiſche Reiterei in Trab, als das weſtphäliſche Chevauxlegersregiment ausriß, wodurch die Batterie, welche mit ihren ermüdeten, zum Theil verwundeten Pferden unmöglich folgen konnte, dem Feinde in die Hände fiel. Sie beſtand aus zwei ſiebenpfündigen Haubitzen und drey ſechspfünder Kanonen. Die reitenden Kanoniere ſammelten ſich um ihre Offiziere, und ſchlugen ſich auf der am ſchwächſten beſetzten Seite nicht ohne einigen Verluſt durch. — Die Beſpannung des Geſchützes nebſt den Trainſoldaten und fahrenden Kanonieren (etwa 25 Mann) geriethen dadurch in Gefangenſchaft. Die Munitionswaaen, nebſt einem demontirten Geſchütze, wurden gleich zu Anfang des Treffens nach Düben zurückgeſchickt. —

Nur durch unmilitäriſche Mißhandlung der gefangenen Kanoniers gelang es den preußiſchen Huſaren, ei-

uige derſelben zu zwingen, ihre Geſchütze umzudrehen, und einige Schüſſe ins Blaue zu thun, welche natürlicher Weiſe keinen Schaden anrichteten. — Dieß waren die mörderiſchen Salven, wie Herr Venturini ſie zu nennen beliebt. Wie wenig unterrichtet Herr Venturini von dem Hergange dieſes Treffens ſeyn mußte, geht daraus hervor, daß er ſagt: „Die würtembergiſche Artilleriebrigade „habe den fliehenden Unterdrückern mehrere „mörderiſche Salven nachgeſandt.“ Dieſe fliehenden Unterdrücker waren aber keine andern als ihre eigenen Landsleute, nämlich die würtembergiſche Infanterie, welche ſich geordnet, langſam, und zu ihrer eigenen Verwunderung unangefochten zurückzog, da ſich die Franzoſen ſchon früher aus dem Staube gemacht hatten, und kein einziger derſelben weit und breit zu ſehen war. —

Dieß iſt die treue Erzählung des Treffens bei Wartenburg, welchem der Verfaſſer dieſes Aufſatzes von Anfang bis zu Ende beigewohnt hat, und das durch Herrn Venturini auf eine Art beſchrieben wurde, welche jedem denkenden Leſer über ſeine Unparteilichkeit die Augen öffnen wird. —

Wir können uns nicht enthalten, hier noch einige auf dieſes Treffen Bezug habende Erörterungen anzuhängen, aus welchen eines Theils hervorgeht, daß Herr Venturini nicht einmal mit der geographiſchen Lage Wartenburgs bekannt iſt, andern Theils aber, wie wenig man ſich auf ſeine Angaben veranlaſſen könne, wofern es nur darauf ankommt, einen Sieg ſeiner Partey recht glänzend herauszuheben. Dieſe Eigenſchaft, welche etwa ein Advokat, nicht aber der Verfaſſer einer Kriegsgeſchichte haben darf, läßt Herrn Venturini vergeſſen, daß es bei der Beſchreibung glänzender Waffenthaten hauptſächlich auf Unparteilichkeit ankommt, um in den Augen der Leſer nicht allen Glauben zu verlieren. — Überdieß iſt es unklug, dem Feinde alle guten Eigenſchaften abzuſprechen; denn gegen einen ſolchen Feind iſt der Sieg wahrlich keine Ehre. —

Seite 411 ſagt Herr Venturini: „der Prinz von „Mecklenburg attakirte daher raſch bei Bleddin, während „Horns Diviſion über die Dämme gegen Wartenburg in „des Feindes rechte Flanke ſtürmt.“ — Die würtembergiſche Diviſion ſtand, wie Herr Venturini ſelbſt angibt, in Bleddin. Auf derſelben Fronte links von Bleddin ſtand die Diviſion Morand in Wartenburg. Die Diviſion Horn attakirte daher offenbar in die feindliche linke Flan-

ke, und nicht in die rechte, wie Herr V
rini erzählt.

Ferner sagt Herr Venturini auf derselben Seit
„drei Divisionen des vierten französischen Armeekor
„am Tage des Treffens bei Wartenburg vollzäh
„18,000 Mann stark gewesen." — Gleichwohl fi
einige Seiten weiter vorne (pag. 406), wo er die
der französischen Korps nennt, an, „das Korps d
„neral Bertrand, nämlich das vierte K
„sey nach französischen Berichten zu A
„des Oktobers 14,000 Mann stark gew
Woher sollte nun in der damaligen Lage dieses K
nen Zuwachs von 4000 Mann erhalten haben?! –

Aus diesen und ähnlichen unrichtigen Beschrei
geht das emsige Bestreben des Verfassers der Befr
kriege hervor, den Ruhm seiner Clienten auf Kos
Wahrheit zu erhöhen, wofür ihm diese übrigens sc
Dank wissen werden, da sie, eigenen Gehaltes vo
cher Kunstgriffe nicht bedürfen.

L.

von !
W. A. Haup

VI.

Kurze Theorie

der

Situationszeichnung.

Die Deutlichkeit in der bildlichen Darstellung eines Feldes durch Projektion erfordert, daß alle Erhabenheiten und Vertiefungen nur mit den an ihnen selbst befindlichen Verschiedenheiten, unter übrigens gleichen Umständen, angezeigt werden. Keinem der horizontal projizirten Punkte darf daher durch einen vorliegenden andern das direkte Licht entzogen seyn; es folgt, daß dieses vertikal von oben auf den horizontalen Projektionsplan, parallel unter sich und mit der Direktrice der Projektion anzunehmen sey. Schatten findet daher auf der sichtbaren Oberfläche nicht Statt; die verschiedenen Neigungswinkel der Flächen aber gegen das Licht müssen aus physischen Gründen verschiedene Grade der Erleuchtung erzeugen, deren richtige Darstellung, wenn sie rein ist von aller Beimischung wirklichen Schattens, von der horizontalen Projektion auf die vertikale schließen läßt. Von der wagrechten Ebene, welche die hellste ist, bis zur vertikalen wird die Beleuchtung trüber, bis sie mit der vertikalen zugleich verschwindet.

Vermöge genauen Nivellements und Anzeige der Coten des Terrains, in gehörigen Distanzen, auf einem Vergleichungsplan, den man nach Belieben durch den höchsten oder niedrigsten Punkt gehend annehmen kann, ist man im Stande alle Punkte, welche gleiche Höhe haben, durch Linien mit einander zu verbinden, die stets in der Oberfläche des Terrains liegen müssen, wodurch krumme in sich selbst zurückkehrende Linien entstehen. Es ist dieß dasselbe, wie wenn man sich von der Vergleichungsebene an, in bestimmten Zwischenräumen, parallele horizontale Durchschnittsplane denken wollte, die als irregu-

läre Flächen, und deren Grenzen als Curven, auf dem Vergleichungsplan ſich projiciren. Wo die Seitenflächen einer Erhöhung oder Vertiefung ſteiler ſind, da werden nothwendig die projicirten Grenzen der Durchſchnittsflächen näher an einander fallen, bei vertikaler Lage jene in einander, und endlich, wo die Gegenſtände überhängen, werden die oberen Durchſchnittsflächen die unteren mit ihren Grenzen ganz oder zum Theil verdecken. Hierbei müſſen Schneidungen der projicirten Grenzen vorkommen. Auch wo ſie ganz oder zum Theil verdeckt ſind, iſt es nöthig, ſie anzugeben, weil man ihrer, wie aus dem folgenden erhellet, als Hülfslinien bedarf. Denn auf dieſe Curven ſtellt man ſenkrecht Normalen, die bei der Annäherung an die nächſtfolgenden in Normalen dieſer übergehen müſſen. Hierdurch können ſie nach Umſtänden gerade oder verſchiedentlich gekrümmt ausfallen, je nachdem die Curven parallel ſind oder nicht. Treffen nun von ihnen welche wieder eine Curve, ohne ſenkrecht darauf zu ſtehen, ſo kann man ſicher auf einen Überhang ſchließen, weil ſie alsdann nur an einer verdeckten entſprungen ſeyn können, und nicht an der, von welcher ſie ſcheinbar ausgehen.

Da nun das Licht ſenkrecht von oben auf jeden Punkt angenommen wird, die horizontale Fläche die hellſte iſt, die ſchräge aber ſich verhältnißmäßig verdunkelt, und bei völlig ſenkrechter Lage gegen den Projektionsplan verſchwindet, ſo müſſen in Folge dieſes die Normalen, mit der Annäherung der Curven an einander, verhältnißmäßig ſtärker werden, alſo ebenfalls an einander rücken, und verſchwinden, ſobald jene in einander fallen. Dieſe, welche nur dazu dienten, die Normalen richtig zu verzeichnen, läßt man nun gänzlich verſchwinden; alsdann werden die letzteren als Linken des ſtärkſten Falls ſtehen bleiben, und durch ihre Stärke und Annäherung gegen einander, von deren gehörigem Verhältniß Andere das Nöthige geſagt haben, die Stärke des Falles an jeder Stelle anzeigen.

Manches kann man nach dem jedesmaligen Zweck willkührlich annehmen, und dadurch die Deutlichkeit erhöhen, als: gleichartige oder ungleichartige Striche für beſtimmte Grade der Neigungswinkel u. dgl. Nur Inconſequenzen ſollten nicht geſtattet ſeyn, daß man z. B. Gegenſtände vertikal auf den horizontalen Plan projicirt, wie noch mit Wäldern ſehr häufig geſchieht, oder an Wegen und Ufern, ohne Zweck, Schatten anbringt, der doch einmal im Allgemeinen nicht zuläſſig iſt.

Es laſſen ſich leicht für dieſen Gegenſtand Modele aus Holz- oder Marmorplatten von gleicher Dicke verfertigen, die man auf einander heftet, und dann äußerlich in Geſtalt von Bergen bearbeitet. Aus einander genommen können ſie als krumme Lineale dienen, um die Curven zu verzeichnen, oder die verzeichneten zu berichtigen. Doch iſt dieſe Art von Modelen kaum nöthig, da die Sache auch ohne ſie leicht begriffen wird.

B.

VII.

Literatur.

1) Taschenbuch für Ingenieurs und Artilleristen, welches die nöthigsten Maße, Formeln und Notizen enthält. Zunächst für den Feldgebrauch. Vom königl. preuß. General-Major von Hoyer. Mit 3 Kupfern. Berlin 1818. In der Realschulbuchhandlung. 158 S. kl. 8.

Um auf den innern Werth und die Brauchbarkeit dieses gemeinnützigen Unternehmens aufmerksam zu machen, bedürfte es weiter nichts, als den Namen des Verfassers zu nennen, da dieser jedem Käufer dafür bürgt, hier keine der jetzt leider in allen wissenschaftlichen Zweigen nur zu gewöhnlichen Spekulations-Compilationen zu finden. Allein um seine jüngern, mit der militärischen Literatur noch weniger vertrauten Kameraden mit dem reichen Schatz der darin gesammelten Notizen bekannt zu machen, hält Referent eine kurze nähere Anzeige nicht für ein überflüssiges Beginnen. Möge der Verfasser zugleich diese wenigen Zeilen als einen kleinen Beweis der innigsten Achtung aufnehmen, von welcher Referent fortwährend gegen denselben durchdrungen ist, und sich dabey eines frühern Waffengefährten erinnern, der in der Jugend frohen Tagen so glücklich war denselben persönlich zu kennen.

Es würde vergebene Mühe seyn zu versuchen, etwas Zweckmäßigeres über das Bedürfniß eines solchen Taschenbuches sagen zu wollen, als der Verfasser selbst sich über diesen Gegenstand eben so wahr als richtig in der Vorrede ausdrückt: „Selbst bei der genauesten Bekanntschaft mit den Wissenschaften des Ingenieurs und Artilleristen kann man der Tafeln und Formeln nicht entbehren: theils um sich öfters weitläufige Rechnungen zu ersparen, wozu es im Felde gewöhnlich an Zeit und Ruhe fehlt, theils um sich bei vorkommenden Fällen schnell zu helfen, und dem treulosen Gedächtniß zu Hülfe zu kommen."

Die Offiziers beider Truppenarten werden hier in zweckmäßig geordneter gedrängter Kürze, fast Alles

finden, was ihnen im Felde in Fällen, wo das Nachschlagen größerer Werke durch Umstände unmöglich gemacht wird, unentbehrlich ist, und der Verfasser hat die Anlage des Plans zu diesem Taschenbuch so vortheilhaft gewählt, daß die vier verschiedenen Abschnitte, worin er seine gesammelten Nachrichten abtheilt, jeder einzeln gebunden nur sehr wenig Raum in dem Taschenbuche eines Offiziers einnehmen werden, während die übrigen für den Augenblick nicht benöthigten Abtheilungen leicht im Mantelsack untergebracht werden können. Obwohl der Verfasser bei der Bearbeitung dieses Taschenbuches zunächst auf die königl. preuß. Armee Rücksicht genommen, so glaubt doch Referent solches auch mit Recht den betreffenden Offizieren der kaiserl. östr. Armee anempfehlen zu dürfen, zumal wenn man sich dasselbe mit Papier durchschießen läßt, wo dann jeder die nöthigen Abänderungen sehr leicht selbst einschalten kann.

In der ersten Abtheilung, mathematische Notizen, findet man: die nach dem k. preuß. Ingenieur-Reglement für die verschiedenen Zeichnungen festgesetzten Maßstäbe; die Vergleichung von sechs und zwanzig verschiedenen Fußmaßen nach Pariser Linien, nebst dem Verhältniß der neu französischen Metres zum alt französischen, rheinländischen, englischen, und russischen Maß; die Quadrate und Würfel der Zahlen von 1 bis 1000; die Verwandlung des Duodezimalmaßes in Dezimal; eine Vergleichung der Meilen sowohl in Bezug eines Grades des Äquators als auch ihrer Länge in französischen Toisen; eine Vergleichung der verschiedenen Gewichte; die eigenthümliche Schwere verschiedener Körper; die erforderlichen Formeln für die Berechnung der Dreiecke und der Körper; die nothwendigen Angaben und Formeln zu den Höhenmessungen durch den Barometer; die Höhe des scheinbaren Horizontes über den wahren, mit Berücksichtigung der Strahlenbrechung auf der Erde bei einer Weite von 25 bis 3000 Ruthen; die Geschwindigkeit des Schalles nach den hierüber angestellten Versuchen; die verschiedenen gemachten Beobachtungen über die Länge des Sekundenpenduls in Pariser Linien.

Die zweite Abtheilung enthält: die Angaben worauf vorzüglich bei Untersuchung des Terrains für den Marsch der Truppen, Unterbringung derselben in Quartiere oder Lager, und bei defensiven Stellungen und Posten zu achten. Bei den vorzüglich ausgebreiteten Kenntnissen des Verfassers muß man beklagen, daß derselbe nicht seine vielfachen Erfahrungen und Einsichten im

Gebiethe der Terrainkenntniß mitgetheilt hat. Da bei den übrigens eben so schätzbaren als interessanten — Angaben für die Verpflegung das für die k. preuß. Armee bestehende System zum Grunde gelegt ist, so dürfte hier besonders der Fall eintreten, um von dem durchschossenen Papier Gebrauch zu machen. Dagegen sind die für das Brückenschlagen über schmale und tiefe Graben, breitere Flüsse und Überschwemmungen gegebenen Regeln, so wie das, was von den Floß-, Schiff-, Pontons-Brücken, über die Eintheilung der Arbeiter, und die fliegenden Brücken gesagt wird, äußerst gemeinnützig.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit den Feldverschanzungen und Belagerungsarbeiten. Man findet hier allgemein brauchbare Regeln, für den Aufriß und die Profile der Feldverschanzungen; Angaben für die Erd- und Rasenarbeit; Fertigung der Faschinen, Schanzkörbe, Hürden, Pfähle, Pallisaden, Tambours, Reduits, Sturmpfähle, Sandsäcke; so wie was bei den Schießlöchern und Schießscharten, Wolfsgruben, Verhacken, Blockhäusern, Gatterthoren, Flatterminen und Bombenlöchern zu beobachten kommt. Mit gleicher Sachkenntniß ist unter dem Artikel Belagerungsarbeiten eine Sammlung schätzbarer Nachrichten über die bei Eröffnung der Laufgräben in Bereitschaft seyn sollenden Materialien, die erforderlichen Angaben für Parallelen, Sapen, Logements und Couronnements, zum Übergang über den Graben, für die Abschnitte sowohl in den Ravelins als in den Bollwerken. Der Mineur findet unter dem, diesen Abschnitt schließenden Artikel Minen die nöthigen Angaben und Maße der Gallerien und Minenhölzer auf 1 Ruthe Länge zu den Minenarbeiten, das Laden der Minen ꝛc., Sprengen der Brücken, Futtermauern, Gebäude, Thürme ꝛc.

Der vierte und letzte Abschnitt endlich umfaßt aus der Artillerie die nöthigen Nachrichten und zwar: den Durchmesser der preußischen, östreichischen, sächsischen, französischen und englischen Kugeln in rheinl. Zollen, bei den verschiedenen Geschützarten; den Spielraum des preußischen Geschützes, so wie der östreichischen, sächsischen und französischen Kanonen. Eine Vergleichung des Unterschiedes des hintern und vordern Halbmessers der preußischen, französischen und sächsischen Kanonen zum Behuf des richtigen Abkommens beym Richten der Demontir- und Breschbatterien in rheinl. Zollen. Eine Tabelle der Schußweiten des preußischen Feldgeschützes und der Haubitzen, des französischen, sächsischen und östreichischen Geschützes; das Gewicht des preußischen, französischen, sächsischen, östreichischen, englischen und dänischen Geschützes; die Länge der

preußischen, französischen, sächsischen und östreichischen verschiedenen Gattungen von Laffettenwänden; eine Tabelle über das Eindringen der Kugeln; Bemerkungen über das Breschesschießen, über die Wirkung der Granaten und der Kartätschenschüsse, über den Batteriebau, deren Magazine; Tabellen zu Berechnung der Kugelhaufen ꝛc. — Hierauf folgen Aphorismen über den Gebrauch des Geschützes, Regeln für die Zubereitung der Kunstfeuer, und sehr schätzbare Bemerkungen über das Bombenwerfen.

Tielke.

5) Militärisch politische Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates. Von J. B. Schels, kaiserl. östr. Hauptmanne. 1. Band. — Wien, 1819. Im Verlage von J. G. Heubner. 475 S. gr. 8. 4 fl. 30 kr. Banknoten.

Wenn die vielfältige Mühe des Quellenstudiums, wenn die Unsicherheit des Erfolges auf selbst zu schaffender Bahn vielleicht schon manchen Geschichtsforscher von dem Versuche zurückhielten, die Geschichte seines Vaterlandes in militärisch-politischer Beziehung aufzufassen und darzustellen, so müssen wir sehr erfreut seyn, endlich einen Mann diesen eigenen Weg sich vorzeichnen zu sehen. Wir sind es um so mehr, als wir aus dem vorliegenden ersten Bande, der kaum die Presse verlassen, die Überzeugung schöpfen, daß der Verfasser den einmal betretenen Weg auch fernerhin zu gehen wissen werde. —

Wenn die politischen Verhältnisse der Staaten, bei vorausgesetztem Gleichmaße der Stärke, zeitweise durch das geistige Übergewicht des einen oder des anderen bedingt werden, so liegt dagegen in den Eigenheiten der Völkerstämme, und des Bodens, den sie bewohnen, eine fortwirkende Bestimmungsursache ihrer Politik, und man könnte diese Politik die beständige nennen, während die von außen erzwungene den Karakter der flüchtigen Zeit trägt.

Das Bild eines Volkes, oder eines Völkervereins in demselben Staate, uns auf eine Art zu geben, daß wir enträthseln können, die Gründe ihrer geschichtlichen Epochen, und dem Auge des Denkers in den natürlichen Verschiedenheiten, die sie bezeichnen, auch die nothwendigen Bedingungen ihrer jederzeitigen Tendenz enthüllet sind, — ein soches Bild mag eines ernsten Anblickes würdig seyn. Die politische Geschichte soll es entwerfen. — Aber in gegenseitiger Verkettung stehen Wille und Kraft,

Politik und Waffenmacht. — „Un système politique, qui „n'est point appuyé par les opérations militaires, est com„me un corps privé de l'usage des nerfs," ſagt der Marſchall von Noailles; eine politiſche Geſchichte, die nicht zugleich eine militäriſche iſt, dünkt mir eine halbe Arbeit.

Vor Allem aber müſſen die Grundlagen des Baues gelegt, und die Leſer mit den Völkern und dem Lande bekannt gemacht werden, über die ſie denken ſollen. Denn mit dem Steigen der Kultur, mit dem Schwinden der Zeit verlieren die Nationen das ſcharfe Gepräge, das ſie auszeichnet; ſie verrinnen in einander, und wie die geiſtigen Verſchiedenheiten ſich ausgleichen, ſo geht auch über dem Namen des Ganzen der des Theiles verloren. — Umgekehrt ſo die Länder, Auf den Boden geheftet, auf dem er lebt, fällt es dem rohen Naturmenſchen nicht ein, das Gebirge oder den Strom zu Länderſcheiden zu gebrauchen; oder, aus Luſt und Noth von Weide zu Weide ziehend, gilt ihm der Fleck, den er heute errang, und morgen verläßt, zu gering, daß er ihn näher beſtimme. Die Welt für den Tummelplatz ſeiner Roſſe und für des Starken Eigenthum anſehend, ſchweift der Nomade über Berg und Thal, und ohne bleibende Wohnſtätte zeichnet auch nur die wechſelnde Ausdehnung der Macht zwiſchen Boden und Boden die Gränze. — Anders in den Zeiten der Kultur. Der Menſch hat Gottes freie Erde getheilt, das Mein und Dein auch auf den Boden bleibend bezogen, und aus dem Streben, das einzelne Beſitzthum zu ſichern, oder aus der Unthunlichkeit, ſich weiter auszudehnen, erwächſt die genaue Beſtimmung der Gränzen der Herrſchaft des einen und der anderen Stämme.

Der politiſche Geſchichtſchreiber unterſcheide daher ſcharf die Karaktere der Völker, die einen Staat bilden, und weiſe die Gränzen ihrer Wohnſitze mit möglichſter Genauigkeit nach. Aus allen Jahrhunderten müſſen die Farben zu ſeinem Gemälde zuſammengetragen ſeyn. —

Dieſem Plane ſcheint der Verfaſſer des vorliegenden Werkes folgen zu wollen. Er beginnt mit der Urgeſchichte der mannigfaltigen Völker des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates. Verrannen in die unbeſtimmten Namen, hinter welche die Griechen ihre Unbekanntſchaft mit den Völkern des Nordens zu verſtecken pflegten, — zuſammengefaßt in eingebildete Theile, denen kein deutliches Bild entſprach, und durch welche die Gelehrten jener Zeit ſich das Studium der Geſchichte und

Geographie bequemer machten, wogen die verſchiedenen Nationen in den Ländern umher, die heutigen Tages den Kaiſerſtaat bilden. Nur ſparſam ſind die Materialien zur Bearbeitung ihrer Geſchichte. Der Verfaſſer macht uns in der Einleitung aber nicht nur allein auf das Unzureichende, ſondern auch auf die Unſtatthaftigkeit der Quellen aufmerkſam, die uns in die älteſten Zeiten zurückführen. Er entwirft dann in allgemeinen Zügen die vaterländiſche Geſchichte bis auf Rudolph von Habsburg, und gewährt uns ſolcher Geſtalt einen Überblick der erſten vier Zeitperioden, die er in eben ſo viel Bänden ſeines Werkes bearbeiten will.

So lange die Exiſtenz eines Volkes nur in der Geſchichte der Nachbarvölker aufgefunden werden kann, iſt es nothwendig, den Gang dieſer zu beobachten. Der Verfaſſer läßt uns daher im erſten Abſchnitte (von der Urzeit bis ungefähr 600 Jahre vor Chr. G.) an den einfachen Schickſalen des alten Griechenlands und des kaum gegründeten Roms verweilen. Aber er thut es nur, um auf die Stämme hinzuweiſen, die entweder aus dem einen kommend, und mit dem anderen kämpfend, oder beiden fremd und beiden feindlich, den Boden mehrerer heutiger Provinzen Öſtreichs damals ſchon merkwürdig machten. Ich nenne nur die Illyrier im heutigen Dalmatien, in dem Küſtenlande und Iſtrien; die Päonier in einem Theile des jetzigen Ungerns.

Die Celten, als einer jener großen Hauptſtämme des Menſchengeſchlechtes, der, vielleicht vom Kaukaſus kommend, ſich bald über ganz Europa verbreitete, füllen den zweiten Abſchnitt. Der Verfaſſer zeigt uns die verſchiedenartigen Zweige dieſes Volkes, deren veränderte Namen bald die Veranlaſſung zu der Verwirrung gaben, die in der Welt der Meinungen über den Urſprung und die Wohnſitze der älteſten bekannten Völker herrſchend ward. Er thut uns dar, daß der Hyperboräer am Iſter wie der Gallier an der Sequana, der Caledonier in den Hochgebirgen Britanniens wie der Galater am Pontus, Äſte desſelben Völkerſtammes der Celten ſind. Er macht uns weiter mit den Hauptſitzen der rein erhaltenen Zweige, mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihrem natürlichen und gekünſtelten Äußeren, mit ihrer Religion und Gottesdienſt, mit Regierungsform und Ständeunterſchied, endlich mit ihren Kriegsgebräuchen und ihrer Fechtart bekannt. Was ſie liebten, und wie ſie lebten, ihre Tugenden und ihre Fehler, vollenden das treue,

ohne Vorliebe und ohne Vorurtheil, lebendig ausgeführte Gemälde. — Was die Geſchichte nicht ſagen kann, läßt die Mythe ahnen. Indem uns der Verfaſſer in beide einführt, rundet ſich die Vorzeit zum organiſchen Ganzen. —

War eine Skizze der älteſten Geſchichte nothwendig, ſo bedingt dieſe weiters einen entſprechenden Abriß der Länder, eine Skizze der älteſten Geographie. Dieſe wird im dritten Abſchnitt entworfen.

Um uns gleichſam auf ſie hinzuführen, ſchickt der Verfaſſer die Erzählung der großen Auswanderung celtiſcher Stämme aus Gallien, die ſich zu Ende des ſechsten Jahrhunderts v. Chr. G. begab, voraus. Die Stromgebiete der Donau, der Weſer und der Elbe, ſo wie die nördliche Hälfte Italiens, und ſelbſt Liburniens Küſten werden von ihnen überſchwemmt, und aus dem eroberten Boden erwächſt in dem neuen Geſchlechte ein Schrecken der ſüdlichen Staaten.

Nun entwickelt der Verfaſſer den Urſprung der Geographie. — Krieg und Handel bahnen die Wege durch Wald und Wüſte, über Berg und Meer; ſie beſtimmen die Stadt oder den Hafen als Ziel ihres Strebens. Mit der Ausdehnung der Kriegszüge oder des Handels vermehren ſich die geographiſchen Kenntniſſe, und dieſe erleichtern gegenſeitig die Ausführung jener. Der Verfaſſer zeigt uns das Fortſchreiten dieſer Kenntniſſe. Er führt uns in die Zeit zurück, wo Anaximander von Milet der Erſte ein Bild der Gegend entwarf, bis ſieben Jahrhunderte ſpäter Ptolemäus die ſtereographiſche Projektion erfand, die Mathematik zur Grundlage nahm, und ſo, mit Hilfe der praktiſchen Vorarbeiten, ein geographiſches Syſtem erbaute. — Nach angegebenen Quellen geht der Verfaſſer zur Beſchreibung der Länder des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates nach den Anſichten der Alten über, und ſchließt mit einigen Andeutungen über die Abſtammung und Verbreitung der ſlaviſchen Völker in den öſtreichiſchen Ländern. Möglichſte Sorgfalt in Sichtung der Quellen, und Beſtimmtheit der Bezeichnungen geben dieſem ſchwierigen Abſchnitte einen vorzüglichen Werth.

Nachdem wir den Schauplatz durchwandert haben, ſo können wir zur Geſchichte wiederkehren. Der vierte Abſchnitt (Zeitraum von 678 bis 240 v. Ch. G.) gibt uns in den Kriegen der Geten und mehrerer ſcythiſcher

Völkerſtämme gegen Perſien, in den Kämpfen der Illyrier gegen Macedoniens Könige, gegen die Freiſtaaten Griechenlands, ſo wie in der Beſiegung von Epirus, und in ihren Raubzügen zur See, einen Anblick von kühner ungebändigter Kraft, vom rohen Wohlgefallen am Kriege, von Sucht nach Raub und nach Gefahr, mitunter auch von Treuloſigkeit und Wankelmuth. — Dasſelbe Schauſpiel finden wir in Italien; nur hat hier der Haß den Feind beſtändiger bezeichnet. Rom, dieſe junge Löwinn, und Roma's Bundsgenoſſen ſind das Ziel der celtiſchen Streitluſt. Cluſium wird belagert, an der Allia geſchlagen, und Rom erobert. Nicht die wiederholten Niederlagen, nicht die wachſende Übergewalt der Republik mindern die Sucht nach Kampf. Der Weg nach Rom wird zu verſchiedenen Malen, obwohl vergeblich, betreten; nur Waffenſtillſtände ſind die Friedensſchlüſſe, und als die Legionen der Siebenhügelſtadt die Länder der ſetoniſchen Gallier unterwerfen, verläßt dieſer celtiſche Stamm den über dreihundert Jahre beſeſſenen Boden, und zieht über die Alpen, um ſich im Oſten ein neues Vaterland zu ſuchen, was er in Noricum, Carnien, Pannonien u. ſ. w. findet. — Nun gehen die Züge nach Griechenland an, das zwar durch Muth und Einheit den fürchterlichen Feind zurückwirft, viele ſeiner ſchönſten Provinzen aber vor Verwüſtung und Plünderung nicht retten kann. — Selbſt nach Klein-Aſien ſetzen die Celten über, ſchweifen lange, ein Schrecken der handeltreibenden Völkerſchaften, umher, bis ſie im Pontus Galatien gründen, nun für Roms Sache gegen Mithridates fechten, und endlich von dem neu gegründeten Kaiſerſtaate verſchlungen werden. —

Dieſer Abſchnitt führt zugleich erhebende Bilder aus Griechenlands und Roms ſchöneren Zeiten an uns vorüber, die erſt dann endeten, als das eine, damals durch Einheit ſtark, nun durch Trennung zerfiel, das andere aber ſein Glück und ſeine Größe nicht mehr in der Bruſt der Bürger, ſondern in weitem Beſitzthume, in allmächtiger Herrſchaft zu ſuchen begann.

Aber nicht einem einzelnen celtiſchen Stamme iſt der Haß gegen Rom eigen; alle übrigen theilen ihn. Dieß zeigt uns der fünfte Abſchnitt (Zeitraum 240 — 200 v. Ch. G.). Die Celten erfechten manchen Sieg, und vernichten manche Legion der Weltbezwinger, ehe ſie dem Römer Marcellus erliegen. — Die Illyrier beſtehen einen verwegenen Kampf; aber ihre unentſchloſſene Königinn wird beſiegt, und ein römiſcher Statthalter herrſchet

im Lande. — Die punischen Kriege sind den Celten erwünschte Ereignisse. Schon im ersten hatten sie mit Karthago unterhandelt, und Söldner gestellt; als Hannibal im zweiten die Pyrenäen übersteigt, steht ganz Ober-Italien zu seinen Gunsten auf; der Prätor Manlius wird bei Mutina geschlagen; Tausende erklettern mit dem Sohne Hamilkars die Alpen, siegen mit ihm am Tessino, an der Trebia, am See Trasimene und bei Cannä, vernichten den Konsul L. Postumius im litanischen Walde, und führen den Krieg noch fort, als schon die Schlacht bei Zama geschlagen war, und Karthago's Abgesandte vor dem stolzen Römer flehend sich beugten. — Die Verhältnisse Roms zu dem östlichen Europa wirken entscheidend, zunächst auf Illyrien, das dem rechtmäßigen Herrscher wieder anheim gegeben war, und späterhin auf den ganzen Südosten der östreichischen Länder.

In dem sechsten Abschnitte (Zeitraum 200—100 v. Chr. G.) finden wir die Kriege der Römer gegen Macedonien, und den Sturz dieses Reiches. Die fortgesetzten Raubzüge der Illyrier, ihre Verbindung mit den unglücklichen Macedoniern, haben die Gefangennehmung ihres Königs Gentius, die Eroberung des Landes, und die Verwandlung desselben in eine römische Provinz zur Folge. Aber die Römer vertauschen den Feind nur. Die Feldzüge gegen die Dalmaten beginnen.

Die aus dem Vaterlande gejagten Insubrier, und die empörten Celten in Ober-Italien erheben im Jahre 200 wieder die Waffen. Nur nach vielen Kämpfen gewinnt der krieggeübte Römer den entscheidenden Sieg, und nun ziehen auch die Bojer aus Italien weg, in das der römischen Herrschaft noch nicht unterworfene Pannonien.

Aber jedem erschlagenen Celten steht ein neuer Rächer auf. Die Kriege in Insubrien, Ligurien und Istrien nehmen kein Ende; sogar aus Noricum brechen Haufen heraus, und werden nur mit Mühe zurückgetrieben. Während die Römer in Gallien eindringen, müssen sie Legionen gegen die östlichen Alpenbewohner senden. Die Scordisker an der Save schlagen den Konsul Porcius Cato, und kämpfen lange heldenmüthig gegen die Weltbeherrscherinn, bis sie, gleich den aus den alten Wohnplätzen an der Donau in die Gebirge Daciens gezogenen Geten, ihr endlich erliegen.

Indessen hatten sich aus Norddeutschland die unter dem Namen der Cimbrer und Teutonen bekannten Völkerhaufen herabgedrängt. Ihre fürchterliche Masse wälzt sich gegen das römische Gebiet, und droht, es zu

begraben. Wie die Lawine wächst ihre Größe und Gewalt, je weiter sie ziehen; denn die Ambronen, die Tiguriner, die Tectosagen, und viele Celtenstämme schließen sich drohend an sie. Schrecken erfaßt den Römer auf seinem Kapitol; seine Konsuln, seine Prätoren sind geschlagen; die Legionen vernichtet; — in allen Theilen des Reichs ist die Fahne des Aufruhrs sich zu erheben bereit. Aber jene gewaltige Macht beginnt sich selbst durch Theilung zu besiegen. Gallien wird von ihr überschwemmt, in Spanien eingebrochen, und Italien bekriegt. Da gelingt es dem kühnen Marius das Vaterland zu retten. Von den Feldern bei Aquae Sextiae und Verona fliehen die Trümmer nach dem Rheine und Ister zurück. —

Dieß ist der Inhalt des ersten Bandes.

Mit unermüdetem Fleiße hat der Verfasser die Klassiker studieret. Mit unbestochenem Blicke ist er dem Gewirre der Meinungen prüfend gefolgt, und niemahls entfiel im Labyrinthe des Wissens und Träumens der Alten der leitende Faden seinen Händen. Die Anführung von Bruchstücken aus Letzteren, so wie die Benennung der Quellen, erhöhen den kritischen Werth des Buches, und haben außerdem noch den Nutzen, daß Jene vielleicht in manchem Leser die Lust zum näheren Studium der Koriphäen der Geschichte erwecken, während diese dem künftigen Schriftsteller der Mühe der Quellenaufsuchung für dieses Fach größten Theils überheben. —

Die nach dem unveränderlichen Zeitpunkte der Geburt Christi geordnete Chronologie hat eine Klarheit im Gebäude zur Folge, welcher diejenigen Werke entbehren müssen, die von den schwankenden oder weniger allgemein bekannten Epochen der Erschaffung der Welt, des Beginnes der Olympiaden, der Erbauung Roms u. s. w. ausgehen. Die regellose Freiheit in Bemessung der Zeitabstände verschwindet, und zum übereinstimmenden deutlichen Ganzen ordnen sich die Bruchstücke der Quellen. —

Die ernste, aber lebendige Sprache, die der Verfasser gleichmäßig beibehält, ist eine würdige Einkleidung der Begebenheiten aus dem Jugendalter der Welt.

Indem wir es für unsere Pflicht halten, Jedermann auf das vorliegende Werk aufmerksam zu machen, so glauben wir, daß es für Militärs aus dem besondern Grunde vorzüglich anwendbar sey, weil es ihnen mit der Geschichte des Vaterlandes zugleich den Überblick der welthistorischen Epochen überhaupt gewährt, den sie nur durch

längeres Studium größerer Werke, die ihnen oftmals nicht zu Gebothe stehen, sich erwerben könnten.

Zum Schlusse fügen wir noch den Wunsch bei, daß Berufsgeschäfte dem Verfasser hinlängliche Zeit gewähren mögen, uns das begonnene Werk bald vollendet in die Hände zu geben. — Wir zweifeln auch nicht, daß die vom Herrn Obristl. Emanuel von Renner entworfene, und vermög der erschienenen Ankündigung dem nächsten Bande beigefügte Übersichtskarte der östreichischen Länder unter den Römern den Forderungen entsprechen werde, die wir an Karten der alten Welt zu machen berechtiget sind.

P.

VIII.

Anekdoten und Karakterzüge.

Der Anfang der Blokade von Venedig im Spätjahre von 1813 war einem großen Theile der östreichischen Krieger ein neues Schauspiel. Staunend noch vom Anblicke der siegreich überstiegenen Alpen, und der schnell durchschrittenen, Gärten ähnlichen Ebenen Italiens, standen sie am Gestade eines Elements, an dem man seit mehr als vier Jahren die Fahnen des Doppeladlers nicht mehr wehen gesehen. Eine neue Art Krieg begann. Die Flügel des östreichischen Blokadekorps mußten so weit als möglich in die Lagunen vorgeschoben werden, um mit den brittischen Kampfgenossen in Verbindung zu kommen, und der blokirten Stadt die Verbindung und die Zufuhren von der Terra ferma abzuschneiden. Die schmalen Erddämme, welche hier an schiffbaren Kanälen und zwischen Lagunen sich sparsam hinzogen, reichten nicht hin, durch auf denselben ausgestellte Posten von Einschwärzung der Lebensmittel abzuhalten, besonders da der große Umfang der Blokade-Linie nur eine geringe Verwendung von Truppen auf den weniger wichtigen Punkten erlaubte. Man mußte Schifferkähne bemannen, und durch vielfältiges Patrulliren jeden solchen Versuch vereiteln. — Auf diese Art hatte eine Schaar von sechzig Mann des Infanterieregiments Reisky, gegenwärtig Mazzuchelli, die Strecke von dem einst berühmten Altino (Altinum) *) bis Porto grande, ungefähr drei Miglien (etwas über eine Stunde), zu bewachen. Natürlich konnte man nur die Hauptpunkte, wo mehrere Kanäle zusammenstießen, und vereint gegen die feindlichen Forts hinführten, mit eigenen Posten besetzen. Bei einem solchen Posten an einem Fischerhause, Casa rossa genannt, ereignete sich folgende Scene.

*) Den Namen dieser während der Völkerwanderung von den Hunnen unter Attila zerstörten Stadt, deren flüchtige Einwohner Venedig gründeten, führt gegenwärtig ein einziges Landhaus eines Venezianers. Man fand noch vor wenig Jahren Münzen des Alterthums allda.

Das dort ſtehende Piket von ſechs Mann errichtete für die Schildwache eine Art Bruſtwehre von Raſen, und legte auf dieſelbe einen durchbohrten Klotz, der zu einer Waſſerleitung beſtimmt geweſen ſeyn mochte. Um dieſem Klotze das Anſehen einer Kanone zu geben, wurde er mit einer gelblichten Erdfarbe überſtrichen. So wenig auch der Gebrauch einer Kanone auf jenem Punkte, der Örtlichkeit des Terrains wegen, zu vermuthen war, ſo hatte doch der Zweck der Beſtreichung des Hauptkanals, welcher von jenem Poſten gegen den im Fort Monte d'oro ſtehenden Feind hinführte, einige Wahrſcheinlichkeit für ſich, und vermochte die Gegner zu einem Angriffe auf die Caſa roſſa, ohne Zweifel um dieſe vermeinte Kanone zu demontiren, oder wohl gar zu erobern. — Mit Tagesanbruch erſchien, unter Begünſtigung eines dichten Nebels, auf ungefähr 200 Schritte eine Barke mit einer Kanone, und begann auf den Klotz zu ſpielen. Die überraſchte Mannſchaft deckte ſich durch die Bruſtwehre und die Mauern des Hauſes, und ſo war dann Infanterie und Artillerie im gleich wirkſamen Kampfe. Der Poſten zu Altino wollte Unterſtützung ſchicken; allein der Feind hatte für eine ſo wichtige Unternehmung gute Anſtalten gemacht und mit einem andern Schiffe, ebenfalls mit einer Kanone, einen Kanal beſetzt, der den Damm beſtrich, über welchen die Verſtärkung hätte paſſiren müſſen. So hatten ſich alſo die Angreifer ihre linke Flanke verſichert, welche durch Überſetzung eines Kanals hätte gefährdet werden können, und ſetzten ihre Beſchießung über eine halbe Stunde fort, ohne die vermeinte Kanone zur Erwiederung des Feuers zu bewegen. Sie glaubten dieſelbe wahrſcheinlich ſchon demontirt, und beorderten nun einen mit ungefähr zwanzig Mann auf dem Damm vorgerückten Offizier zur Beſtürmung des Poſtens. Mit langen Stangen verſehen, um damit über den ſchmälern Kanal zu voltigiren, welcher vor der Fronte der Angegriffenen lag, ſchlichen ſich dieſe im verbergenden Schilfe näher, den myſtiſchen Feuerſchlund unverwandt im Auge, mehr von ſeiner Losbrennung befürchtend, als von den Musketenkugeln, die ihnen entgegengeſchickt wurden. Endlich waren ſie nahe genug, um zu bemerken, daß die Mündung mehr auf den Hauptkanal gerichtet ſey; ſchnell und muthig überſetzten ſie nun den ſchmälern. Die fünf Ötreicher, einer war abgegangen, um den Vorfall zu melden, wichen vor dem viermal überlegenen Feind zurück. Allein kaum erblickten ſie ihren Offizier, der mit einer gleichen Zahl Verſtärkung nahte, ſo verfolgten ſie den Feind wieder, der zwar den Klotz von

seiner rühmlichen Stelle herabgeworfen, aber nicht mitgenommen hatte. Unter lautem Gelächter der Soldaten wurde er den abziehenden als Siegestrophäe angetragen. Allein diese waren zum Scherz nicht gestimmt: sie hatten vier schwer Verwundete, worunter sich ein Offizier befand.

Arragonien, besonders der an die Pyrenäen grenzende, und etwas von dieser Gebirgskette in sich schließende Theil, hatte im letzten Revolutionskriege, so wie alle andere Provinzen der Halbinsel, seine Parteigänger (Guerrilleros), die, wie bekannt, ohne geregelte Truppen zu befehligen, von der Regierung verliehene, militärische Würden bekleideten, und nebst diesen den schmeichelhaften Titel eines Kommandant-General dieses oder jenen Theiles einer Provinz führten. Der Oberste Don Miguel Sarasa, Führer von ungefähr 1800 Mann solcher Krieger, dessen patriotische Antwort voll Selbstverläugnung ich hier mittheilen will, war auch Einer dieser schätzbaren Vaterlandsvertheidiger. Seine Bewegungen waren verhältnißmäßig nicht minder wirkend, als jene eines Mina, Ballasteros oder Empecinado, die durch Gewandtheit, Terrainkenntniß, ausharrenden Muth und beispiellose Genügsamkeit die raublustigen Horden Napoleons unablässig in Flanken und Rücken beunruhigten, und sie zum Geständniß zwangen, daß Joseph Buonaparte sich nur so lange Beherrscher eines Flecken oder Stadt nennen könne, als der Punkt von französischen Truppen besetzet war.

Die Selbstständigkeit dieser Guerrilleros versetzte sie in mannigfaltige, oft unangenehme Lagen. Zu einer von diesen gehört auch Jene, die der erwähnte Oberste Sarasa erfuhr, und deren Mittheilung ich für wichtig genug hielt, um sie, wie sie in dem offiziellen Blatte: Diario de Mallorca, el 5. de Julio 1812, abgedruckt ist, aus dem Spanischen zu übersetzen.

Schreiben des französischen Festungskommandanten von Jaca an den königl. spanischen Obersten Don Miguel Sarasa.

Jaca, am 27. April 1812.

Das Gouvernement der Festung Jaca hat in Erfahrung gebracht: der sogenannte Oberste Sarasa habe einen Bürger dieser Stadt zu Yebra erschießen lassen, der sich

in Angelegenheiten eines seiner Mitbürger von hier entfernt hatte, und läßt ihn verständigen, daß man sich seiner Tochter versichert habe, um derselben gleiches Schicksal erfahren zu lassen, wenn Saraſa es wagen sollte, nochmalen eine ähnliche völkerrechtswidrige That zu verüben. Auch wurden, nebſt Ihr, noch vier seiner Freunde und Verwandten gefänglich eingezogen, um einzeln als gerechte Widervergeltung für jeden Bürger dieſer Stadt geopfert zu werden, der etwa Mord, Verſtümmlung oder ſonſtige Beſchädigung durch Saraſa's Veranlaſſung erleiden ſollte.

Schlüßlich ſoll er wiſſen, das Feſtungskommando werde das Nöthige veranlaſſen, daß der in Kriegsgefangenſchaft ſich befindliche Sohn Saraſa nach dieſer Stadt gebracht werde, wo er dann mit dem Strange hingerichtet werden wird, im Falle die Gräuelthaten ſeines unmenſchlichen Vaters noch länger währen ſollten.

Der Oberſte Corregidor dieſer Stadt wird gegenwärtigen Erlaß an den Saraſa zu befördern ſuchen.

Antwort des Oberſten Saraſa.

Gavin, am 29. April 1812.

Der Generalkommandant des Aufgebots von Arragon, der Oberſte Don Miguel Saraſa, ließ zu Debra einen aus Jaca gebürtigen franzöſiſchen Spion erſchießen, der die Kühnheit hatte, die Stellung und den Zuſtand ſeiner Truppen auszuſpähen, für welches Wagſtück er ſich durch Vorweiſung eines erdichteten Briefes hinlänglich geſichert glaubte. Der Oberſte folgte hier ganz nur dem Kriegsgebrauche, der in den franzöſiſchen, ſo wie in ſpaniſchen Armeen beobachtet wird, und zwar erſt dann, nachdem die That vollkommen erwieſen, vom Thäter eingeſtanden war, und als dieſer den Ausſpruch des über ihn gehaltenen Kriegsgerichtes ſelbſt als gerecht erkannt hatte. — Der, welcher ſich den Titel eines Gouverneurs von Jaca beilegt, droht in einem ämtlichen Erlaß: „vier ſchon in „gefänglicher Gewahrſamkeit gebrachte Freunde oder Ver„wandte Saraſa's, deſſen Tochter und endlich ſeinen in „Kriegsgefangenſchaft befindlichen Sohn durch den Strang „hinrichten zu laſſen, wenn ähnliche Gräuelthaten noch „ferner verübt werden ſollten.“ — Saraſa hat in dieſem Theil von Arragon Frankreichs Kriegern Beweiſe gegeben, daß er die milde edlere Art Krieg zu führen kennt. Dieſes können die 115 Kriegsgefangenen beſtätigen, die noch jetzt unter ſeinen Befehlen ſich in den Depots von

Katalonien befinden, und unter ihnen vorzüglich fünf Hauptleute, mit welchen er seinen Tisch getheilt, sie gekleidet, und mit Geld unterstützt hat. — Der General-Kommandant Saraſa kennt, als Solcher, keine Verwandte noch Freunde, hat keine Tochter noch Sohn in feindlicher Gefangenschaft, und ſieht mit Gleichgiltigkeit auf dieſe ohnmächtigen Drohungen herab. Saraſa hat, und wird ſich keinen Mord vorzuwerfen haben. Nur kriegsrechtlich beſtrafte er das Verbrechen. Aber rächen wird er, als Befehlshaber dieſes Theils von Arragon, an den erwähnten 115 Kriegsgefangenen jede gegen Wehrloſe verübte Grauſamkeit, und zwei von ihnen ſollen künftig dem Tode für jeden Einzelnen geopfert werden, der von den Seinen der franzöſiſchen Mordluſt fällt. — Übrigens gründet Saraſa ſeinen Ruhm und Stolz vorzugsweiſe auf die Unbilden, welche er von Frankreichs Kriegern erfahren hat, und kann ſein Ehrenwort verpfänden, daß er den Tag mit einem großen Feſte feiern wird, an welchem er erfahren ſollte, daß ſein unerſchütterliches, ſich immer gleichbleibendes patriotiſches Benehmen und reine Vaterlandsliebe ſeine Verwandte und Kinder unter das Schlachtmeſſer der barbariſchen Feinde gebracht hat. Freunde des Saraſa wird ihre hinterliſtige Politik nicht treffen, da ſie ſich keinen derſelben in ihren Klauen zu haben bewußt iſt.

Saraſa wird ſein Benehmen nicht ändern: denn er hat beſchloſſen, als ehrlicher Mann zu ſterben. Der Alcade von Bieſcas haftet mit ſeinem Leben für die richtige Einhändigung dieſer Erklärung an den Gouverneur der Feſtung Jaca.

* * * *

Der Geiſt der ſpaniſchen Nation jener Epoche athmet in dieſen Äußerungen des Oberſten Saraſa, und wenn ſie ſchon zum Theil die Ertödtung des Vatergefühls vorausſetzet, ſo wird doch dieſe enthuſiaſtiſche Sprache zu entſchuldigen ſeyn, da ſie aus ſo edler Quelle entſprang. — Wohl jenem Volke, das viele Männer in ſeiner Mitte zählt, die für Gefühle empfänglich ſind, welche ſich in ſolchen Kraftäußerungen ergießen. Es iſt eines beſſeren, — es iſt des glücklichſten Looſes würdig! —

Wie Nichtbefolgung der Befehle, Vernachläſſigung gehöriger Vorſicht, oft das Verderben ganzer Heere nach ſich ziehen, beweiſet folgende Geſchichte:

Ludwig VII. König von Frankreich, der mit Kaiſer Konrad den zweiten unglücklichen Kreuzzug (1142) führte

hatte am Macander das Heer der Türken geschlagen, und rückte nun gegen die Gebirge vor, die Pisidien von Phrygien scheiden. Nur enge Wege führten, über Felsen und an Abgründen hin, durch diese Gebirge. Das französische Heer war in zwei Theile getheilt. Jeden Theil befehligten täglich zwei andere Führer, welche die Befehle des Königs einholten. Jeden Abend wurde im Rathe beschlossen, wie weit und wohin das Heer am folgenden Tage marschiren, und wo es lagern sollte.

Eines Tages, wo man eine der höchsten Gebirgsreihen übersetzen sollte, wurde dem Vortrab der Befehl ertheilt, auf der Höhe des Gebirges das Heer zu erwarten, um am folgenden Tag, vereint in Schlachtordnung, in die Ebene hinabzusteigen. Gottfried von Rançon Herr von Tailleburg befehligte an diesem Tage den Vortrab, und trug die Oriflamme, oder Standarte des Königs. Er kam zeitlich an die ihm zum Übernachten bezeichnete Stelle; aber der Ort war rauh; die Soldaten fanden nichts als Gehölze, Schluchten und unwirthbare Felsen. Am Fuße des Gebirges zeigte sich dagegen ihrem Blick ein weites und bequemes Thal. — Der Tag war schön; die Truppen konnten ohne große Beschwerde noch mehrere Stunden marschiren. Der Graf von Maurienne, Bruder des Königs, die Königinn Eleonore und ihre Damen, die mit dem Vortrab zogen, drangen in Gottfried von Rançon, sie in die Ebene hinabzuführen. Er war schwach genug, ihren Bitten nachzugeben. Aber kaum war er im Thale angelangt, als die Türken der sich von ihm verlassenen Höhen bemächtigten, und sich daselbst in Schlachtordordnung stellten.

Indeß näherte sich die zweite Abtheilung des Heeres, bei der sich der König befand, in größter Sicherheit, ohne nur eine Gefahr zu ahnen. Die Truppen, welche sich zwischen Gehölz und Felsen zeigten, wurden für Franzosen gehalten, und mit Freudengeschrei begrüßt. Das Heer marschirte ohne alle Ordnung; die Tragthiere und Wägen waren zwischen den Schlachthaufen zerstreut, und die meisten Soldaten hatten ihre Waffen bei dem Gepäcke gelassen. Die Türken regten sich nicht, sondern erwarteten in größter Stille, bis das christliche Heer sich in den Engwegen verwickelt haben würde. Sobald dieses geschehen war, und sie sich des Sieges gewiß sahen, fingen sie an sich zu bewegen, und stürzten, das Schwert in der Faust, mit furchtbarem Geheul auf die unbewehrten Christen, die keine Zeit hatten, sich zu sammeln. Unbeschreiblich ward die Verwirrung im Heere. „Über uns", sagt ein Augen-

enge, „erhoben ſich Felſenwände bis in den Himmel: Un„ter uns ſenkten durch Gießbäche ausgehöhlte Thäler ſich bis „in den Abgrund der Hölle". — Die Kreuzfahrer waren auf einem Engweg zuſammengedrängt. Niemand konnte vorwärts noch rückwärts; einer riß den andern in den Abgrund. Die Feinde wälzten Felsſtücke von der Höhe des Gebirges, die mit Donnergetöſe herabrollten, und Alles, was ſie trafen, zerſchmetterten. Das Geſchrei der Verwundeten und Sterbenden vermiſchte ſich mit dem Gebrauſe der Berggewäſſer, dem Ziſchen der Pfeile, dem Wiehern der erſchreckten Pferde. In dieſem gräulichen Getümmel gaben die Obern keine Befehle; die Soldaten konnten weder fliehen, noch fechten. Die Tapferſten ſchloſſen ſich indeß um die Perſon des Königs, und drangen gegen die Höhe des Gebirges vor. Dreißig der vornehmſten Ritter, die Ludwig gefolgt waren, fielen an ſeiner Seite, indem ſie theuer ihr Leben verkauften. Ludwig, faſt allein auf dem Kampfplatz, rettete ſich auf einen Felſen, von wo er den Angriffen der Ungläubigen, die ihn verfolgten, Trotz both. An einen Baum gelehnt, leiſtete er allein mehreren Sarazenen Widerſtand, die endlich, da ſie ihn für einen gemeinen Soldaten hielten, von ihm abließen, um Beute zu ſuchen. Obſchon es Nacht zu werden begann, erwartete der König doch einen neuen Angriff, als die Stimmen einiger dem Blutbad entronnenen Franzoſen ihm zeigten, daß die Muſelmänner ſich zurückgezogen hatten. Er ſchwang ſich auf ein verlaſſenes Pferd, und kam unter tauſend Gefahren zu ſeinem Vortrab, der bereits ſeinen Tod beweinte.

Nach dieſer ſchrecklichen Niederlage erhoben ſich alle Stimmen gegen Gottfried von Rançon, und verlangten Rache für ſo viel vergoſſenes Blut. Der König hatte nicht Stärke genug, einen Fehler zu beſtrafen, der nicht mehr zu verbeſſern war. Er begnügte ſich, einem alten erfahrenen Krieger, Rahmens Gilbert, den Oberbefehl über das Heer zu vertrauen. Er ſelbſt verband ſich, deſſen Befehlen zu gehorchen, und die Kreuzfahrer rächten auf ihrem weitern Zuge unter Gilberts Führung mehrmal die erlittene Niederlage an den Ungläubigen.

Außerordentlicher Muth weckt das Staunen und die Verehrung der Mit- und Nachwelt. Thaten, die die Größe, deren der Menſch fähig iſt, bewähren, ſind wahrhaft

unsterblich. Helden entzünden und entflammen das empfängliche Gemüth noch nach Jahrhunderten zu hohen Thaten. Sie gehen aus der Asche der Gräber verjüngt als ein neuer Phönix hervor. Ob sie gesiegt, ob sie gefallen, gilt der Nachwelt fast gleich; aber wie sie gekämpft, bleibt ein Erbtheil der Menschheit. Man fühlt sich stolz einem Geschlecht anzugehören, das solches vermochte.

Das Heer des Sultan von Damaskus war in Galilea eingefallen. Fünf hundert Johanniter und Templer eilten herbei das Land der Christen zu beschützen, und lieferten den Ungläubigen eine Schlacht. Fast alle fanden auf dem Schlachtfelde ihren Tod, erdrückt durch die Überzahl der Feinde. Aber hören wir die Wunder, die die alten Kroniken von diesem Kampfe erzählen. Diese unbezwinglichen Krieger, sagen sie, rissen, nachdem sie alle ihre Pfeile verschossen, aus ihren Körpern die feindlichen, und schossen sie auf die Ungläubigen zurück. Durch Hitze und Anstrengung erschöpft, stillten sie mit ihrem eigenen Blute ihren Durst, und stärkten, durch das, was sie schwächen sollte, ihre Kräfte. Nachdem ihre Lanzen und Schwerter zerbrochen waren, stürzten sie sich in die Feinde, ergriffen sie, wälzten sich mit ihnen auf der Erde, und bräuten noch im Tode den Ungläubigen. Aber aus dieser Heldenschaar hervor strahlte noch Jakob von Maillé, Ritter des Tempels. Auf einem weißen Pferde stand er der Einzige noch auf dem Schlachtfelde, und kämpfte unter einem Haufen von Todten. Von allen Seiten umringt, verweigerte er sich zu ergeben. Erschöpft fällt sein Pferd zu Boden, und zieht ihn zur Erde. Schnell erhebt sich jedoch wieder der unerschrockene Ritter, und stürzt, von Blut, Staub und Pfeilen bedeckt, mit erhobener Lanze in die Reihen der Ungläubigen, die über diese Kühnheit erstaunen. Endlich fällt er durchbohrt, und kämpft noch fallend. Die Sarazenen glaubten, dieß sey der heilige Georg, von dem die Christen behaupten, daß er vom Himmel in ihre Reihen niedersteige. Sie näherten sich voll Ehrfurcht der von Wunden zerrissenen Leiche. Sie wischten sein Blut ab; sie theilten seine Kleider und die Reste seiner Waffen. Sie gingen in ihrer rohen Verehrung so weit, daß sie mit Theilen seines Körpers Theile des ihrigen berührten, in Hoffnung tapfere Kinder zu erzeugen. — Dieser heldenmüthige Kampf fiel am 1. Mai 1187 vor. Der Großmeister des Tempels und zwei seiner Ritter entgingen allein dem Tode. Die gefallenen Ritter wurden zu Nazareth in der Kirche der heiligen Maria beerdigt. Die Christen sprachen hiebei mit dem Propheten: „Töch-

ter von Galilea, zieht an die Trauergewänder, und ihr Töchter Sions, weint über das Unglück, das bedroht die Könige Judäa's."

Nachdem Richard Löwenherz bei Arsur einen herrlichen Sieg über Saladin erfochten, verlor er in Jaffa unter Festen und Vergnügungen eine Zeit, die er besser zur Wiedereroberung von Jerusalem hätte benutzen können, und bald hätte, was der allgemeinen Sache verderblich ward, ihm selbst Verderben bereitet.

Bei einer Jagd in dem Walde von Saron lagerte er sich unter einem Baum, und entschlummerte. Plötzlich wird er durch das Geschrei seiner Begleiter geweckt; ein Haufe Sarazenen eilte herbei, ihn zu überfallen. Richard zwingt sich aufs Pferd, und setzt sich zur Wehre; aber schon war er in Gefahr, der Überzahl zu erliegen, als ein Ritter seines Gefolges, Nahmens Wilhelm Pourcelet, dem Feind auf arabisch zuruft: „Schonet mein Leben, ich bin der König." — Der großmüthige Krieger wird nun gleich von den Muselmännern umringt, und gefangen zu Saladin geführt. Der König von England durch die edelmüthige Aufopferung eines französischen Ritters gerettet, entgeht der Verfolgung der Feinde, und kömmt nach Jaffa zurück, wo das Heer mit Schrecken vernimmt, wie nahe es daran war, seinen Feldherrn zu verlieren.

IX.

Neueſte Militärveränderungen.

Beförderungen und Überſetzungen.

Sander, Obl. v. Bomb. K. z. Kapl. Feuerwerksmeiſter im Korps beſ.
Weil, Ul. detto z. Obl. detto.
Fink, Obfeuerwerk. detto z. Ul. detto.
Pangraß, Obl. detto z. Kapl. im 3. Art. R. beſ.
Woda, Kapl. v. 1. Art. R. z. Hptm. im 5. detto.
Steppe, Obl. v. detto z. Kapl. im R. detto.
Glaßer, Obl. v. detto detto.
John, Obl. v. detto detto.
Stöckner, Ul. v. detto z. Obl. detto.
Gaſtermann, Ul. v. detto detto.
Jahnel, Obfeuerwerk. detto z. Ul. detto.
Lettany, detto detto.
Renner, Obfwkr. v. Bomb. K. detto im 1. Art. R. beſ.
Holzinger, detto detto detto.
Rößler, detto detto detto.
Schneider, detto detto detto.
Bittner, detto detto detto.
Hubatius, k. k. ord. Kad. detto detto.
Dietrich, Obl. v. 2. Art. R. z. Kapl. im R. beſ.
Fiericht, Obl. v. detto detto.
Puhl, Obl. v. detto detto im 3. Art. R.
Huber, Ul. v. detto z. Obl. im R. beſ.
Lehmann, Ul. v. detto z. Obl. detto.
Schönberger, Ul. v. detto z. Obl. detto.
Pointner, Ul. v. detto z. Obl. detto.
Strohe, Ul. v. detto z. Obl. detto.
Kämpf, Ul. v. detto z. Obl. im 1. Art. R.
Mainoni, Ul. v. detto z. Obl. im 3. detto.

tanovich, Obfwrkr. v. Bomb. K. z. Ul. im 2. Art. R.		
dl,	detto	detto.
schan,	detto	detto.
r der 1.,	detto	detto.
r der 2.,	detto	detto.
müller,	detto	detto.
arsch,	detto	detto.
pl,	detto	detto.
rbon,	detto	detto.
gl, k. k. ord. Kad.	detto	detto.
meister, Lukas, detto	detto	detto.
ger, Ul. v. 3. Art. R. z. Obl. im 4. Art. R.		
sevatz, Ul. v.	detto	detto.
mann, Ul. R. Adj.	detto	detto.
rhardt, Ul.	detto	detto.
pen, Obl.	detto z. Kapl im R.	
ß, Obl.	detto	detto.
pfreiter, Ul.	detto z. Obl. im R.	
weda, Ul.	detto	detto.
schild, Ul.	detto	detto.
ndeisky,	detto	detto.
zel, Obfeuerwerker v. Bomb. K. z. Ul. im 3. Art. R.		
er,	detto	detto.
er,	detto	detto.
ler,	detto	detto.
ner,	detto	detto.
chner,	detto	detto.
hl,	detto	detto.
ratill,	detto	detto.
ry, k. k. ord. Kad.	detto	detto.
nn, detto	detto	detto.
rt, Feldwebel v. 3. Art. R. z. Ul. R. Adj.		
ak, Obl. v. 4. Art. R. z. Kapl. im 5. Art. R.		
nid, Obl.	detto z. Kapl. im R.	
mon, Obl.	detto	detto.
erkla, Ul.	detto z. Obl.	detto.
ann, Ul.	detto	detto.
a, Ul.	detto	detto.
rny, Ul.	detto	detto.
usig, Obfeuerwrkr. v. Bomb. K. z. Ul. im 4. Art. R.		
fenstein,	detto	detto.
uerte,	detto	detto.
d,	detto	detto.
ts,	detto	detto.
dfisch,	detto	detto.
ach,	detto	detto.

Hajek, Obfeuerwerker v. Bomb. K. z. Ul. im 4. Art. R.
Fiſchmeiſter, Anton, k. k. ord. Kad. detto.
Lindner, Obl. im 5. Art. R. z. Kapl. im R.
Lange, Ul. detto z. Obl. detto.
Tartarmus, Obfwrkr. v. Bomb. K. z. Ul. im 5. Art. R.
Macho, detto detto.
Krajatſch, detto detto.
Bojer, detto detto.
Bohn, detto detto.
Faldony, k. k. ord. Kad. detto detto.
Riſchawy, Ul. v. Feldzeugamt z. Obl. daſ. beſ.
Durmann, Ul. detto detto.
Gerſtner, Ul. detto detto.
Schuh, Ul. detto detto.
Burggraf, detto detto.
Pototſchnik, Obl. v. 2. Art. R. als Kpl. z. Mant. G. Art. D.
Malik, Ul. v. detto als Obl. z. Benek. detto.
Burghuber, Ul. v. 3. detto als Obl. z. Carlſtädt. detto.
Soucop, Ul. v. 4. detto als Obl. z. Ofner detto.
Brandl, Ul. v. 5. detto als Kapl. z. Prager detto.
Pointner, Obzw. v. Fdzgmt. als Hptm. z. Ollmütz detto.
Mack, Baron, 2. Rittm. v. O'Reilly Chev. z. Hptm. im Generalſtab überſ.
Baczinsky, Baron, F. v. Alexander J. z. ſup. Ul. bei E. H. Carl Uhl. beſ.
Jellachich, Baron Joſ., Zögling der thereſ. Ritt. Akad. z. Ul. bei Knesevich Drag.
Veigel, Kad. v. Kronpr. Baiern Drag. z. Ul. im R. beſ.
Hrabovsky, Maj. v. Wiedrunkel q. t. z. Heſſen-Homburg J. überſ.
Franco, Maj. v. Strauch q. t. z. Wiedrunkel J. überſ.
Mumb, Maj. v. Max. Joſ. J. z. Platzmajor in Peterwardein.
Siller, penſ. Ul. in Zivildienſt übertr.
Frank, penſ. F. detto.
Colombani, penſ. Obl. detto.

Penſionirungen.

Laemlein, Rittm. v. Klenau Chev. mit Maj. Kar. a. h.
Degenfeld, Graf, G. M.
Marle, Hptm. v. E. H. Rainer J.
Riebak, Ul. v. Wellington J.
Meſtron, Hptm. v. Bellegarde J.
Mainzinger, Ul. v. detto.

Keil, Obl. v. Joſ. Colloredo J.
Katholitzky, Ul. v. detto.
Wald, F. v. detto.
Oſtoff, F. v. St. Julien J.
Drakulich, Kapl. v. Ottochaner Grz. R.
Gerchevich, Ul. v. detto.
Kurjesko, Ul. v. Wallach-Illyr. Grz. R.
Czaar, Hptm. v. Brooder Grz. R.
Aichelburg, Graf, Obl. v. Konſtantin Kür.
Szabo, 2. Rittm. v. E. H. Joſ. Huſ.
Haller, Ul. v. 4. Garn. Bat.
Salvatori, Oberſt v. Nugent. J.

Quittirungen.

Kapez, penſ. Hptm.
Koch, Hptm. v. Deutſchmeiſter J.
Ipter, Obl. v. E. H. Ludwig J.
Gerwagni, F. v. Mazzuchelli J.
Wondra, F. v. Alois Liechtenſtein J.
Wania, F. v. Reuß-Plauen J.
Müller, F. v. Kaunitz J.
Riccardi, Ul. v. Greth J.
Berger, Ul. v. Kutſchera J.
Joſika, Baron, Kapl. v. Colloredo Mansfeld J.
Barathy, Obl. v. Wiedrunkel J.
Ulrich, Obl. v. Kerpen J.
Fink, Ul. v. detto.
Conti, Graf, F. v. Spleny J.
Haas, Ul. v. Hiller J.
St. Paul, Ul. v. Joſ. Kolloredo J.
Enger, Obl. v. Beaulieu J.
Kiery, Obl. v. Ign. Giulay J.
Roskovany, Ul. detto.
Szabo, Ul. detto.
Koſſel, Ul. v. St. Julien J.
Tomka, Ul. v. Savoyen Drag.
Leßkay, Ul. v. Würtemberg Huſ.
Jeſchke, Ul. v. 1. Garn. Bat.

Verſtorbene.

Wodnianſky, Baron, F. M. L. Feſt. Komd. in Ofen.
Leiningen-Weſterburg, Graf Chriſtian, penſ. Oberſt.
Haugwitz, Graf Carl, penſ. G. M.
Galvini, penſ. Oberſt.

Henrici, penſ. F. M. L.
Liechtenſtein, Fürſt Moritz, F. M. L.
Schäffer, G. M.
Rashkovich, penſ. t. Major.
Tegethof, penſ. Obſtl.
Rieneck, Baron, penſ. Major.
Betzmann, penſ. t. G. M.
Pustaich, penſ. t. Major.
Baſta, Graf, penſ. t. Major.
Straſſay, penſ. t. Major.
Warlich, v. Bubna, penſ. Oberſt.
Kerſchbaum, Platz Obl. in Scharding.
Stainer, Major, Komdt. des 2. L. W. B. von Argenteau J.
Pechy, v. Pech-Ujfalu, penſ. G. M.
Graſern, Hptm. v. Czartoryſky J.
Gloß, Hptm. v. De Vaux J.
Continovis, F. v. De Vaux. J.
Gallacz, Hptm. v. Hiller J.
Pfaffenzeller, Ul. v. Bianchi J.
Richter, F. v. Deutſchbanater Grz. R.
Krismanich, Hptm. v. Wallach-Illyr. Grz. R.
Chellich, Kapl. v. Wallach-Illyr. Grz. R.
Borosvich, Ul. v. Brooder Grz. G.
Mali, 2. Rittm. v. Savoyen Drag.
Liebetrau, Hpt. v. 3. Galliz-Kordonsabt.
Eyßerth, Kapl. v. detto
Hantzſchel, Obl. v. detto
Höcker, Obl. v. 2. Art. R.

kommen. — Die k. k. Regimenter und Korps können die Beträge für die verlangte Anzahl Exemplare nach Gefallen auch nur halbjährig in voraus bezahlen. Jedoch findet dann im zweiten halben Jahre kein Rücktritt von der Pränumeration Statt. —

Da die Redaktion keine Versendung, außer jener mit der Post, auf sich nehmen kann, so wollen die Herrn Militärpränumeranten ihre Agenten und Bestellte beauftragen, die Hefte gegen die Mitte jedes Monaths in dem Karlsnaverschleißkomptoir in dem Michaeler-Kloster im dritten Stock abzuholen, und die Überschickung zu besorgen.

Jene Militärs, welche ihre Hefte auf dem schnelleren Wege der Post zu erhalten wünschen, haben bei der Redaktion, außer dem Pränumerationsbetrag von 14 fl., auch noch das ganzjährige Porto mit 6 fl. in vorhinein zu erlegen.

Beiträge, welche für diese Zeitschrift geeignet sind, werden der Druckbogen mit 20 fl. E. S. honorirt. Die Verfasser wollen es jedes Mal ausdrücklich bemerken, wenn sie ungenannt zu bleiben wünschen.

Im Komptoir des östreichischen Beobachters sind noch Exemplare des Jahrganges 1813 um Zwölf, — und des Jahrganges 1818 um Vier und zwanzig Gulden E. S. zu haben. — Östreichische Militärs, welche sich an die Redaktion selbst wenden, erhalten den Jahrgang 1818 dermalen noch für Vierzehn Gulden E. S. —

Inhalt.

I. Von der moraliſchen Bildung des Soldaten. 131

II. Skizze der königl. ſächſiſchen Militär-Verfaſſung. 146

III. Beſchaffenheit der deutſchen Kavallerie in der erſten Hälfte des 7. Jahrhunderts. 170

IV. Vervollſtändigung der Ideen über die Bildung der Erdoberfläche. 192

V. Widerlegung einer in Venturini's Befreiungskriege vorkommenden irrigen Stelle. 225

VI. Kurze Theorie der Situationszeichnung. 229

VII. Literatur. 232

VIII. Anekdoten und Karakterzüge. . . 243

IX. Neueſte Militärveränderungen. . . 252

Oestreichische militärische

Zeitschrift.

Jahrgang 1819.

Sechstes Heft.

Die öſtr. milit. Zeitſchrift enthält folgende Gegenſtände: Abhandlungen über die verſchiedenen Zweige der Kriegswiſſenſchaften, — alte und neue Kriegsgeſchichte, — militäriſche Topographie, — Militärverfaſſungen fremder Staaten, — Memoires und andere Schriften berühmter öſtreichiſcher Feldherren, — kriegeriſche Anekdoten und Charakterzüge, — militäriſche Literatur und Kartenkenntniß — und endlich die Perſonalveränderungen der öſtreichiſchen Armee. —

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in monatlichen Heften, jeder von 7 — 8 Druckbogen, deren drei einen Band ausmachen.

Die Pränumeration wird nur ganzjährig angenommen, und beträgt 24 fl. C. S. — Den Herren Pränumeranten, welchen Hefte der Zeitſchrift in Verluſt gerathen ſind, werden dieſe einzelnen Hefte, das Stück um 2 fl. C. S., verabfolgt. — Man erhält dieſe Zeitſchrift in Wien in dem Komptoir des öſtreichiſchen Beobachters am Peter zum Auge Gottes.

In den öſtreichiſchen Provinzen nehmen alle k. k. Poſtämter für die k. k. Ober-Hof-Poſtamts-Haupt-zeitungsexpedition zu Wien Beſtellungen an. Mit Einſchluß des Porto beträgt bei denſelben der Preis 30 fl. C. S.

Im Auslande werden die Beſtellungen bei den Oberpoſtämtern zu Nürnberg, Leipzig, Breslau u. ſ. w. gemacht.

Im Wege des Buchhandels wendet man ſich an die Buchhandlung Heubner und Volke zu Wien.

Die öſtreichiſchen Militärs erhalten die Zeitſchrift für eine ganzjährige Pränumeration von 24 fl. C. S. — Die Herren Militärpränumeranten wenden ſich in frankirten Briefen oder durch Beſtellte und Agenten an die Redaktion der öſtreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift zu Wien. — Unfrankirte Briefe und Packete werden nicht ange-

Oeſtreichiſche militäriſche

Zeitſchrift.

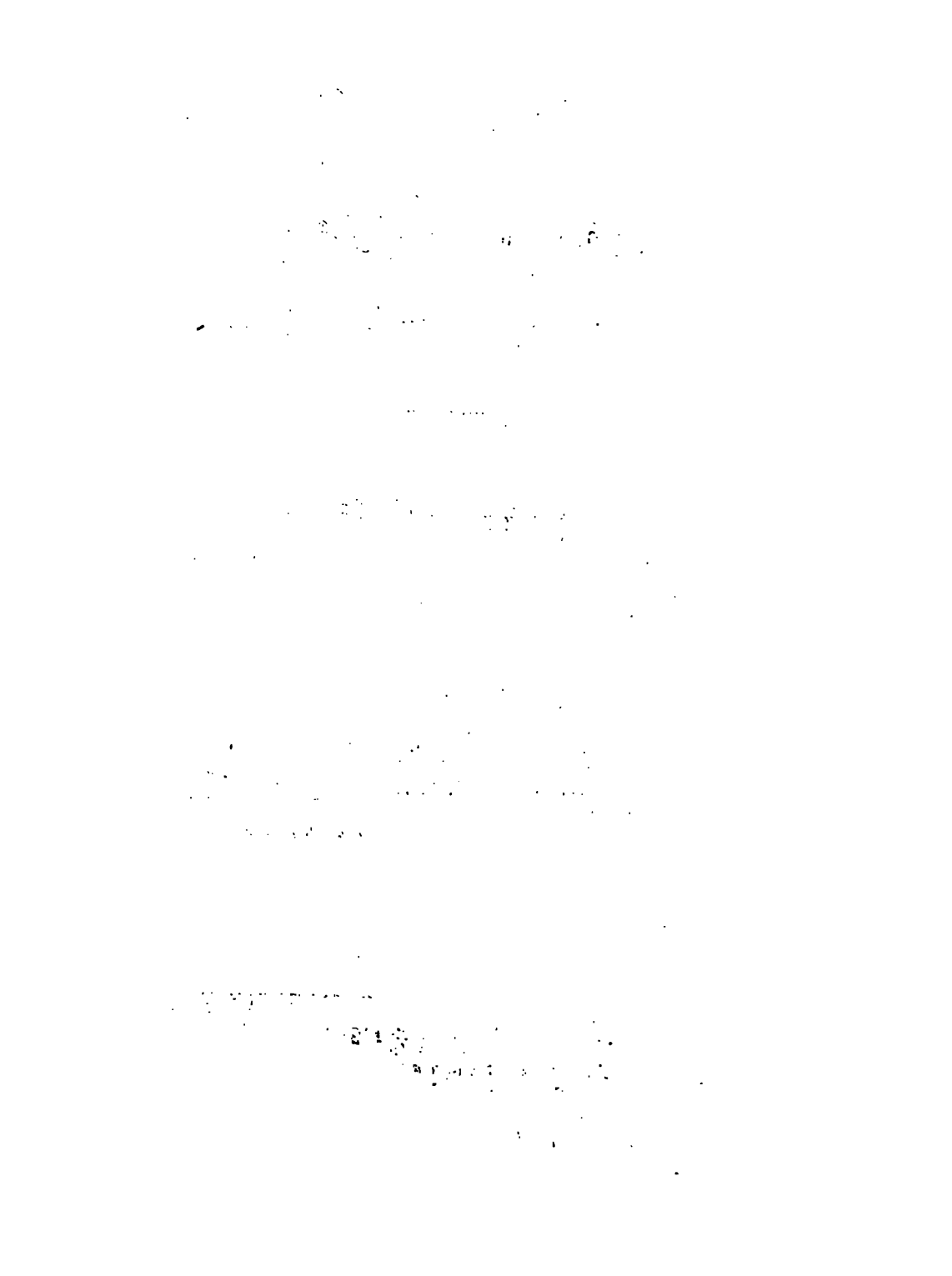
Sechſtes Heft.

In omni autem praelio non tam multitudo et virtus indocta, quam ars et exercitium solent praestare victoriam.

Flavius Vegetius.

Wien 1819.

Gedruckt bei Anton Strauß.



I.

Briefe

aus dem

östreichischen Erbfolgekrieg.

1) Die Kaiserinn Maria Theresia an den Herzog Karl von Lothringen *).

Wien, am 26. Jänner 1742.

Durchlauchtiger Herzog, Sonders lieber Schwager und Vetter! Ich zweiffle ganz nicht, es werde Euer Liebden durch den Feldmarschall v. Scheer allschon berichtet worden seyn, welchergestalten der nacher Olmütz

*) Der König von Preußen hatte sich bei der Unterredung zu Klein-Schnellendorf (9. Oktober 1741) gegen die ihm zugesicherte Abtretung von Schlesien bis an die Neisse verpflichtet, an dem Kriege gegen Maria Theresia keinen weitern Antheil zu nehmen. Die Verhandlungen sollten geheim bleiben, Neisse zum Schein belagert und ohne sonderlichem Widerstand übergeben werden, die Truppen des Königs dann in einem Theile Böhmens und in Ober-Schlesien die Winterquartiere beziehen. Alles dieses geschah. Neisse wurde den Preußen übergeben. Sie bezogen die verabredeten Quartiere, und die gegen Preußen gestandenen Östreicher wurden nach Böhmen gegen die Franzosen gesendet. Der glückliche Fortgang der östreichischen Waffen gegen die Franzosen und Baiern erweckte bei Friedrich Besorgniß. Er glaubte sich des ihm zugesicherten Besitzes von Schlesien nicht gewiß.

zurückgekommene preußiſche Feldmarſchall Graf Schw[illegible]
rin ſich ohne ſcheu verlauten laſſe, es werde der K[illegible]
nig zu einer Operation demnächſt ſchreiten, und wi[illegible]
ſolches durch die von mehr andern orthen einlauffend[illegible]
nachricht, daß die in Böhaimb und Schleſien ſtehend[illegible]
preußiſche Truppen nacher Mähren demnächſt ebenfal[illegible]
einrücken, auch ein Theil deren in dem Glatziſchen b[illegible]
findlich geweſten in würklicher Bewegung ſeyn ſollen
nicht wenig wahrſcheinlich gemachet, wie dann Schw[illegible]
rin die Olmütz- und Rädiſcher Creyß-Hauptleuth nu[illegible]
mehro ebenfalls zu ſich beruffen hat.

Ob nun die in Böhaimb und dem Glatziſchen bis
hero geſtandenen Trouppen in Anzug nacher Mähren
begriffen, das werden Euer Liebden von dem Fürſten
von Lobkowitz verläßlich und geſchwinder als Ich allhier
erfahren. Bey ſolcher bewandnus habe inzwiſchen von
der höchſten Nothwendigkeit zu ſeyn befunden, zu Brünn
all immer mögliche Defenſionsanſtalten vorkehren zu laſ-
ſen, durch einen General-Wagen-aufboth werdet al-
les rings herum befindliche Provianth und lebensmit-
teln nebſt denen allſchon gemacht und in Eyl ferners zu

---

wenn die Baiern und Franzoſen ganz unterlägen. Er trat mit dieſen und den Sachſen in neue Unterhandlungen; erklärte ſich an den Vertrag von Schnellendorf unter dem nichtigen Vorwand: Öſtreich habe ihn bekannt gemacht, nicht weiter gebunden, und ließ den Feldmarſchall Schwerin in Mähren einrücken (20. Dezember 1741), der Olmütz beſetzte (27. Dezember 1741). — Der König, der über Dresden und Prag bei ſeinem Heere eingetroffen war, brach mit dieſem an dem Tage, als Maria Thereſia folgendes Schreiben erließ, nach Jedowitz auf.

machen möglichen paliſaden dahin gebracht, 3000 Perſohnen zur täglichen arbeith angeſtellet, vier in würklichem anzug nacher Skaliz ſeyende hungariſche Bataillons dahin gezogen, fünf Ingenieurs von hier dahin beordert, und weilen es vor allen an genugſamen ſchweren Geſchütz und Artilleriſten alda fehlet, ſo laſſe einige deren beſten nebſt 5 bis 600 Centhen Pulver aus dem hieſigen Arſenal ſchleunig dahin ſchicken, die Artilleriſten aber habe von denen zu Gmünden ſeyenden nebſt dem Stuckhauptmann Teſcher beordern laſſen, ſich alſogleich dahin zu begeben, welchem letztern auch Dieſelbe die gleichmäſſige ordre unverzüglich zufertigen belieben werde.

Woran es zu Brünn annoch vornehmlich gebricht, das iſt an einer zulänglichen anzahl Huſſärn, als deren man alda zu einholung deren Kundſchafften, zu ausſtellung deren Feldwachten und hauptſächlich zur bezwingung deren in der zufuhr ſich ſaumſeelig bezeigenden Ortſchaften unumgänglich alda nöthig hat, nun habe zwar dem Scheer anbefohlen, die zu Saar geſtandene 100 Mann an ſich zu ziehen, und mit dem Fürſten von Lobkowitz ſich einzuverſtehen, daß er ſolche durch Kommandirte von denen bey ſich habenden Regimentern ſogleich ablöſen laſſe, wie aber ſolche allein nicht genug wären, ſo belieben Dieſelbe von denen bey Ihnen befindlichen Huſſärn-Regimentern ohne Verzug hundert wohl berittene Kommandirte nebſt einem tüchtig und guthen ſtaabsoffiziere nacher Brünn zu beordern, und ſelbe an den Scheer, und woferne dieſer alda etwan nicht wäre, an den Obriſtfeldwachtmeiſter v. Rodt zu verweiſen, nachdeme es wohl ſeyn

kunnte, daß der Erſtere vermög der ihme dazu ertheilten Erlaubniß von danen ſich hinweg begebete.

Hiernächſt iſt auch in Vorſchlag gekommen, ob nicht beſſer wäre, die zur Armee gehörige in Brünn derzeit befindliche incluſive 152 Euer Liebden und dem Starhembergl. Regiment zugetheilte Rekruten, und 215 Croaten aus 1818 Köpf beſtehende Kommandirte zur Armee hinweg zu ziehen, und dafür zwey Bataillons dahin zu ſchicken; der Hofkriegsrath vermeinet, es wurde andurch eines Theils mein Dienſt durch die Bataillons beſſer als durch die mit wenigen Offizieren verſehene Kommandirte verſehen ſeyn, denen Regimentern durch Zuſtoſſung der Kommandirten leichter geſchehen, und der Armee in der Anzahl nicht nur nichts entgehen, vielmehr dieſelbe einen Zuwachs haben. Euer Liebden habe jedoch nichts aigentliches hierunter vorſchreiben, ſondern Dero guethbedünkhen anheimſtellen wollen, ob Sie die ſolchergeſtalten in Vorſchlag bringende abwechslung anſtändig oder thunlich erachten, auch nach Befund das weithere hiernach zu verfügen, allein verſteht ſich von ſelbſt, daß die Kommandirte, inſollang die Bataillons zu Brünn nicht eintreffeten, von dar nicht ausrücken kunnten. Ich bin ꝛc.

Eigenhändiger Zuſatz Marien Thereſiens (aus dem Franzöſiſchen überſetzt).

Sie werden von mir ein ſchrecklich langes deutſches Schreiben über die dermalige Lage der Dinge erhalten. Man will, daß nun bei Ihnen etwas unternommen werde. Man glaubt, daß Sie ein Corps nach dem andern aufheben, und dann ſelbſt wagen

könnten, nach Prag vorzurücken. Zu allen diesen müssen Sie von hier unterstützt werden. Ich bitte Sie demnach, vor Allem die Lebensmitteln, die Sie haben, und auf die Sie mit Ausschluß von Mähren noch rechnen können, so wie die Transportsmittel bekannt zu machen. Ich ersuche Sie auch, alle zwei Tage einen deutschen Bericht für unsere Akten in der Kanzlei einzusenden. Sie brauchen ihn blos zu unterzeichnen. Führen Sie darin Ihren Stand und die Bewegungen an, die Sie zu machen gedenken. Durch dieses Benehmen hat sich Khevenhüller bei dem Publikum in große Gunst gesetzt; ich ersuche Sie demnach, bei gleichgültigen Dingen sich eben so zu benehmen.

2) Die Kaiserinn an den Feldmarschall Graf Khevenhüller.

Wien, am 31. Mai 1742.

Lieber Graf von Khevenhüller. Gestern sind beede eure berichte vom 28. *) des zu ende gehenden Monaths eingeloffen. Der inhalt des kleineren hat Mich wieder in etwas aufgemuntert; zumalen nicht ohne hoffnung bin, daß ein so guter Anfang noch größere und vergnüglichere folgen nach sich ziehen dörffte: als wovon das heyl Meines Erzhauses und getreuester Erbländer abhanget. Dann alles darauff ankombt, dieses Jahr wiederstand zu thun, umb willen in selben so

*) Khevenhüller hatte berichtet, daß der französische General Harcourt den bei Hengersberg am linken Ufer der Donau aufgestellten General Helfrich angegriffen habe, dabei aber völlig aus einander gesprengt worden sey, und 5 Stück und bei 600 Mann verloren habe.

ein — wie anderseits die äußerste kräfften angespannt werden.

Nebst der frischen französischen Armee *), so den Rhein passiret hat, und zum theil sich allschon in Böhmen befindet, seind auch achttausend Mann Militien zur ergänzung doxtiger Regimenter gewidmet. Und ist gar nicht anzustehen, daß der größeste feindliche gewalt sich in Böhmen äußern werde.

Die Wichtigkeit des Posten von Budweiß ist mir in voller maß bekannt. Dahero sogleich als vernohmen, daß aus einem irrigen Supposito dem Fürsten Lobkowitz der in euerem Pstto. vom 28. dieses erwehnte befehl zugekommen, das Widerspiel, die möglichste behauptung dieses Posten verordnet. Ich will hoffen, daß diese Verordnung noch in Zeiten eingetroffen seyn werde. Doch bin nicht außer Sorgen. Ihr werdet aber ehender als Ich von besagtem Fürsten vernehmen, was an der sach ist. Von hieraus kann ein mehreres nicht beschehen, als beschehen ist. Und kombt alles auf die ohnmittelbare genaueste einverständtnus, und reciproque unterstützung derer, so Meine Hauptarmee in Böhmen, das Korps bei Budweiß, und Meine Trouppen in Bayern kommandiren, an **). Dann ohne deme denen Feinden, so di concerto operiren, zu wie-

*) Die Armee Harcourts, welche am 11. März 1742 bei Straßburg über den Rhein ging, und im halben April bei Regensburg eintraf.

**) In Baiern kommandirte Feldmarschall Graf Khevenhüller; sein Hauptquartier war den 1. Juni in Willshofen. Die Hauptarmee in Böhmen unter Prinz Karl von Lothringen stand an diesem Tage bei Czernowitz. Fürst Lobkowitz stand bei Budweiß.

verstehen nicht möglich, wohl aber ein guter ausschlag bey einem nach sothaner einverständtnus methodice ausgemessenen Operationsplan anzuhoffen ist.

Die französische Armee in Böhmen war zur zeit des angriffes bei Frauenberg *), ungehindert der absonderlich an Cavallerie erhaltenen Verstärkung, nicht über 18,000 Mann stark. Sie hat bei sothanem angriff weit mehr als Fürst Lobkowitz eingebüsset. Und obwohlen sie durch die mit Anfang dieses monaths über den Rhein gegangene Militioten noch weiteres verstärket worden seyn dörffte; So wird sie sich doch nicht über etlich und 20,000 Mann erstrecken.

Die churfächsischen Trouppen sind verläßlich bis 10,000 Mann verschmolzen. Die Krankheiten grassiren noch immer unter ihnen, und glaubwürdigen Nachrichten zufolge seind sie vor Augusti im feld zu erscheinen nicht im stand.

Der König von Preußen hat theils durch Desertionen, und theils durch den in beeden Schlachten **) und sonsten häufig erlittenen verlust den kern derer von seinem Vatter hinterlassenen, in waffen sowohl geübten Trouppen verlohren. Und ob er wohl durch Gewalt den abgang gleich wieder ersetzet; so kann er jedoch von derley gezwungenen verkleideten Bauern die nemblichen Dienste nicht anhoffen. Überdas ist seine Cavallerie zu grund gerichtet, ohne welcher zwar dem Land großer Schaden zugefüget, doch sonsten nicht wohl, wenigstens so geschwind, was hauptsächliches un-

*) Gefecht bei Sahay am 25. Mai, in Folge dessen Fürst Lobkowitz die Belagerung von Frauenberg aufhob.

**) Molwitz und Czaslau.

vernommen werden kann. Wo inzwiſchen da Meine Cavallerie in Böhmen annoch im gutem ſtande iſt, und unſerer Armee nichts abgehet, bey oberwähnter genauſter einverſtändnus nicht ohnmöglich zu ſeyn ſcheinet, die Franzoſen zu Grund zu richten.

Beſchehete nun ein ſolches, ſo wäre alles gewonnen, und die übrige feinde nicht zu achten, anerwogen nach einem ſolchen erfolg nicht mehr zu befahren wäre, daß das an Volk und Geld ganz erſchöpfte Frankreich ſeine niederländiſche Gränitzen gänzlichen entblöſen, und eine dritte Armee über 100 meilwegs von ſeinen Gränitzen wegſenden würde. Und berichtet Gundel unter dem 14. dieſes, von dem engliſchen Secretario ſelbſten vernommen zu haben, „daß der Kardinal Fleury ſich gegen einen Vertrauten dahin geäußert, daß es nun darauf ankomme, die franzöſiſche „Alliirte in Böhmen wohl vereinbahren, und es zu einer deciſiven action bringen zu können: wo ihme ſodann eben nicht ſo viel daran gelegen wäre, für welchen Theil der vortheil ausſchlagen möchte; damit zu „verſtehen gebend, daß ihme hauptſächlich darumben „zu thun ſeye, der ſachen ein Ende zu machen. Und „alſodann der Vertraute darauf erwiedriget, ob er „dann ſolchem nach einen Theil der franzöſiſchen Alliirten verlaſſen wollte? habe er (Kardinal Fleury) hierauf allein zweydeutige Gebehrden gemacht."

Obwohlen nun für eine bloſſe Verſtellung zu achten iſt, wie er Kardinal wegen Gleichgültigkeit des ausſchlags ſich geäußert; ſo iſt jedoch im übrigen deſſen gedenkensarth in anſehung derer franzöſiſchen Alliirten ſattſahm daraus abzunehmen, mithin allerdings richtig und gewiß, daß woferne den Franzoſen ein Haubtſtreich

beygebracht werden könnte, die wieder Mein Erzhaus vereinbahrte feinde auf ein- oder andere weiß zu trennen, mithin dem krieg ein unschädliches ende zu machen, gar nicht schwer fallen würde. Woraus sich also der schluß von selbsten ergiebet, daß das Hauptaugenmerk dahin gerichtet, und alle menschmögliche mittel darzu angewendet werden müssen.

Gleichwie nun nicht zweiffle, daß Meines geliebten Schwagers des Prinzen Carl von Lothringen Liebden darnach zu werk gehen, und zu solchem ende den Fürsten von Lobkowitz unterstützen werden; also habe auch euch von allem obigen zu dem ende nachricht geben wollen, darmit nach Meinem in euch gnädigst gesetzten Vertrauen ein gleiches auch euresorths nach maß und unterschied derer umbständen beschehe.

Ich erkenne ganz wohl, daß die besetzung von München und des Innstrohms euch viele regulirte Truppen wegnehme, und bin mit euch verstanden, daß die Behauptung des ersteren orths mehr wegen des Publici Wahn, als ob rationem militarem nützlich seye. Kann nun eines mit dem andern zugleich erhalten werden; so ist es nur umb so viel besser, und könnten vielleicht die euch zugesandte ungarische Bataillonen dazu dienen. Wo aber nicht; so hätte das größere objectum dem niederen vorzudringen: indeme nach einmahl denen Franzosen beigebrachten hauptstreich alles übrige von selbsten sich in alten stand setzen würde. Und dörffte vielleicht nicht unrathsam seyn, zu dessen Versicherung allenfalls einen Theil der Münchner Mauern vorläufig nieder zu reißen, wann es nicht wider die Capitulation. Stelle also, so viel München betrifft, eurem gutdünken alles anheimb, umb so mehr aber zur erleichterung

Meiner Unruhe euren treuen Dienſteifer anfriſchend, zur erreichung obangedeuteten hauptobjecti, ſo viel nur immer an euch iſt, nach der beſitzenden groſſen kriegserfahrung zu thun, und anmit unter einſtem die operationen in Böhmen möglichſt zu erleichtern.

Und wie zumahlen die Erndte herannahet; ſo werdet ihr ſodann eyfrigſt beſorgt ſeyn, allen Früchtenvorrath zurück in ſicherheit zu bringen, umb ſo mehr, als vermög derer aufgefangener Briefe des Churfürſten von Bayern an Schmettau er Churfürſt dieſes gar ſehr befahret. Denen Spezialitäten deſſen, was mit den helfreichiſchen Corps ſich eräugnet, ſehe mit Verlangen entgegen. Und verbleibe euch mit königl - und landesfürſtlichen Gnaden wohlgewogen.

3) Die Kaiſerinn an den F. M. Graf Khevenhüller.

Wien, am 17. Juni 1742.

Lieber Graf von Khevenhüller. Den 16. dieſes lieſe euer Bericht vom 14. ein. Bald nach abfertigung des Couriers muß Graf Lucheſy angelangt ſeyn, auf deſſen mitbringen mich beziehe; die ſachen laſſen ſich noch immer in Böhmen nach Wunſch an. Je eilfertiger des Feinds flucht, je gröſſer muß deſſen Verluſt ſeyn. Den 16. wird meine Armee zu Pilſen angekommen ſeyn *), von wannen ſie grad nach Prag marſchirt; und iſt die Communikation zwiſchen Prag und Pilſen bereits abgeſchnitten, wohin ihme des Prinzen Karl Lbden nach-

*) Sie traf wirklich an dieſem Tage daſelbſt ein, und machte die aus 500 Mann beſtehende Beſatzung kriegsgefangen.

folgen. Bei welcher bewandtnus ihr also sicher seyn könnet, den rucken gänzlichen frey zu haben.

Hiernächst kann euch auch gnädigst nicht bergen, und ist dieses die haupturſach des an euch durch den geheimen weeg erlaſſenden gegenwärtigen Handschreibens, daß den 11. dieſes die Friedens-Präliminarien mit Preuſſen zu Breßlau unterſchrieben, und unter anderem vorgeſehen worden, daß der König von Pohlen als Churfürſt von Sachſen mit darinnen eingeſchloſſen ſeyn ſolle: unter der Bedingniß, daß 16 täg nach der ihme angekündigten unterſchrifft er ſeine Trouppen von denen franzöſiſchen abſondern, und aus Böhmen und übrigen meinen Erblanden gänzlich zurückziehen ſolle.

Noch iſt die ſach höchſt geheim zu halten, wiewohlen ſie dardurch, daß die preußiſchen Trouppen allſchon den 27. in Schleſien völlig zurückgezogen ſeyn ſollen, von ſelbſten kund werden wird.

Da Engelland mit ungemein großer heftigkeit auf den vergleich mit Preuſſen gedrungen, und äußer deme zu keiner hülfsleiſtung ſich einverſtehen wollen; ſo hat derſelbe anderſt nicht, als ſehr koſtbar ausfallen können. Iſt alſo zu ſehen, daß dieſer Verluſt anderwärts wieder eingebracht werde. So nicht wohl in andere weege ſich bewirken läßt, als wann wenigſtens der Innſtrich nebſt der Grafſchaft Cham und Oberen Pfalz Meinem Erzhauß zu theil, und allenfalls dem Churhaus Baiern mit Abbruch der treuloſen Cron Frankreich, wann es ſich von ſelber trennet, ein Äquivalent verſchaffet wird.

Man kan mit Grund hoffen, die heurige nebſt der vorjährigen franzöſiſchen Armee gänzlichen zu Grunde zu richten, mithin wann nur der König von Preuſſen ſeine Verbindlichkeiten erfüllet, den Plan unſchwer

ausführen zu können: gleichwie man hingegen in dem widrigen unverhofften Fall darzu auch dießorts nicht gebunden wäre, dannoch aber mittlerweil ſich die mittel erleichterten, meine Erbländer und das Reich von denen franzöſiſchen Truppen zu befreyen.

Ich habe euch dieſe meine Gedanken zu dem Ende mittheilen wollen, darmit ihr einestheils eure operationen darnach auszumeſſen; und andern theils den Theil derer Churbayriſcher Länder, wohin das hieſige augenmerk gerichtet iſt, vor den überreſt zu verſchonen wiſſen möget, ohne jedoch denen Truppen etwas abgehen zu laſſen.

Wird einmahl der vergleich mit Preuſſen kund; So iſt nicht anzuſtehen, daß ſich der ſachen geſtalt im ganzen Reich gewaltig ändern, und zu mahlen Bayreuth, Anſpach und Würtemberg ſich anſtändiger betragen werden. Noch aber iſt, wie obgemeldet, die ſach geheim zu halten, und hat allein zu eurer direction zu dienen. Troppau nebſt dem Oberſchleſiſchen Gebirg, wie auch Ollmütz und Brünn, bleiben ſtark beſetzet. Der überreſt derer allda biß nun zu unter Feſtetiz befindlich geweſten Truppen aber kan ſich nunmehro dahin wenden, wo es des Prinzen Karl Lbden für gut befinden. Bin auch von euch bald was erfreuliches zu vernehmen begierig, und verbleibe euch mit Königlicher und Landesfürſtlichen Gnaden wohlgewogen.

4) Die Kaiſerinn an den Herzog Karl von Lothringen.

Wien, am 5. Juli 1742.

Durchlauchtiger Herzog, ſonders lieber Schwager und Vetter *)! Was wegen des Churſächſiſchen Hofes an meines Gemahls königl. Hoheit und Lbden unlängſt erlaſſen, wird Euer Lbden zum voraus zu erkennen gegeben haben, wie bedenklich Mir geſchienen, in einige Handlung mit gedachtem Hof Mich einzulaſſen, abonderlich noch ehender und vorhero, als nicht nach maßgab des 11. Artikuls derer Präliminarien die Churſächſiſchen Truppen ſammentliche Mir zugehörige Länder geraumt haben würden.

Dieſe meine Bedenken werden durch beede in abſchrift anſchlüſſige intercepta noch mehreres beſtärket, und iſt daraus ſattſam zu erſehen, wie höchſt nöthig es ware, ſchlechterdingen bei deme zu beharren, was in oberwähnten Präliminarien wegen des Churſächſiſchen Hofes ausbedungen worden. Sothane intercepta ſeynd Niemanden als Meines Gemahls königl. Hoheit und Lbden, dann dem Feldmarſchallen Grafen von Königsegg mitzutheilen, ſonſten aber höchſt geheim zu halten. Inzwiſchen ermangle nicht, in England darin anzutragen, daß durch deſſen Anwendung der Churſächſiſche Hof vollſtändig rectificirt, und von ſo ſchädlichen principiis abgebracht werden möge.

*) Am 25. Juni traf der Großherzog von Wien bei der Armee ein, und übernahm den Oberbefehl. Die Armee bezog am 27. ein Lager bei Königſaal; in den nächſtfolgenden Tagen wurde die Einſchließung von Prag bewirkt.

Inzwiſchen aber hat ſich der casus durch die ſpäter eingeloffenen Berichte merklich geändert. Und würde gegen die eigene hieſige Grundſätze laufen, nach einmal von denen Churſächſiſchen Truppen geräumten Königreich Böhmen einem Churſächſiſchen Miniſtro den Zutritt zu verſagen, abſonderlich da man mit Bellisle in Unterredung getreten iſt *).

Umb jedoch allen Mißbrauch auch hierunter vorzukommen, ſo wäre dem Saul zu bedeuten, daß nachdeme man den Frieden mit ſeinem Hof auf dem Fuß deren Präliminarien allſchon für geſchloſſen hielte, er und jeder anderer Churſächſiſcher Miniſter ſich ohne Anſtand anhero verfügen könnte. Welches alſo Euer Lbden nicht verhalten wollen. Und verbleibe Deroſelben mit königl. geneigten Willen und allem Guten jederzeit wohl beygethan.

I. Beilage.

Schreiben des Grafen von Brühl an Herrn Saul, Geſandtſchaftsrath und Kabinetsſekretär des Königs von Pohlen (aus dem Franzöſiſchen).

Dresden, am 27. Juni 1742.

Ich habe noch keine Nachrichten weder von Ihnen noch vom Herrn Neuburg; ich hoffe indeß doch, daß, wenn Sie dieſen Brief erhalten, Sie bereits glücklich in Wien angekommen ſeyn werden. In dieſer Voraus-

*) Die Unterredung fand am 2. Juli in dem Schloſſe Homorzan zwiſchen dem Marſchall Belle-isle und dem Feldmarſchall Graf Königsegg Statt. Nach franzöſiſchen Berichten trug Belle-isle einen Waffenſtillſtand an. Während ſelben ſollten die Franzoſen das Königreich Böhmen, die Öſterreicher Baiern räumen.

ſetzung ſende ich Ihnen dieſe Staffette, um Ihnen zu ſagen, daß Sie bei Anbietung Ihrer Waare (en debitant votre marchandise) anfangs eines Waffenſtillſtandes erwähnen, und erſt, wenn Sie einen hinreichenden erlangt haben, können ſie zu verſtehen geben, daß Sie bereit ſind, die Neutralitätsanträge zu hören, die der Wiener Hof uns zu machen gedenke, damit wir uns auf eine der Ehre und Würde des Königs angemeſſene Art aus dieſem Kriege ziehen. Sie begreifen leicht, daß, indem wir uns dieſer Wendung (biais) bedienen, unſere Abſicht dahin geht, denen Franzoſen, unſeren Verbündeten, die Mittel zu erleichtern, um auch ihrer Seits daran zu arbeiten, ſich aus der Sache zu ziehen. Sie können übrigens verſichert ſeyn, daß, ſobald wir erfahren, daß dieſe nicht geſonnen ſind, ähnliche Schritte zu machen, Sie unverzüglich davon benachrichtiget werden.

Es wird nicht nöthig ſeyn, Ihnen zu ſagen, daß Sie alles dieſes dem Herrn von Lautenſac mitzutheilen haben; hüten Sie ſich aber wohl, daß dieſe Gefälligkeit (menagement) für die Franzoſen nicht dem engliſchen Miniſter bekannt werde, da dieſes Ihrer Unterhandlung nachtheilig werden könnte.

N. Sch. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß, wenn Jemand von Seite des franzöſiſchen Hofes oder von ſeinen Generalen nach Wien mit dem Auftrag, gleichfalls zu unterhandeln, kommen ſollte, ſie mit ihm, in ſo weit Sie es klug finden, und die Umſtände es geſtatten, offen und geradezu (rondement) handeln, damit wir, ſo weit es möglich, die Freundſchaft und das Vertrauen dieſes Hofes erhalten.

Ich ſchließe Ihnen ein Billet des Grafen Deſal-

leurs an Herrn Vincent bei, der, wie Sie wiſſen, von Seite Frankreichs ohne Karakter in Wien ſich befindet. Das Billet iſt gefliſſentlich ohne Aufſchrift, um den Widrigkeiten, welche Briefen manchmal auf der Poſt begegnen, vorzubeugen. Herr von Lautenſac wird anzugeben wiſſen, wie Sie das Billet an ihn unbemerkt gelangen laſſen können.

II. Beilage.

Schreiben des Grafen Deſalleurs an Herrn Vincent (auf dem Franzöſiſchen).

Dresden, am 27. Juni 1742.

Dieſe Zeilen ſollen Ihnen bloß bekannt machen, daß Herr von Saul von Seite dieſes Hofes nach Wien gehet. Der Zweck ſeiner Sendung iſt, einen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen, und einen für die Verbündeten ehrenvollen Frieden einzuleiten. Gelingt dieſes nicht, und führt der Wiener Hof eine zu hohe Sprache, ſo wird man Zeit gewinnen, und das iſt, was man will, um ſich in den Stand zu ſetzen, bald zu handeln. Beobachten Sie indeß den Herrn Saul; ſehen Sie, ob er nicht weiter geht, als ſein Auftrag, und benachrichtigen Sie mich hievon; warum ich Sie bitte. Laſſen Sie ſich nicht durch den Frieden niederſchlagen, den der König von Preußen geſchloſſen, noch weniger durch alle übertrieben geſchilderte Vortheile. Ich werde Ihnen weitläufiger morgen oder übermorgen mittels der Poſt ſchreiben. Ihre Briefe habe ich alle erhalten; ich danke Ihnen dafür.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo.

Von A. P.

(Mit einer Überſichtskarte, und einem Schlachtplane).

Is aught on earth so precious and so dear
As Fame and Honour? — or is aught so bright
And beautiful as Glory's beams appear? —
Fairy Queen.

Oftmals iſt die große Begebenheit, die wir hier in ihren einfachen Zügen entwerfen wollen, zu bearbeiten verſucht worden. Man könnte es Anmaßung nennen, wollten wir den Maßſtab feſtſetzen, der den Erfolg des Strebens, dieſe geſchichtliche Aufgabe zu löſen, erſehen ließe; aber wir ſind gewiß, daß eine würdige Bearbeitung noch fehlt; darum wird dieſer Verſuch neben den anderen beſtehen können. —

Zwanzig Bücher liegen vor uns. Sie haben Alle jene vier wichtigen Tage des Jahres 1815 zum Inhalt. Aber die Wenigſten reichen zu, die widerſprechenden Fragmente zum klaren Ganzen zu geſtalten. Andere, bald gedrängt, bald im Weiten ſchweifend, haben über

dem Wohlgefallen am Kleinen den Standpunkt zu erringen vergeſſen, der allein den Überblick der Hauptmomente gewährt. Die Meiſten entſtellt jene ärmliche Gefallſucht, die, dem Ernſte der Wahrheit entgegen, die Gluth des echten Volksgeiſtes mit dem gemalten Feuer von Prunk- und Tadelworten wiedergeben will. Die Beſſeren endlich laſſen auf jeder Seite erraten, in welchem Heere der Verfaſſer diente, oder welcher der ſtreitenden Parteien er vorzüglich zugethan war.

Weder Britte, noch Preuße, noch Franzoſe, wollen wir auf Koſten der Wahrheit Niemanden huldigen. Wer nur dem Einen glaubt, der das Wort führt, wird auch in dieſer Schlacht manches Räthſel finden, das ſich löſet, und manchen Tadel ausſprechen, der nicht gerechtfertigt wird, ſobald er ſich die Mühe nimmt, alle Stimmen zu hören. Durch Vergleichung aus dem Verſchiedenen das Wahre herauszuheben, dieß wollen wir verſuchen. Aber wir geſtehen es, daß uns noch eine andere Abſicht bei dieſer Arbeit belebte, nämlich, dem Soldaten ein Beiſpiel von dem zu zeigen, was er leiſten kann, und was man von ihm zu fordern berechtigt iſt; und dieſe Abſicht iſt es hauptſächlich, die uns vermochte, gegenwärtigen Aufſatz in eine militäriſche Zeitſchrift einrücken zu laſſen, die durch ihre zweckmäßige Einrichtung bereits einen Abſatz erhalten hat, der die Armee, der ſie gewidmet iſt, eben ſo ehrt, als er ihr nützen muß.

Jedes Wort, was in dieſen Zeilen vorkömmt, kann mit Beweiſen belegt werden. Sollte die Sprache manchmal den Karakter der Dichtung annehmen, ſo vergeſſe man nicht daß es Momente des Lebens gibt, in denen die Dichtung nicht reicher als die Wirklichkeit iſt.

ur Thatſachen leiten unſere Erzählung; nichts iſt ge-
gt, als was geſchehen. — Wir würden es uns zum
orwurf machen, die Einbildung zur Verſchönerung
s Stoffes herbeigerufen zu haben. Das Mittelmäßige
rd durch den Zierrath gehoben, das wirklich Große
rch ihn entſtellt.

I.

Wir übergehen die politiſchen Gründe eines Krie-
s, den ganz Europa theilte. Wir wollen uns mit
n Maßregeln nicht beſchäftigen, die die gegenſeitigen
ächte anwandten, um ihn nach Wunſche zu been-
n, noch zwiſchen den oft beſtrittenen Meinungen zu
tſcheiden wagen, was Frankreich in dieſem Verthei-
ungskriege zuträglicher geweſen wäre, den Angriff
f einem Centralpunkte abzuwarten, oder ihm zuvor
kommen. Der franzöſiſche Kaiſer glaubte noch Zeit
nug für das Eine zu haben, wenn er das Andere be-
nne, und, einmal entſchieden für den Angriff der
iederlande, galt keine Zögerung; denn die Verbün-
ten rückten mit ſtarken Märſchen gegen den Rhein
d gegen Frankreichs ſüdöſtliche Gränze. Noch ehe
ankommen, noch ehe ſie ihre Operationen gemein-
aftlich beginnen konnten, mußte der Schlag gegen
e Niederlande ausgeführt ſeyn, und er konnte es
ch. — Am 12. Juni verließ der Kaiſer die Haupt-
dt; er traf am ſelben Tage in Laon ein. Seine Trup-
n im Nordoſten des Reiches lehnten ihren linken Flü-
l an Lille, ſtanden längs den Gränzen des Landes

bis an die Maas, und dehnten ſich ferner bis an die Moſel. Graf Erlon, Reille, Vandamme und Gerard befehligten die vier Korps, die die Nord- und Moſelarmee ausmachten, und deren vereinte Stärke ſich auf 71,720 Mann, darunter 6000 Pferde, mit 168 Kanonen beliefe. Lobau mit 11,770 Mann und 38 Kanonen befand ſich zu Laon. Die Reſerve-Kavallerie kantonirte zwiſchen der Aisne, Maas und Sambre; ſie beſtand aus 11,290 Pferden, und führte 48 Kanonen. Die Garde endlich war dem Kaiſer vorausgegangen; ihre Stärke belief ſich auf 18,520 Mann und 96 Kanonen.

Den franzöſiſchen Heeren entgegen lagen von der Küſte bis an die Dyle die vereinigten holländiſch-engliſchen Truppen unter dem Herzog von Wellington. Sie führten zuſammen den Namen der niederländiſchen Armee. Brüſſel war zum Hauptquartier erwählt; der rechte Flügel unter Lord Hill hatte ſeine Standquartiere um Ath, der linke unter dem Prinzen von Oranien um Nivelles, das Korps der Reiterei des Grafen Uxbridge um Grammont. In Brüſſel ſelbſt und in der Umgegend lagen die Garden und die Reſerven. Der Herzog von Braunſchweig hatte das Schloß Lacken bezogen, und ſeine Truppen ſtanden zwiſchen der Schelde und dem Kanal von Brüſſel. Die Vorpoſten waren auf der Straße nach Charleroi bis Frasne, zwei Stunden über Genappe, vorgeſchoben, und Nivelles zum allgemeinen Vereinigungspunkt beſtimmt. Vier und zwanzig Stunden nach dem erſten Kanonenſchuß konnte dieſe Vereinigung bewirkt, und das Heer nach jedem bedrohten Punkte ſich zu wenden bereit ſeyn. — Links an die Truppen des Herzogs

von Wellington ſchloß ſich die niederrheiniſche Armee unter dem Feld-Marſchall Fürſten Blücher. Er hatte ſein Hauptquartier nach Namur verlegt; ſeine Truppen deckten die Sambre und Maas; es ſtand das erſte Armeekorps zu Charleroi, das zweite zu Namur, das dritte bei Ciney, das vierte zu Lüttich. —

Napoleon war kaum in Laon eingetroffen, als er die Vereinigung aller entbehrlichen Truppen zu Beaumont befahl. Er eilte ſelbſt am 14. dahin, nachdem er den Tag zuvor in Avesnes zugebracht, die Werke beſehen, und mit unermüdeter Thätigkeit Anordnungen aller Art getroffen hatte. Nach und nach langten die Truppen an dem beſtimmten Vereinigungspunkte an; viele waren den Tag durchmarſchirt, und konnten erſt ſpät eintreffen; der Kaiſer beſah ſie alle. Ein Aufruf in jenem ſchmeichelnden Style, der ſo ſehr den Soldaten begeiſtert, der durch die Hinweiſung auf vergangene Tage voll Ruhm dem nächſten verhängnißvollen Augenblicke ſeinen Stachel nimmt, und die Thatkraft erhöht, verkündigte ihnen den neuen Kampf, und er verfehlte die beabſichtete Wirkung nicht. Mit leidenſchaftlichem Muthe ſahen die Regimenter dem nächſten Morgen entgegen, und vive l'Empereur! ſchallte rings durch die Lüfte.

In drei Abtheilungen wurde gelagert; der linke Flügel nah an der Sambre zwiſchen Laire und Solre, das Centrum zu Beaumont, der rechte Flügel vor Philippeville, hinter den Wäldern von Florenne und Frere. Überall waren die Lagerplätze in den Vertiefungen des Terrains gewählt, damit die Feuer der Wachen nicht von dem nahen Feinde erſehen werden konnten. Die

Abendraporte wieſen folgende Stärke der geſammel Streitmacht aus:

Linker Flügel.	1. Korps	16,000	M. J.	1500	M. K.	46	Kan.	38,55
	2. detto	19,550	—	1500	—	46	—	
Centrum.	Kaiſ. Garde	14,000	—	4000	—	96	—	
	3. Korps	13,000	—	1500	—	38	—	
	6. detto	9000	—	1500	—	38	—	
Kav. Reſ.	1. Korps	—	—	2500	—	12	—	51,80
	2. detto	—	—	2500	—	12	—	
	3. detto	—	—	2500	—	12	—	
	4. detto	—	—	1300	—	6	—	
Rechter Flügel.	4. Korps	12,000	—	1500	—	38	—	14,70
Kür. Div.	De Lort			1200	—	6	—	

Geſammtkraft: 83,650 M. J. 21,500 M. K. 350 Kan.

Den rechten Flügel ſollte der Marſchall Grou der einſtweilen die Kavallerie befehligte, übernehm für den linken erwartete man den Prinzen von Moskwa; das Centrum wurde dem Herzog von R viſo untergeordnet, der aber an dieſem Tage k wurde, und den Bewegungen der Armee nicht fol konnte. Die Oberleitung des Ganzen behielt ſich Kaiſer vor, und wählte zum Major = General Marſchall Herzog von Dalmatien. —

Die Beilagen A, B, C enthalten das Nä über die Stärke und Eintheilung der gegenſeiti Armeen. —

Zwiſchen zweien in beinahe gleicher Ausdehn ſich gegenüber kantonirenden Heeren darf dasjeni welches ſich zuerſt vereiniget, jederzeit hoffen, für gemeſſene Zeit eine größere Stärke gegen den gew ten Punkt des Angriffes aufzubringen, als der F entgegen zu ſtellen vermag. War es gelungen, Bewegungen des heutigen Tages dem Feinde zu bergen, ſo durfte man mit Recht die Hoffnung ren, die preußiſchen Armeekorps theilweiſe aufzu ben, bevor ſie ſich verſammelt hatten, und auf j

ɛs, am 14. Juni 1815.

: der G. L. Murray. — G. Quart. Meister:

ıdiere.	Regimenter.	Stärke			
		Bat.	Esk.	Mann	Pferde
S. J.	28., 32., 79., 95. Lin.				
ıpt.	Inf. R.	4	—	2396	—
D. Pak.	1., 42., 44., 92. detto	4	—	2159	—
Vincke.	Landwehr.	4	—	2260	—
S. J.					
ɔert.	4., 27., 80., 81. detto	4	—	2003	—
ɔn Best.	Landwehr.	4	—	2345	—
	der englische Oberst Herzberg)	9	5	5700	950
merset.	Leibgarde 1., 2. — Gardedragon. 1. —				
	Kön. Garde zu Pferd	—	16	—	1176
nby. .	1., 2., 6. Dragoner	—	12	—	1168
. .	1., 10., 18. Husaren	—	12	—	1279
ıdeleur	11., 12., 16. leichte Drag.	—	12	—	1159
Grant	2., 7., 15. Husaren	—	12	—	1156
erg .	1., 2. leichte Drag. — 2. Hus.	—	12	—	1325
eidt .	1., 3. Husar. — 13. leichte Drag.	—	12	—	972
. .	1., 2., 3. Husaren	—	12	—	1135
. .	1., 2., 3. Karab. — 6. Hus.	—	16	—	1500
higny	4., 5. leichte Drag. —				
erlen.	Hus. 8.	—	12	—	1800
. .	. . . . .	—	—	650	—
	. . . 126				
	. . . 40				
	Batterien 20 Geschütze	—	—	5500	—
	. . . 56				
sche	. . . 16				
	Zusammen 258	111	133	74,758	13,629

ll zu ſchlagen, bevor eine bedeutende Unterſtützung
n Seite der niederländiſchen Armee möglich war-
er mit Tages Anbruch geſchehende Angriff konnte in
n von Charleroi 8 Stunden entfernten Namur erſt
gen 10 Uhr Vormittags, in Brüſſel aber nicht vor
end bekannt werden; denn ſeine Entfernung vom
ußiſchen Hauptquartiere beträgt 16 Stunden. Rech-
te man für die eigene Konzentrirung eines Korps
r einen halben Tag, und bedenkt, daß von Ciney
ch Charleroi 14, von Hannut, wo ſich das vierte
rps verſammeln konnte, eben dahin 15 Stunden
d, ſo war es deutlich, daß die halbe preußiſche Ar-
e geworfen ſeyn mußte, bevor die andere Hälfte
m gemeinſamen Widerſtande anlangte. Der in die-
n Falle nicht zu bezweifelnde Rückzug Blüchers auf
ne Operationsbaſis zwiſchen Lüttich und dem Rhei-
mußte eine Trennung beider verbündeter Heere ver-
laßt, und dem Kaiſer Gelegenheit zu neuen Ent-
irfen gegeben haben. Bewog auch die Vergleichung
r Karaktere der gegenüberſtehenden Feldherren den
iſer zu dem Entſchluſſe, den Marſchall Blücher zu-
t anzugreifen, ſo genügte überhaupt ſchon die Stel-
ng der niederländiſchen und niederrheiniſchen Armee
r Begründung der gewählten Richtung des Angrif-
. Dieſen einmal beſchloſſen, entwarf Napoleon für
n nächſten Morgen folgende Diſpoſition:

„Am 15. um halb 3 Uhr wird die leichte Kavalle-
ie-Diviſion des General Domont aufſitzen, und ſich
uf der Straße gegen Charleroi vorbewegen; nach
llen Richtungen ſollen Reitertrupps, die zum wenig-
ten eine Stärke von 50 Mann haben, die Gegend
urchſtreifen, und ſie von feindlichen Poſten reinigen."

„Zur gleichen Stunde wird General-Lieutenant „Pajol das erſte Kavalleriekorps verſammeln, und der „Bewegung des General Domont, der ſeinen Befeh„len untergeordnet iſt, folgen. Die zwei Diviſionen „ſeines Korps halten ſich ſtets geſchloſſen, und machen „keine Entſendungen, die der vormarſchirenden dritten „Diviſion überlaſſen bleiben. Domont nimmt ſeine Ar„tillerie nicht mit; ſie wird hinter dem erſten Batail„lon des dritten Infanteriekorps eingetheilt."

„General-Lieutenant Vandamme läßt um halb „3 Uhr Reveil ſchlagen, und eine halbe Stunde dar„auf ſein Korps ſich gegen Charleroi in Marſch ſetzen. „Alle Wagen und Bagagen fahren rückwärts auf, und „folgen erſt dann, nachdem das 6. Korps und die kaiſerli„chen Garden an ihnen vorüber gekommen ſind. Der „General-Wagenmeiſter wird für die weitere Ord„nung ſorgen."

„Die Feldſpitäler und Batterien folgen den Divi„ſionen; jeder andere Wagen, der ſich zwiſchen den „Kolonnen befindet, wird verbrannt."

„Der Graf von der Lobau wird um halb 4 Uhr „Reveil ſchlagen, um 4 Uhr aber ſein Korps abmarſchi„ren laſſen. Er iſt beſtimmt, den Grafen Vandamme „zu unterſtützen. Was für die Marſchordnung des 3. „Korps befohlen iſt, gilt auch für das 6." —

„Die junge Garde bricht um 5 Uhr auf, und folgt „dem ſechsten Armeekorps. An ſie reihen ſich zunächſt „die Gardejäger zu Fuß; ſie ſchlagen um 5 Uhr Re„veil, und brechen um halb 6 Uhr auf. Eine halbe „Stunde darnach folgen die Gardegrenadiere zu Fuß. „Den zuvor beſtimmten Anordnungen in Hinſicht auf

„Wagen und Bagage hat auch die Garde nachzu„kommen."

„Marschall Grouchy wird um halb 6 Uhr das an „der Straße zunächst liegende Kavalleriekorps aufsitzen „lassen, um die Bewegungen des Centrums zu beglei„ten. Die zwei übrigen Kavalleriekorps folgen eines „dem anderen nach einer Stunde Zwischenzeit. Ihr „Marsch hat auf Seitenwegen zu geschehen, um nicht „auf der Hauptstraße Überfüllung zu verursachen. Der „General-Wagenmeister wird wegen der Bagagen die „zweckmäßigen Verfügungen treffen."

„Graf Reille hat um halb 3 Uhr Reveil schlagen „zu lassen; um 3 Uhr bricht sein Korps auf, um sich „nach Marchienne zu bewegen. Um 9 Uhr muß dieser „Ort übergeben seyn. Alle Brücken werden besetzt, „und verhütet, daß Niemand passiere. Die Posten, „die er hie und da ausstellt, werden vom sechsten Ar„meekorps übernommen werden. Der Graf hat seinen „Marsch zu beschleunigen, um dem Feinde zuvor zu „kommen, damit die Brücken, besonders jene von „Marchienne, über die er wahrscheinlich zu debouchiren „haben wird, nicht früher zerstört werden können. „Sollten sie beschädigt seyn, so sind sie augenblicklich „auszubessern."

„Während des Marsches wird General-Lieutenant „Reille von den Landleuten alle möglichen Nachrichten „über die Stellung und Stärke des Feindes einholen. „Er wird deßwegen auch zu Thuin und Marchienne die „auf der Post befindlichen Briefe in Empfang nehmen, „sie öffnen, und dem Kaiser das Bezughabende zu wis„sen machen."

„Graf Erlon läßt das erste Armeekorps um 3 Uhr

„abmarſchiren. Er folgt der Bewegung gegen Charle-
„roi, und ſucht, baldmöglichſt die linke Flanke des zwei-
„ten Korps zu gewinnen, um es zu ſichern, und nö-
„thigen Falles zu unterſtützen. Eine Kavalleriebrigade
„wird die Verbindung mit Maubeuge unterhalten,
„und durch Entſendungen auf der Straße gegen Binch
„und Mons, die übrigens die Gränze nicht überſchrei-
„ten, und ſich überhaupt in nichts einzulaſſen haben,
„Nachrichten über den Feind einziehen. Der Graf wird
„Thuin durch eine Diviſion beſetzen, die Brücke, ſollte
„ſie beſchädigt ſeyn, herſtellen, und ohne Weilen einen
„Brückenkopf auf dem linken Ufer entwerfen und aus-
„führen laſſen. Das Gleiche ſoll an der Brücke ge-
„ſchehen, die neben der Abtei d'Alnes über die Sam-
„bre führt."

„Das erſte und zweite Korps ſtellen ihre Baga-
„gen unter die Aufſicht des älteſten Wagenmeiſters,
„der ſie zur Linken des erſten Korps zu dirigiren hat."

„Das vierte Armeecorps (Moſelarmee) hat heute
„den Befehl erhalten, vor Philippeville Poſition zu
„nehmen. Iſt dieſe Bewegung ausgeführt, und ſind
„die Diviſionen vereinigt, ſo wird Generallieutenant
„Gerard um 3 Uhr gegen Charleroi aufbrechen, vor
„welchem Orte er mit dem dritten Korps, mit dem
„er ſich während des Marſches in Verbindung und glei-
„cher Höhe zu erhalten hat, ungefähr zur ſelben Zeit
„anlangen ſoll. Zur Rechten hat der General das Ter-
„rain vollkommen zu reinigen, und alle Debouchéen
„gegen Namur durchſtreifen zu laſſen. Sein Korps
„wird in Schlachtordnung marſchiren. Alle Bagagen
„bleiben in Philippeville. Der General-Lieutenant hat
„die vierzehnte Reiterdiviſion zu befehligen, ihn nach

Charleroi zu begleiten, dort aber sich an das vierte Kavalleriekorps anzuschließen."

„Die General-Lieutenants Reille, Vandamme, Gerard und Pajol unterbrechen ihre gegenseitige Verbindung nie, und trachten in Masse und vereinigt vor Charleroi anzulangen. Bei ihren Avantgarden sollen sich Offiziere, die das Flämmische inne haben, befinden, um überall Nachrichten einzusammeln; diese Offiziere aber haben sich für Führer von Streifparteien auszugeben, und des Anmarsches der Armee nicht zu erwähnen."

„Bei jedem Armeekorps marschiren nach dem ersten leichten Infanterie-Regiment sämmtliche Sapeurs, um die Straßen auszubessern, die Seitenwege tauglich zu machen, und Brücken über die Wasser zu werfen, die die Wege durchschneiden."

„Die Marins, die Sappeurs der Garde und der Reserve werden nach dem ersten Regiment des dritten Korps marschiren, die General-Lieutenants Rogniat und Haxo an ihrer Spitze. Sie sollen nur zwei oder drei Wagen mit sich haben; der übrige Park des Genie aber zur Linken das dritte Korps begleiten. Stieße man auf den Feind, so werden diese Truppen nicht ins Gefecht gebracht."

„Die Garde-Reiterei bricht um 8 Uhr nach Charleroi auf. — Der Kaiser ist auf der Hauptstraße bei der Avantgarde zu finden. Die General-Lieutenants werden Sorge tragen, daß Se. Majestät durch öftere Meldungen sowohl von ihren Bewegungen, als von den eingezogenen Erkundigungen schnelle Kenntniß erlange. Er theilt ihnen mit, daß seine Absicht dahin gehe, vor Mittag die Sambre passirt zu haben, und

„heute noch die ganze Armee auf das linke Ufer zu „bringen."

„Über die Sambre werden drei Brücken geschla„gen. — Die Bagagen haben stets drei Stunden hin„ter der Armee zu bleiben, und übersetzen die Sambre „ohne ausdrücklichen Befehl des Major-Generals nicht. „Kein Wagen hat aus der Reihe heraus zu fahren oh„ne Erlaubniß des General-Wagenmeisters, dem 50 „Gensdarmes beigegeben werden, und der für die Ord„nung verantwortlich bleibt." —

Der Morgen des 15. Juni brach an, und die Bewegungen der Franzosen begannen mit dem Schlag der anbefohlenen Stunde. Aber nicht so ganz verborgen, wie Napoleon vermuthete, war den gegenüberstehenden Preußen die Mine geblieben, die nun losgebrannt werden sollte. Schon am 10. sprach man von der Absicht der Franzosen, über Rocroy vorzudringen. — Das unvermuthete Anlangen Soults in Maubeuge ließ irgend ein bedeutendes Vorhaben ahnen. Am 13. waren zu Namur bestimmtere Gerüchte über die Bewegungen auf Seite des Feindes laut geworden; am 14. überzeugte sich General-Lieutenant von Ziethen näher davon, und am Abende desselben Tages traf seine Meldung im Hauptquartiere des Feldmarschalls ein. Dieser erließ noch vor Mitternacht an das zweite, dritte und vierte Armeekorps den Befehl, sich bei Sombreff Namur und Hannut zu vereinigen; Ziethen aber erhielt die Weisung, in seiner Stellung an der Sambre den Feind zu erwarten, und im Falle eines Angriffes mit überlegenen Kräften sich langsam gegen Fleurus (4 Stunden von Namur), dem erwählten Aufstellungs-

punkte der gesammten niederrheinischen Armee, zurück zu ziehen.

Daß bei einem ernsten Angriffe Brüssel das Objekt der Franzosen sey, war wohl nicht zu bezweifeln; ob aber der nun erwartete Angriff wirklich ein ernster sey; ob der Feind die Straßen über Nivelles und Genappe jenen über Mons und Binch vorziehen werde, darüber konnte der Fürst um so weniger gewiß seyn, je unbestimmter die Nachrichten über die Bewegungen der Franzosen lauteten. An Lord Wellington wurde indessen ohne Zögern Botschaft über das Vorgefallene abgesandt.

Ziethen war für den Fall eines Angriffes bereitet. Er hatte sein Hauptquartier in Charleroi; die Vorposten seines Korps lehnten sich mit dem rechten Flügel an Binch, folgten der Straße nach Charleroi bis Anderlues, beugten gegen Lobbes, und gingen nun auf dem rechten Sambre-Ufer von Thuin über Ham bis Gerpinnes.

Um 3 Uhr Morgens begann auf dieser ganzen preußischen Kette das Feuer des kleinen Gewehrs. Über Solre-sur-Sambre wurde man zuerst das Heranrücken zweier feindlicher Kolonnen gewahr; bald erschien ihnen zur Rechten eine dritte von zahlreicher Kavallerie gedeckt; es waren das erste und zweite französische Armeekorps. Ziethen gab um halb 4 Uhr den Befehl zum Rückzug: die erste Brigade sollte von Fontaine l'Eveque nach Gosselies, die zweite nach Vertheidigung der Sambrebrücken von Marchienne, Charleroi und Chatellet nach Gilly, die dritte und vierte aber sammt der Reservekavallerie und Artillerie nach Fleurus marschiren, dort sich aufstellen, und die übrigen Armeekorps erwarten.

Um 9 Uhr hatte die linke Kolonne des Feindes Thuin erreicht, und begann, über die Sambre zu setzen. Um gleiche Zeit sollte Vandamme Charleroi nehmen, und gegen den Rücken der retirirenden Preußen vormarschiren. Unbekanntschaft mit den wenigen Wegen, die zu dem gegebenen Objekte führten, hielt seine Kolonne auf, und so gelang es dem General-Lieutnant Pajol erst gegen 11 Uhr, nachdem das zweite Korps bei Marchienne bereits die Sambre durchwatet hatte, und die kaiserl. Garden anrückten, den Widerstand der Preußen zu besiegen, und Charleroi zu nehmen. Die zweite preußische Brigade gewann noch Zeit, die Brücke zu zerstören; sie zog sich dann dem Befehle gemäß langsam nach Gilly. Auch die Brücke von Chatellet blieb noch in Gewalt der Preußen; denn das durch eine Abänderung der gestrigen Disposition dahin bestimmte vierte franz. Armeekorps war, theils schlechter Wege, theils gleicher Ursachen halber wie das dritte, in seinem Marsche aufgehalten, und vor dem Angriffspunkte noch nicht erschienen.

Der Thätigkeit des General-Lieutenant Pajol gelang es bald, die zerstörte Brücke von Charleroi wieder in Stand zu setzen. Er rückte mit seiner Reiterei gegen Gilly, während er den General Clary mit einem Husarenregimente auf der Straße gegen Gosselies vorsandte. In diesem Augenblicke traf der französische Kaiser in Charleroi ein. Den Rückzug eines Theiles des preußischen Korps nach Gosselies voraussehend, ließ er die leichte Kavalleriedivision des G. L. Lefebre-Desnouettes der Bewegung des General Clary folgen, und außerdem noch ein Regiment Infanterie mit zwei Kanonen auf halbem Wege nach Gosselies Position neh-

men. Die junge Garde unter General Duhesme stellte sich in Schlachtordnung hinter Pajol auf. So beschloß man die Ankunft des zögernden dritten Korps abzuwarten, dem, wie allen übrigen noch nicht eingetroffenen Truppen, der Auftrag entgegengesendet wurde, die Bewegungen zu beschleunigen. — Reille, nachdem er den Übergang bei Marchienne vollendet hatte, rückte rasch gegen die Brüßler Straße. Ihm folgte Graf Erlon mit dem ersten Armeekorps. Der eben auf dem Schlachtfelde eingetroffene Marschall Ney übernahm nun den Oberbefehl des linken Flügels. Der Kaiser gab ihm den Auftrag, unaufgehalten auf der Straße über Gosselies und Frasne nach Quatre-Bras vorzudringen, auf dieser Höhe sich zu stellen, und so die Trennung der niederländischen von der niederrheinischen Armee einzuleiten.

Die erste preußische Brigade hatte sich fechtend über Pieton nach Gosselies gezogen. Als sie dort ankam, fand sie den Ort bereits durch G. Clary besetzt, der die Preußen daraus vertrieben hatte. General Steinmetz, dem keine Wahl außer dem Angriffe blieb, nahm den Ort mit dem Bajonette, marschirte durch ihn bis hinter den Engpaß von Heppignies, wo er Verstärkung erhielt, und sich aufstellte. Eine heftige Kanonade eröffnete sich hier; die Infanteriedivision Girard des zweiten franzöſ. Armeekorps beschäftigte die Preußen, die sich endlich langsam und fechtend gegen St. Amand zogen. Aber unaufhaltsam drang Reille mit dem übrigen Theile seines Armeekorps dem vorgesteckten Ziele entgegen. — Zu Frasne standen die ersten Posten des vereinigten holländisch-englischen Heeres. Der Donner der Kanonen, immer deutlicher zu Genapp-

hörbar, vermochte den Prinzen Bernhard von Weimar, mit seiner Brigade nach Frasne aufzubrechen. Zu Quatre-Bras erreichte ihn die Nachricht von der rückgängigen Bewegung Ziethens, und Flüchtige kündigten den Verlust des Postens bei Frasne an. Er beschloß daher, auf der Höhe von Quatre-Bras seine fünf Bataillons Nassauer aufzustellen, und das Weitere zu erwarten. Auf dieser Höhe schneiden sich die Hauptstraßen von Charleroi nach Brüssel, und von Namur nach Nivelles; die vier Arme des Wegweisers, die nach diesen vier Richtungen zeigen, gaben einigen freundlichen Häuschen den obigen Namen. Ein dichtes Gehölze liegt zur Rechten der Straße nach Frasne. Die französischen leichten Truppen begannen es zu besetzen, und das Gefecht entspann sich. Indessen überzeugte sich der Prinz bald, daß er es nicht mit der Hauptmacht des linken Flügels zu thun habe, und beschloß um so mehr, seine Stellung zu halten, als der Tag schon zu Ende ging. Ney, von der geringen Macht des Prinzen von Weimar unterrichtet, unterließ Quatre-Bras zu besetzen, und hielt es vor der Hand für zweckmäßiger, mit der Hauptzahl seiner Truppen zwischen Gosselies und Frasne sich aufzustellen. Er gab dem General-Lieutenant Grafen Reille um so bestimmter den Befehl, seinen Marsch anzuhalten, als die Kanonade zur Rechten immer heftiger wurde, Besorgnisse für seine rechte Flanke ihn ergriffen, und er mit seinen Truppen, da es möglich war, daß der Kaiser ihrer bedurfte, aus Vorsicht in der Nähe bleiben wollte. Diese Kanonade wurde durch den Angriff der Franzosen auf die preußische Stellung bei Gilly veranlaßt, der in dem Augen-

blicke begann, als der Kaiser durch die Meldung von der Besitznahme des Punktes Gosselies über seine Linke beruhigt wurde. Vandamme war mit dem Marschall Grouchy endlich um 3 Uhr Nachmittag auf dem Schlachtfelde eingetroffen *). Ziethen wußte diese beiden Generäle lange über seine eigentliche Stärke zu täuschen. Er schlug ihre Angriffe zurück, bis durch den Übergang der Franzosen bei Chatellet seine Stellung in der linken Flanke umgangen war. In geschlossenen Vierecken zogen sich nun die Preußen durch den Wald gegen Fleurus. Napoleon ließ sie durch den General Le Tort verfolgen, der sich mit seltener Kühnheit auf die festen Massen warf, aber auch hier den Tod fand. Grouchy und Vandamme besetzten den Wald, den Ziethen durchzogen, und nahmen Position zwischen der Abtei Soleilmont und Lambusart. Fleurus konnte nimmer erreicht werden. — Die Nacht war hereingebrochen. Napoleon eilte nach Charleroi, um die von allen Seiten einlaufenden Meldungen zu durchsehen.

Die Stellung der französischen Armee in dieser Nacht war folgende: Ney hatte sein Hauptquartier zu Gosselies. Das Korps des Grafen Reille war gegen Frasne vorgeschoben; Girard in der Verfolgung der ersten Brigade bis gegen Wagnee gerathen. Erlon hielt sich noch zwischen Marchienne und Jumet. Das Centrum unter Grouchy hielt den Wald von Fleurus besetzt. Der rechte Flügel unter Gerard, der erst spät die

*) Plotho (Krieg des verbündeten Europa gegen Frankreich im Jahre 1815, Berlin 1818. Seite 28) irrt, wenn er um 10 Uhr Charleroi durch Vandamme, der erst um 1 Uhr daselbst eintraf, angreifen läßt. —

Brücke von Chatellet paſſirte, ſtand vorwärts dieſes Ortes. Mit dem Kaiſer zu Charleroi befand ſich das ſechste Armeekorps, und ein Theil der Garden. Die Küraſſierdiviſion Kellermann und die Artillerie-Reſerven ſtanden nicht ferne von dieſem Orte noch am linken Ufer der Sambre. —

Blücher hatte um 10 Uhr des Morgens zu Namur die Nachricht von dem wirklich erfolgten Angriffe erhalten. Um 5 Uhr Nachmittags war er bereits auf den Höhen zwiſchen Brie und Sombref, nahm eine Erkennung der Gegend vor, und ſandte dem vierten Armeekorps den Befehl zu, morgen, es koſte was es wolle, bei dieſem letzteren Orte, in dem er ſein Hauptquartier zu nehmen geſonnen war, einzutreffen. Ziethen hatte ſein Armeekorps, das während des ganzen Tages heldenmüthig dem Andrang ſo vielfach überlegner Feinde ſtand, endlich um 11 Uhr Nachts zwiſchen St. Amand und dem Vorwerk la Haye vereinigt; ſeine Poſten reichten bis Lambusart und Heppignies. Die übrigen preußiſchen Korps waren indeſſen in eilender Bewegung. Schon hatte das dritte Namur erreicht; das vierte war noch beſchäftiget ſich zu konzentriren; das zweite aber ſtand bereits ſchlagfertig zu Sombref.

Nicht ſo war es im niederländiſchen Heere. Ruhig und die Gefahr nicht ahnend, lagen die Engländer mit ihren Bundestruppen den Tag über in den Standquartieren. Erſt um halb 5 Uhr Nachmittags konnte in dem entfernten Brüſſel Nachricht über das am Morgen Geſchehene anlangen. Man war an der Tafel, und das Deſert wurde aufgetragen, als der preußiſche Kourier eintrat. Augenblicklich erließ Wellington

an alle Truppen den Befehl, ſich zum Aufbruch bereit zu halten, der nicht früher angeordnet werden konnte, bis nicht nähere Nachrichten den weiteren Fortgang des Gefechtes und deſſen Zweck enthüllten, und Nachricht aus der Gegend von Mons einlief, ob nicht eine Unternehmung des Feindes in dieſer Richtung zu befürchten ſey.

Es war dieſen Abend Ball bei der Herzoginn von Richmond angeſagt. Der Lord mit einer großen Menge von Offizieren fand ſich dabei ein. Das Vergnügen erhöht in einem freien Gemüthe der Gedanke, daß es der nächſte Tag voll Ruhm und Gefahr vielleicht auf immer nimmt; darum hatte die heutige Nachricht nur die Freuden des Feſtes vermehrt. Aber um Mitternacht langte die zweite Sendung Blüchers an; ſie hob jeden Zweifel über den eigentlichen Punkt des Angriffes, und machte den Verluſt der Sambre bekannt. Eine Meldung des Prinzen von Weimar beſtätigte dieſe Bothſchaft. — Nun trugen nach allen Richtungen Ordonanzen den Befehl zum Aufbruche. Die Hörner tönten auf dem königlichen Platze, und klangen in gemeſſenen Zeiträumen wieder aus den entlegeneren Theilen der Stadt; die Trommeln riefen durch die Straße; das Schauſpiel der lärmendſten Verwirrung begann, das ſich bald, wie durch Zaubermacht, in Ordnung und Stille löſte. Es hatte getagt, und die Sonne ſtieg über den Horizont, als die ſchottiſchen Regimenter, das 42. und 92. zuerſt, durch die Thore der Stadt zogen. Ihnen folgte der Herzog Wilhelm von Braunſchweig an der Spitze ſeiner ſchwarzen Schaar. Wellington verließ Brüſſel um 8 Uhr, und eilte in Begleitung des General-Lieutenant Sir Thomas Picton, der dem eigenen Erſuchen

des Herzogs folgend, erst gestern nach Flandern gekommen war, den Truppen nach Quatre-Bras voraus. Er traf dort um 11 Uhr Vormittags ein, und fand bereits den Prinzen von Oranien, der sich bei Nivelles konzentrirte, und den G. L. Perponcher mit der zweiten niederländischen Division auf der Straße gegen Quatre-Bras aufgestellt hatte.

Die Ruhe des Feindes vor diesem Punkte ließ ihn um so mehr schwach vermuthen, als von Seite Blüchers Mittheilungen einliefen, daß die Hauptmacht des Feindes sich gegen ihn bewege. Um sich nicht unnöthig in ein Gefecht zu verwickeln, und die Truppen dadurch auf eine Art zu beschäftigen, die es schwierig machen könnte, sich ihrer den Verfügungen gemäß zu bedienen, die man nach genauer Kenntniß der Lage der Sachen zu treffen für gut finden würde, ließ der Herzog die wieder vorgerückten Posten des Obersten Prinzen Weimar zurückziehen, er aber eilte, den Marschall Blücher bei seinem Heere aufzusuchen, um in diesem Momente, zu wichtig den langsamen und Mißverständnisse aller Art herbeiführenden Ordonanzritten allein zu vertrauen, mit eigenem Auge den Stand der Dinge zu sehen. —

In der Gegend von Fleurus war seit dem frühesten Morgen geschäftige Bewegung. Das dritte preußische Armeekorps war angekommen; um 9 Uhr standen sämmtliche drei Korps des preußischen Heeres hinter dem Lignybach vereiniget. Fürst Blücher war trotz der feindlichen Überlegenheit, trotz der Ermüdung seiner Truppen, und obwohl erst drei vierte Theile seines Heeres beisammen waren, dennoch entschlossen, die Schlacht am heutigen Tage anzunehmen.

Und ſollte er dieß nicht? — Wohin ging ſeine Rückzugslinie, wenn er nicht zu ſtehen entſchloſſen war? — Doch nicht über die Dyle, um ſich mit der Armee der Niederlande zu vereinigen, die zu dieſer Stunde noch gar nicht zu treffen war? — dann gab man die Verbindung mit dem Niederrhein durch Namur verloren. — Oder nach letzterem Punkte etwa, um dem vierten Korps entgegen zu gehen? — dann that man freiwillig, was der Feind erzwingen wollte; man gab die Vereinigung mit Lord Wellington auf. Eine dritte Rückzugslinie gab es nicht. Auf die eine oder die andere nach verlorner Schlacht geworfen zu werden, würde freilich größere Nachtheile mit ſich bringen; aber man hatte 100 Bataillons, 75 Eskadrons, und 288 Kanonen; ſchon war der Vormittag halb verfloſſen; man konnte die Hoffnung nähren, die Schlacht bis gegen Abend zu halten; dann aber mußte das vierte Korps eingetroffen ſeyn, und auch von der niederländiſchen Armee konnte Hilfe bis dahin anlangen. Welche Vortheile mußten dieſer letzteren nicht aus einer Aufſtellung erwachſen, die einen Damm gegen den Andrang des Feindes bildete, wäre ſie auch nicht länger als für den heutigen Tag zu vertheidigen! Dieſe Aufſtellung allein deckte die Vereinigung der engliſchen Heertheile, die bis Mitternacht geſchehen ſeyn konnte; ſie allein machte es ihnen möglich, ſich durch eigene Korpsaufſtellungen die etwaigen Entſendungen des Feindes ferne zu halten; ſie erſparte ihnen endlich die Verwirrung, die durch Beſtimmung neuer Vereinigungsobjekte im Angeſichte des ſiegenden Feindes, durch die daraus folgenden Märſche und Gegenmärſche u. ſ. w. nothwendig Platz greifen muß. — Ließ ſich endlich

nicht ſogar die Hoffnung nähren, daß der durch den Kampf des heutigen Tages erſchöpfte Feind, wenn er die günſtige Stellung der Preußen nicht gewinnen würde, einem am nächſten Morgen mit vereinten Kräften zu machenden Angriffe der alliirten Heere unterliegen müßte? ... Dieſe Gründe überwogen. Außerdem konnte ſich der Fürſt auf die Tapferkeit und möglichſte Anſtrengung ſeiner Truppen verlaſſen, und das Terrain mit vielem Vortheil benützen.

Lord Wellington theilte des Fürſten Meinung. Auf welche Art er den Letzteren am kräftigſten unterſtützen könne, dieß war nun die Frage. Eine Operation mit allen disponiblen Kräften über Frasne nach Goſſelies würde den in Flanke und Rücken bedrohten Feind zum Rückzuge nach Chaleroi gezwungen haben. Aber vor 4 Uhr Nachmittags konnten kaum 20,000 Mann zu Quatre-Bras vereinigt ſeyn. Selbſt dieſe Macht war einem ſolchen Unternehmen, ſollte es den gewünſchten Erfolg haben, nicht gewachſen. Es erübrigte daher nichts, als die möglichſt gröſte Zahl der zu Quatre-Bras vereinigten Truppen nach Sombref marſchiren zu machen, um die Streitkräfte des Fürſten Blücher zu verſtärken. — Mit dieſem Verſprechen eilte Wellington zu den Seinen zurück; Blücher aber gab die nöthigen Anordnungen, die Schlacht zu erwarten.

Sein Heer zerfiel in zwei Haupttheile. Ziethen bildete den rechten Flügel; er nahm ſeine Stellung zwiſchen Brie und Ligny, St. Amand vor ſeiner Fronte. Das Terrain ſenkte ſich ſanft gegen den Lignybach, und ſprang in der Mitte etwas vor. Ziethens linker Flügel dehnte ſich bis gegen Sombref. — St. Amand

wurde mit 3 Bataillons und 2 Schützenkompagnien besetzt, hinter demselben aber die ganze erste Brigade zur Unterstützung aufgestellt. Eben so ward Ligny mit 3 Bataillons besetzt, und 6 andere marschirten hinter dem Dorfe auf. Die zweite Brigade und 6 Bataillons der dritten bildeten zwei Treffen zwischen Brie und Ligny; die Reservekavallerie lehnte sich links vor Ligny an die Heerstraße, die von Fleurus nach Namur führt. — Thielemann machte den linken Flügel der Stellung. Er stand ziemlich gedehnt längs der Straße von Namur, lehnte sich rechts an Sombref, was durch 1 Bataillon besetzt wurde, — links an Botey. Vor seiner Fronte wurden die Dörfer Balatré, Tongrenne und Tongrenelle stark besetzt. Die Reservekavallerie befand sich auf dem linken Flügel. — G. L. Pirch mit dem zweiten Armeekorps stand etwa 2000 Schritte hinter dem ersten in gerader Linie, den rechten Flügel an Brie, den linken an Sombref gelehnt, die Reservekavallerie zur äußersten Rechten. — Graf Bülow von Dennewitz sollte sich bei seinem Eintreffen eben so als zweite Linie hinter Thielemann aufstellen. —

Das Schlachtfeld lag ungefähr eine Stunde hinter Fleurus. Kleine Anhöhen, Bäche und Dörfer begünstigten die Vertheidigung. Die Frontlinie der Schlacht blieb der Lignybach. Die dominirenden Punkte der Stellung, als die Anhöhe zwischen Ligny und St. Amand und der Windmühlenberg bei Brie, wurden mit zwölfpfünder Batterien besetzt. Die bei St. Amand liegende Windmühle Ferme aber, bei der sich Blücher aufhielt, wurde in Vertheidigungsstand gesetzt, und mit einem Bataillon belegt. — Man hat es dem Fürsten zum Fehler angerechnet, daß er dem dritten Armee-

körps eine so gedehnte Aufstellung gab, weil sie jede Bewegung zu Gunsten des Centrums erschwerte, und dagegen es dem Feinde leichter machte, das Korps im Schach zu halten. Indessen deckte diese Aufstellung Gembloux und den Marsch des erwarteten vierten Korps, und schien um so weniger gefährlich, als man auf dessen Eintreffen rechnen konnte, und ihm Raum sichern mußte, aufzumarschiren, und, wenn es die Noth erheischte, neben Thielemann in die Linie zu rücken. Endlich war auch der Feind zur gleichen Ausdehnung des gegenüberstehenden Flügels gezwungen. Die taktischen Nachtheile schienen sich also aufzuwiegen. —

Mittag war schon vorüber, als das französische Heer in zwei Kolonnen aus dem Walde von Fleurus herauszurücken begann. Man sah diese Kolonnen aufmarschiren; — Alles blieb ruhig; — aber diese Ruhe glich der, die den Stürmen des Meeres vorangeht. — Mit grauem Morgen hatte Napoleon alle Truppentheile, die noch am rechten Ufer der Sambre sich befanden, auf das linke gezogen. Den Angriff auf das preußische Heer fortzusetzen, war beschlossen. Um jeder störenden Bewegung von Seite Wellingtons zuvorzukommen, erhielt der Marschall Ney den Befehl, die Stellung von Quatre-Bras, in der er sich bereits gestern hätte befinden sollen, ohne Säumniß zu nehmen. Es wurde ihm ferner aufgetragen, im Falle der Kanonendonner aus der Gegend von Fleurus oder Gembloux eine Schlacht verkündige, die Preußen durch eine Entsendung auf der Straße gegen Namur in ihrer rechten Flanke anzugreifen. Der Ausführung dieses Auftrags schien um so weniger ein Hinderniß entgegen zu stehen, als die

Engländer vor Abend nicht vereiniget seyn konnten, der Marschall aber, neuerlich durch die Reiterei des Grafen Valmy verstärkt, gegenwärtig über eine Macht von 46,780 Mann und 116 Kanonen zu verfügen hatte.

Der Kaiser begann den Marsch nach Fleurus. Gerard schloß sich um ein Uhr an das Centrum. Man erreichte den Rand des Waldes, wo die Straße sich in das enge Thal senkt, und bald die Höhe vor Fleurus, von wo aus man den preußischen rechten Flügel überblickte, der in dichten Massen auf den entgegengesetzten Höhen stand. Das Auge suchte vergebens nach dem Ende des linken Flügels; er schien sich unbestimmt in der Richtung gegen Gembloux zu verlieren. — Der Kaiser ließ aufmarschiren. Das Korps des G. L. Vandamme rückte über Fleurus hinaus; Gerard blieb im Centrum; Marschall Grouchy bildete mit dem Kavalleriekorps der Grafen Exelmans und Pajol den äußersten rechten Flügel; einige Infanterie verband ihn mit dem Centrum. Die kaiserlichen Garden, die Küraſſierdivision Wathier und Delort, und die Artilleriereserve standen in zweiter Linie hinter Fleurus. Das sechste Korps, das der Kaiser in Charleroi zurückgelassen hatte, erhielt den Befehl, sich augenblicklich gegen Fleurus in Marsch zu setzen.

Mit weniger Begleitung durchritt der Kaiser die Gegend. Er besah die preußische Stellung, fand sie in der Fronte fest, da der Lignybach und ein tiefer Hohlweg die Dörfer Brie, St. Amand und Ligny verbinden, aber mit dem rechten Flügel mehr kühn als sicher gewählt; denn von Quatre-Bras aus war Flanke und Rücken bedroht. Er zweifelte keinen Augenblick, daß Blücher auf eine Bewegung der Engländer gegen die linke französische Flanke rechne, während die weite

Ausdehnung seines linken Flügels die Verbindung mit dem erwarteten vierten Korps vorzubereiten schien. Bevor Eines oder das Andere geschehen konnte, mußte auch nach seinem Dafürhalten die Schlacht entschieden seyn; er bereitete daher den Angriff vor. Die ganze Armee machte eine halbe Linksschwenkung. Auf diese Art befand sich Vandamme vor St. Amand, Gerard vor Ligny, Grouchy aber in einer Stellung, die den preußischen linken Flügel zu umgehen drohte. Die Garden und die Küraſſiere Milhaud's rückten über 500 Schritte vor Fleurus gegen St. Amand hinaus, und bildeten eine zweite Linie. Die Diviſion Girard, die über Wagnee der ersten Brigade des Ziethenschen Korps gefolgt war, schloß sich nun an den äußersten linken Flügel. — Die Standesrapporte wiesen die Stärke des hier in Schlachtordnung befindlichen französischen Heeres mit 59,310 Mann (darunter 12,730 Mann Kavallerie) und 204 Kanonen aus. Das sechste Korps, 11,770 Mann und 38 Kanonen stark, wurde erwartet.

Noch ehe die Schlacht begann, sandte der Kaiser den Obersten Forbin Janson an den Marschall Ney ab. Er ließ ihm seine Unzufriedenheit bezeugen über die Fahrläſſigkeit, den gegebenen Befehlen noch nicht nachgekommen zu seyn, und deren Erfüllung wiederholt auftragen. Der Oberst sollte ihn zugleich mit der preußischen Stellung und der aus ihr hervorgehenden Leichtigkeit einer Operation gegen den Rücken derselben bekannt machen. Der Kaiser war von der Wichtigkeit und der entscheidenden Wirkung einer solchen Bewegung, wozu wider alles Vermuthen sogar die Stellung des Feindes einzuladen schien, so sehr überzeugt, daß er den Obersten mit den Worten entließ: „Dites lui que

le sort de la France est entre ses mains!" — Es war 3 Uhr, Alles vorbereitet, und die höchste Zeit, sollte etwas erwirkt werden. Das Zeichen zum Angriff wurde auf der ganzen Linie gegeben.

Über die so oft mit Blut gedüngten Felder von Fleurus rückten Vandamme, Gerard und Grouchy im Sturmschritte gegen ihre Punkte. Das Feuer der preußischen Batterien empfing sie; um St. Amand entbrannte zuerst der Kampf. Die dritte Brigade setzte hier der Wuth der Angreifenden gleichen Widerstand entgegen. Vor den Eingängen des Dorfes häuften sich die Todten; aber die Franzosen konnten sie nicht gewinnen. Schon stand das Dorf in Flammen; die Preußen verließen es nicht, bis, umgangen in ihrer rechten Flanke, alle Tapferkeit vergeblich, und die Brigade an den Lignybach zurückgedrängt wurde. Augenblicklich verlängerten die Franzosen ihren linken Flügel, um die Hohlwege gegen Brie und gegen die große Straße zu gewinnen; dadurch hofften sie die preußische rechte Flanke zu umgehen, die Verbindung mit dem niederländischen Heere zu gefährden, und zugleich der von Quatre-Bras aus erwarteten Diversion vorzuarbeiten.

F. M. Blücher durchsah das Gefährliche dieser Bewegung. Er ließ den hinter St. Amand zur Unterstützung aufgestellten General Steinmetz mit sechs Bataillons abermals gegen das Dorf vorrücken. Von Ruinen zu Ruinen drängten die Preußen mit dem Bajonette den Feind; aber auf den ummauerten Kirchhof mißlangen alle Angriffe, und man mußte sich begnügen, nur den einen Theil des Dorfes in Besitz zu halten. Doch auch dieser Besitz währte nicht lange. Van-

damme führte alle Truppen ins Gefecht; der herbeigeeilte Girard *) gewann durch eine Bewegung gegen Wagnele, das Brie gegenüber, und nah an der großen Straße liegt, abermals die Flanke der Preußen, die mit dem Bajonette zum Rückzuge genöthigt wurden. — Auch den Franzosen lohnte sich der theuere Kauf nicht. Die zwischen Ligny und Brie aufgestellte zweite Brigade nahm die fliehende erste auf, und drang mit ihr vereint gegen St. Amand vor, und während sich hier der Kampf um den Besitz des Dorfes erneuerte, hielten die nach Wagnele entsendeten Truppen, die 5. und 7. Brigade, das Korps des General Girard im nachtheiligen Gefechte. — Der Kaiser war mit dem Kampfe auf dem linken Flügel unzufrieden. Um die Entscheidung auf diesem Punkte herbeizuführen, ließ er dem Marschall Ney befehlen, mit der im Plane liegenden Diversion zu eilen, und bestimmte ausdrücklich das 1. Armeekorps zur Ausführung derselben, um jeden weiteren Zeitverlust zu beseitigen.

Blutig, aber gleich unentschieden, wie der Kampf um St. Amand, war der um Ligny. Auch dieses Dorf wurde nur halb genommen; alle Versuche, den jenseits des Baches liegenden Theil zu erstürmen, mißlangen. Man kämpfte in den Straßen mit Kolben und Bajonett. Wie vom persönlichen Hasse ergriffen, wüthete Mann gegen Mann. „Es schien," sagt ein Augenzeuge, „als wenn jeder Einzelne in dem Gegenüberstehenden seinen

*) Plotho S. 39 verwechselt den G. L. Girard, der die 7. Infanteriedivision kommandirte, mit Gerard, welchen Namen übrigens keiner der Generäle des ersten Armeekorps trug.

Todfeind getroffen habe, und frohlocke die erſehnte Gelegenheit zur Rache zu finden. Kein Pardon wurde gegeben noch verlangt; die Franzoſen ſtießen dem in ſeinen Wunden dahin Sinkenden noch das Bajonett in die Bruſt; die Preußen aber riefen Fluch dem Feinde entgegen, und tödteten Alles, was in ihre Hände fiel." Beide Theile ſtritten vergeblich um den ungetheilten Beſitz des Dorfes; auf der einen wie, auf der anderen Seite mußten bald wieder verlorene Strecken von einigen Schritten durch Aufopferung von Hunderten erkauft werden.

Aber auch Thielemann wurde bei Sombref angegriffen. Zeigte es ſich auch bald, daß hier das Gefecht nicht entſchieden werden ſollte, ſo hinderten die Angriffe des Marſchalls Grouchy doch, die Kräfte anderswo zu verwenden.

Es war fünf Uhr. Alle Reſerven des dritten und vierten Korps ſtanden im Gefechte; die errungenen Vortheile wogen die Opfer nicht auf. Jetzt erhielt der Kaiſer vom Marſchall Ney die Nachricht, daß der eigene Kampf mit dem niederländiſchen Heere ihm jede Entſendung unmöglich mache. Dieß brachte in die Lage der Sachen eine gewaltige Änderung. Konnte man ſich bis nun über den wenigen Erfolg der Angriffe auf St. Amand und Ligny mit dem Gedanken tröſten, daß zum wenigſten Zeit zur Ausführung der eingeleiteten Bewegung des erſten Korps gewonnen ſey, und daß die entſchiedenen Vortheile, die ſie bringen muß, Erſatz leiſten werden für die Verluſte, die ihre Zögerung veranlaßt, ſo war dagegen, wie die Dinge jetzt ſtanden, Muth und Kraft der Truppen umſonſt geſchwächt. Der Plan der Schlacht mußte verändert, eine neue begonnen, und,

um ſie bald zu Ende zu führen, und die verlorene Zeit einzubringen, ein entſcheidender Schlag gewagt werden. Der Kaiſer beſchloß, ihn gegen das Centrum des Feindes in Ligny auszuführen. Gelang er, ſo war der Tag zum wenigſten gewonnen, wenn auch der Erfolg des Sieges nimmer derſelbe ſeyn konnte, den man früher zu erwarten berechtiget war. Die Garden, bereits auf den Höhen von St. Amand angekommen, wurden zum Rückmarſche gegen Ligny befehligt; ſie zogen ihre Kanonen zurück, um das Feuer des Feindes nicht auf ſich zu locken, und zwecklos Verluſt zu erleiden. Napoleon ſetzte ſich nun ſelbſt an die Spitze der Grenadiere. Die geſammte Reiterei der Garde folgte ſeiner Bewegung.

In dieſem Augenblicke, der die Entſcheidung furchtbar zu gebären drohte, meldete der General, deſſen Name nun einmal Frankreich kein Heil bringen ſollte, Vandamme, daß auf Entfernung einer Stunde zu ſeiner Linken eine feindliche Kolonne von etwa 20,000 Mann aus dem Walde debouchire, und man aus ihrer Richtung glauben dürfe, ſie hätte die Abſicht, gerade auf Fleurus vorzudringen. Dieſe Meldung zwang den Kaiſer, den beabſichteten Angriff aufzuſchieben, und Vorkehrungen gegen das beinahe unerklärbare Ereigniß zu treffen. — Sollten es Engländer ſeyn? — Aber wie durften dieſe es wagen, ſich mitten zwiſchen des Kaiſers Heer, zwiſchen ihn und ſeinen Marſchall ſich einzudrängen? — Wäre es Erlon? — Aber man erhielt ja vor einer Stunde die Meldung Ney's, daß er außer Stande ſey, die geringſte Diverſion zu machen. — Genug, wer es auch immer ſeyn möge, man mußte warten, bis beſtimmtere Nachrichten einliefen. Mit dieſem War-

ten aber gab man den Vortheil der Überraschung im Angriff auf, und Blücher versäumte nicht, die zwei letzten disponiblen Brigaden des zweiten Armeekorps, die sechste und achte, zwischen Ligny und St. Amand vorzuschieben. Zu gleicher Zeit setzte er sich an die Spitze der fünften Brigade, und durch Kavallerie vom zweiten und dritten Armeekorps begleitet, drang er gegen den letztren Ort vor, und warf den beunruhigten Vandamme heraus. Wie den französischen Reihen, hatte das dumpfe Gerücht des Herannahens englischer Hilfe sich auch den preußischen mitgetheilt. Mit Begeisterung erstiegen sie die Höhen seitwärts vor St. Amand. Blücher ließ aufmarschiren, um in Verein mit den erwarteten Engländern gegen den Rücken des Feindes vorzudringen; aber eine französische Kolonne, die, im gleichem Irrthume handelnd, den vermeintlichen Engländern von Ligny aus entgegen zog, warf den Marschall nach St. Amand zurück. —

Sechs Uhr war vorüber. Die Preußen hielten die Schlacht auf allen Punkten; aber auch alle Kräfte waren bis zur höchsten Spannung gebracht; mit jeder Minute wurde der Widerstand schwieriger. Aber die Lage Blüchers wurde vollends bedenklich, als jetzt vom Herzog von Wellington Nachricht anlangte, daß bei Abgange des Kouriers kaum 20,000 Mann zu Quatre-Bras vereinigt standen, und diese im heftigsten Gefechte mit dem überlegenen Feinde begriffen waren. Nun mußte dem Fürsten um seine Stellung bange werden. Es war klar, daß die Kolonne zu seiner Rechten nicht aus Engländern bestehen könne; es war zu fürchten, daß der Feind die Stellung von Quatre-Bras nehmen, und eine bedeutende Entsendung gegen Brie

und Sombref machen werde; der Muth der Truppen endlich mußte jetzt, wo die Täuschung nimmer zu verbergen war, da man die vermeintliche Hilfskolonne sich nicht nur allein nicht nähern, sondern sogar zurückziehen und verschwinden sah, um so mehr sinken, mit je größerer Freude das ganze Heer die mit Blitzeseile verbreitete Nachricht des Anrückens des Engländer aufgenommen hatte. Zu allem dem kam auch jetzt, um den Fürsten auf das Äußerste zu bringen, noch die Meldung Bülows, daß seine Vortruppen diesen Abend erst in Gembloux eintreffen werden. Verspätung der Befehle, Entfernung und Mißverstand hatten diese Zögerung verursacht.

Es war Abend geworden. Auf eine ganz eigene Art, die uns ein sprechendes Beispiel von dem Einwirken der Zufälle in das Spiel der Schlachten gibt, hatten die kämpfenden Kolosse sich auf einmal gegen ein drittes Objekt gewendet, und, als hätten sie sich darüber zum Theile vergessen, war es stiller vor der Fronte geworden. Auch Napoleon harrte mit ungestümer Sehnsucht des General Déjean, der ihm Nachricht über jene räthselhafte Kolonne bringen sollte. Er kam, und — es war Erlon! — Schnell mußte der Angriff wieder aufgefaßt werden, sollte man den Preußen nicht zu lange Zeit der Erholung gewähren; aber die Reserven brauchten eine halbe Stunde bis sie nach Ligny rückgekehrt waren, und konnten vor sieben Uhr nicht eintreffen.

Blücher, von der Wichtigkeit St. Amands als Stützpunkt des rechten Flügels gegen jede Diversion Ney's, die durch jene Kolonne vorbereitet zu werden schien, bewogen, diesen eroberten Ort auf das Äußerste gegen die erneuerten Angriffe Vandamme's zu ver-

theidigen, ließ die letzte hinter Ligny aufgestellte Brigade dahin abrücken. Aber dieser Marsch wurde den Preußen verderblich: denn kaum erreichte die Brigade St. Amand, als der Angriff auf Ligny begann, — so begann, wie er zwei Stunden früher hätte beginnen sollen. Die Division Pecheux griff das Dorf in der Fronte an; 8 Bataillons Gardegrenadiere überschritten trotz dem Hagel der Kartätschen den Bach und den Hohlweg, und stürzten mit dem Bajonette auf die im Dorfe stehenden Preußen; 48 Stücke reitender Artillerie trugen den Tod auf jeden Punkt, und in jede beliebige Nähe; endlich zertraten auch noch die geschlossenen Massen der Kürassiere Milhaud's die von allen Seiten zusammengedrängten preußischen Vierecke; — ihr verzweifelter Widerstand hörte auf, denn sie wurden vernichtet, und so war das preußische Centrum durchbrochen. Zu gleicher Zeit umging Girard die Rechte, Grouchy aber warf sich, obwohl vergeblich, auf Sombref.

Der Feldmarschall hoffte noch die unglückliche Katastrophe aufzuhalten. 6 Eskadrons standen um ihn; keine andere disponible Truppe war im Bereich. Er zögerte nicht, stürzte an der Spitze dieser 6 Eskadrons dem Eisenwall der Kürassiere entgegen; aber sie zerschellten, und hier war es, wo der Fürst unter das fallende Pferd sank, von den verfolgenden Kürassieren überritten, und durch seinen Adjutanten Grafen Nostitz gerettet wurde *). —

*) Es drängt sich unwillkührlich die Frage auf, woher es kam, daß von der über 12,000 Mann starken Reiterei, die in der Schlacht anwesend war, niemals auch nur 2000 Mann zu einem Angriffe versammelt wurden? —

Die Schlacht war verloren, und der Rückzug mußte angetreten werden. Er geſchah in Vierecken mit Ruhe und Feſtigkeit. G. L. v. Röder befehligte die Nachhut; er drang in die Defileen von Brié, welchen Ort er bis ein Uhr in der Nacht beſetzt hielt. Bei Marbais ſtellte ſich die zweite Brigade auf. Das erſte und zweite Korps zogen bis Tilly und Gentinnes, zwei Stunden vom Schlachtfeld. Hier befahl Blücher den weiteren Rückzug nach Wavre, wo die Vereinigung mit dem niederländiſchen Heere zu hoffen war. Thielemann rückte erſt gegen Mitternacht nach Notre Dame de Moad unweit Gembloux, um mit dem übrigen Heere in Verbindung zu bleiben. Die Dunkelheit, die Ermüdung der Franzoſen, und die Tapferkeit der Preußen hinderte die Verfolgung. Um zehn Uhr hörte das Kanonenfeuer auf. Die Franzoſen übernachteten auf dem erſiegten Schlachtfelde.

Der Verluſt an dieſen beiden Tagen war auf preußiſcher Seite bedeutend größer, als auf der der Franzoſen; er betrug 20,349 Mann (darunter 407 Offiziere), an Todten, Verwundeten und Vermißten, nebſt 2200 Pferden; das erſte Armeekorps allein hatte 12,486 Mann, 225 Offiziere und 1006 Pferde verloren. Einige zwanzig Kanonen blieben in den Händen des Siegers, der ſeinen Verluſt auf 6800 Mann angab. —

In unſern Tagen, wo durch die Anwendung der Maſſenbewegungen im Kampfe gegen Kavallerie der Vortheil ſo ſehr auf Seite des Fußvolks ſich befindet, kann nur die Schwere der Vielzahl wirken. — Um dieß Räthſel zu löſen, müßte man übrigens die Details kennen, welche die Maßregeln des Feldherrn beſtimmten.—

Napoleon hatte die Schlacht gewonnen, aber seinen Zweck nicht erreicht. Der Angriff auf Ligny entschied auf eine Art, die den Feind geradezu in einer Richtung zurückzugehen zwang, wo, durch die Dyle und durch Engpässe gedeckt, die Vereinigung mit dem indeß versammelten englisch-holländischen Heere als nicht zu verhindern vorausgesetzt werden konnte. Die Hoffnung, durch den Schlag an diesem Orte die preußische Armee zu zersprengen, und dann theilweise auf der Flucht aufzureiben, konnte nur durch eine schnelle Verfolgung mit allen disponiblen Kräften, und bevor Blücher Wavre erreicht hatte, nehmlich nur in dieser Nacht noch in Erfüllung gehen; denn am nächsten Morgen mußte Bülow mit 36,000 Mann über Gembloux eintreffen, und die englische Hauptmacht konnte sich in die französische linke Flanke bewegen. Für eine solche Verfolgung war aber Napoleon um so weniger gestimmt, als er aus dem Schwanken der Schlacht, aus der Haltung und dem Muthe der retirirenden Preußen sich überzeugt hatte, daß keineswegs ein panischer Schrecken seinem Heere vorausflog, und daß seine Verfolgung wohl eine Schlacht im Marsche einleiten könne, nicht aber die geordnete Kraft des Feindes zerstäuben werde.

Von dem Angriffe auf St. Amand zu jenem auf Ligny, als Schlüssel des Schlachtfeldes, überzugehen konnte aus keiner andern Ursache geschehen, als, weil die Schlacht, einmahl begonnen, auch fortgeführt werden mußte, und der Sieg an sich nun ein Objekt wurde, war gleich der von ihm erwartete große Vortheil nimmer zu erreichen. Girard's Bewegung gegen die rechte preußische Flanke hatte den Weg vorgezeichnet, auf

dem allein das franzöſiſche Heer im errungenen Siege auch die Früchte ſeiner Anſtrengung ernten konnte. Ein Angriff auf St. Amand, geführt durch alle Garden und Reſerven, die durch eine Linksbewegung über die Höhe von Wagnele gegen die große Straße dem auf derſelben vorbrechenden erſten Armeekorps die Hand geboten hätten, während die Korps der Generäle Gerard und Grouchy den Feind vor Ligny und Sombref beſchäftigten, würde einen ſtrategiſchen Sieg zur Folge gehabt haben; die preußiſche Armee hätte vielleicht nur unter den Kanonen von Maſtricht ihre Aufſtellung nehmen können, und jetzt wäre der Angriff auf Wellington mit aller Wahrſcheinlichkeit des Erfolges zu beginnen geweſen. — Ney's nicht übereinſtimmende Operationen retteten das preußiſche Heer. —

Blücher hatte den vorgeſetzten Zweck nicht verfehlt. Ein Tag war gewonnen: — wie wichtig für die Konzentrirung der befreundeten Streitkräfte! — und die Verbindung mit Wellington nicht verloren. Freilich war der Preis, um den man dieſe Vortheile kaufte, nicht geringe. Aber die Bewegung gegen St. Amand in dem Momente, als Ligny wirklich angegriffen und genommen wurde, hatte auch einen größeren Verluſt zur Folge gehabt, als nöthig war, für die Behauptung des Schlachtfeldes zu wagen. Daß der Fürſt den Beſitz von St. Amand für ſo entſcheidend hielt, um Alles für die Erhaltung desſelben aufzubiethen, war natürlich. So lange er die engliſche Hilfe erwartete, war ihm dieſer Ort als Sperrpunkt des Deſilees gegen Brie von äußerſter Wichtigkeit. Von dem Augenblicke aber, als er erfuhr, daß die verſprochene Unterſtützung nicht anlangen könne, konnten ihn die heftigen Angriffe der

Franzoſen auf dieſen Punkt, endlich die Bewegung Erlons, über eine zuſammenhängende Operation gegen ſeine ausgeſetzte rechte Flanke nimmer in Zweifel laſſen.

Das berechnete, und nicht geſchehene Eintreffen der Engländer hatte während des ganzen Tages eine Lücke im Schlachtplan verurſacht, und um ſo mehr nachtheilig eingewirkt, als durch das Außenbleiben des ſechsten franzöſiſchen Armeekorps, das erſt mit Beginn der Nacht bei Fleurus eintraf, die Überzahl der Streitkräfte auf preußiſcher Seite war, und Blücher, ſeiner Beſchränkung auf ſich ſelbſt bewußt, nicht durch die leere Hoffnung der eintreffenden Unterſtützung hingehalten, andere Maßregeln ergriffen haben würde. — Das Gleiche kann von dem franzöſiſchen Schlachtentwurf geſagt werden. Hätte Napoleon nicht auf die Mitwirkung des Marſchalls Ney zu warten gehabt, ſo wäre der Tag vielleicht früher gewonnen worden. Beide Theile hat die weitläufige Kombination gelähmt; beide wurden auf ähnliche Art von ihr getäuſcht. Aber die Franzoſen, des Irrthums früher bewußt, verbeſſerten ihn, und ſiegten; die Preußen, ein Zuſammenwirken der Kräfte ihres Gegners irrig vorausſetzend, und in dem Glauben handelnd, daß ſie ſchwächer ſeyen, wurden beſiegt. — Es iſt nöthig ſich endlich gegen die Seite zu wenden, von der aus die Berechnungen beider Feldherren, die bei Ligny kämpften, auf gleiche Weiſe verwirrt wurden. Wir wollen ſehen, welcher Antheil der Schuld auf die Umſtände, welcher auf die Perſonen zu wälzen ſey.

Seit frühem Morgen waren die Vorpoſten des Prinzen von Oranien, der, wie wir wiſſen, die Stellung bei Quatre-Bras durch die holländiſche Diviſion Perponcher

beſetzen ließ, mit denen des franzöſiſchen linken Flügels im Gefechte, und drängten die letzteren ſogar bis Frasne zurück. Marſchall Ney zögerte noch mit dem Aufbruche, um nähere Weiſungen über die Aufgabe dieſes Tages abzuwarten, und, als dieſe endlich eintrafen, und die geſtern erhaltene Dispoſition mit dem Beiſatze beſtätigten, bei dem erſten Kanonenſchuß aus der Gegend von Fleurus alle entbehrlichen Truppen zu einer Diverſion in die preußiſche rechte Flanke zu verwenden, ſo glaubte er um ſo mehr mit dem Angriffe noch rückhalten zu müſſen, als die Preußen, ſo lange ſie nicht wirklich angegriffen waren, ſeinen Heerestheil, wenn er bis Quatre-Bras vorgeſchoben wäre, gefährden konnten, und überdieß vor ſechs Uhr Abends ihm eine überwiegende Verſtärkung des Prinzen von Oranien nicht wahrſcheinlich dünkte.

Er lag ruhig den Mittag durch in ſeiner Stellung zwiſchen Goſſelies und Frasne, bis der Donner von St. Amand und Oberſt Forbin ihm den Angriff des Kaiſers verkündigten. Nun ſetzte er ſich mit den drei Diviſionen des G. L. Reille, den Küraſſieren unter Kellermann, und den zwei leichten Kavalleriediviſionen Piré und Jacquinot, zuſammen 22,840 Mann mit 56 Kanonen, gegen Quatre-Bras in Marſch, ließ aber bis auf weiteren Befehl den Grafen Erlon mit vier Infanteriediviſionen (17,020 Mann) und der leichten Garde-Reiterdiviſion des G. L. Lefevre Desnouettes (2340 Pferde) und mit 52 Kanonen in Frasne zurück.

Die niederländiſchen Poſten wichen vor dem überlegenen Feinde, der unaufgehalten auf der Straße vordrang, endlich auf den letzten Höhen vor Quatre-Bras ſich entwickelte, ſeinen rechten Flügel bis Piermont

ausdehnte, und ſich zum Sturme gegen die niederländiſche Stellung bereitete. — Es ging nah an Vier. Die engliſche Diviſion des G. L. Sir Th. Picton, vor kurzem erſt eingetroffen, war gerade im Aufmarſch und in Beſetzung der angewieſenen Stelle, dem rechten Flügel des Feindes gegenüber, begriffen; ſie ſollte ſich an Piermont lehnen, dann der Richtung der Straße nach Quatre-Bras folgen. Die Diviſion Alten war beſtimmt, ſobald ſie ankam, rechts neben Picton in die Linie zu treten, und ſich an Quatre-Bras zu ſchließen, wo der Mittelpunkt der Stellung ſich befand. Das Feuer des Feindes beſtrich die ganze engliſche Linie; ſeine leichte Reiterei ſtürzte durch die Felder voll hohen Korns in die Tiefe hernieder, die zwiſchen beiden Heeren lag, und hieb zwei Kompagnien des im Marſche begriffenen 42. Regiments ſammt dem Kommandanten desſelben, dem Oberſten Maeara, nieder. Oberſtlieutenant Dik formirte pfeilſchnell das Quarree; aber auch er ſank verwundet vom Pferde, und nur mit großem Verluſte wurden die Feinde zurückgewieſen. Dennoch beſetzten ſchottiſche Scharfſchützen das Thal, und durch eine drohende Bewegung gegen den feindlichen rechten Flügel wurde Zeit gewonnen, den Aufmarſch des eigenen rechten Flügels zu bewirken.

Ein dichtes Gehölz, der Wald von Boſſu genannt, von einem Hohlweg umſchloſſen, liegt zur Rechten der Heerſtraße, die von Quatre-Bras nach Frasne führt, und dehnt ſich von erſterem Orte bis Pierepont aus. Der Herzog ließ dieß Gehölz und die zwiſchen ihm und der Straße liegenden Kornfelder durch den Prinzen von Weimar beſetzen, das braunſchweigiſche Korps aber, das nebſt den naſſauiſchen Truppen unter

G. M. v. Kruse zunächst nach Sir Th. Picton eingetroffen war, hinter der Waldspitze rechts von Quatre-Bras aufmarschiren.

Kavalleriegefechte eröffneten die Schlacht. Die belgischen Dragoner wurden geworfen, aber die Husaren Braunschweigs nahmen die Fliehenden auf. Zwey Bataillons, und zwey Schützenkompagnien der Braunschweiger rückten in Massen gegen die an der Straße liegende Schäferei vor. Der aus dem Bois de Bossu kommende, mit der englischen Stellung beinahe gleichlaufende Bach trennte sie vom Feinde, der sich begnügte, ihnen durch eine bey Gemioncourt aufgefahrene Batterie bedeutenden Schaden zu thun, bis vier englische Kanonen ihm zu antworten kamen. —

Es war 6 Uhr. Der Donner von Ligny hallte wie ein bedeutungsschweres Echo aus der Ferne wieder; da begann endlich Ney, seine Angriffskolonnen vorzuschieben. Die eine derselben, etwa 3000 Mann stark, stürmte gegen den Wald, warf den Prinzen aus der Richtung gegen Hautain le Val, und war eben im Begriffe, gegen Quatre-Bras zu debouchiren, um eine zweite Kolonne von gleicher Stärke, die sich, von Kavallerie-Massen begleitet, auf der Straße vorbewegte, im Angriff zu unterstützen. „Was sind das für Truppen im Walde?" fragte der Herzog den Prinzen von Oranien, der mit ihm auf einer nahen Höhe stand. „Ich glaube, Belgier," antwortete dieser: denn Weimars excentrischer Rückzug war nicht zu sehen gewesen. Aber mit Adlersblick erkannte Wellington den Feind, und ließ ihn augenblicklich durch die eben auf dem Schlachtfelde eingetroffene erste Brigade der Garden, unter G. M. Sir Pereg. Maitland angreifen. Diese warf die Kolonne

zurück, trieb sie durch den Waldspitz in die Felder hinaus, stürzte sich mit dem Bajonette, ohne sich auch nur zur Formirung Zeit zu gönnen, auf eine Unterstützungstruppe. Hier aber von den Küraſſieren in Flanken und Rücken gefaßt, gewann sie nur mit schwerem Verluste den Waldrand wieder, den sie behauptete.

Während auf diesem Punkte der Kampf so blutig als unentschieden geführt wurde, war im Centrum der Angriff nicht minder lebhaft. Durch jene zweite Kolonne gedrängt, mußten die Braunschweiger die Schäferei auf der großen Straße verloren geben; ihre Kavallerie wurde nach verwegenem Widerstande durch die schweren Reiter des Feindes geworfen, und floh gegen Quatre-Bras zurück. Mit vorgestrecktem Schwerte verfolgten sie die eisernen Massen, die unaufhaltbar in ihr Verderben rannten; denn in dem Graben der Straße lag das 92. Regiment, von Sir Th. Picton zur Unterstützung vorgebracht, und erst als die dessen nicht achtenden Küraſſiere in ihrer ganzen Länge auf der Straße vorprellten, gab das Regiment auf eine Entfernung, wo es den Feind mit dem Bajonette erreichen konnte, Feuer. Roß und Reiter stürzten zusammen; — die feindliche Kolonne war in zwei Theile zerrissen; — die Vorderen warfen sich auf das Gefolge des Herzogs von Braunschweig, wurden aber von seinen Husaren gesammengehauen; die Hinteren, ohne Zaudern von den Schotten, „diesen Löwen in der Schlacht und Lämmern im Hause *),“ mit dem Bajonette an-

*) Diese Namen erhielten sie von den Niederländern weil sie sich eben so gemüthlich in ihren Standquartieren als tapfer vor dem Feinde betrugen.

gefallen, eilten gegen die Ihrigen zurück. Das brave Regiment verfolgte sie weit zwischen die feindlichen Massen hinein, bis über 300 Mann das Opfer des Muthes wurden, und es nach dem Verluste von vier einer kommandirenden Offiziere zum Rückzuge genöthiget war. Es verlor seine Fahne, aber auf eine ehrende Weise; denn der Träger erlag, und eine Kugel riß sie in Trümmern mit sich fort. — Die Infanteriedivision von Jerome Bonaparte hatte durch eine Vorrückung die geworfene Kavallerie aufzunehmen gesucht; Braunschweig führte ihr seine wieder geordneten Truppen entgegen; in dem Gewirre dieses Kampfes empfing er die tödtliche Wunde, und so mußte dieser edle, aber unglückliche Fürst gegen jenen König nicht allein seine Staaten, sondern auch sein Leben verlieren.

Auf dem linken Flügel war es dem Feinde gelungen, das Dorf Piermont zu nehmen, und die Straße nach Namur zu gewinnen. Die Schlacht schien sich zum Vortheile des Feindes zu neigen, bis endlich die braunschweigischen Batterien, nachdem sie drei Stunden im scharfen Trabe gefahren, auf dem Schlachtfelde eintrafen, und des Feindes überwiegende Kraft an Artillerie mehr ausgeglichen war. Sie begannen ohne Zaudern ihr Feuer. Mittlerweile langten auch die Bataillone Grubenhagen, Osnabrück und Bremen, und die zweite Gardebrigade (G. M. Sir John Byng) an; sie marschirten im Feuer des Feindes auf. Den Garden am rechten Flügel gelang es, durch Braunschweiger unterstützt, die vor ihnen stehenden Massen zu werfen; das Centrum drückte den Feind auf der Straße gegen Frasne zurück, und das Feldbataillon Lüneburg (Oberstl. Klenke) nahm am äußersten linken Flü-

gel Piermont wieder. Marſchall Ney, der das Anwachſen der feindlichen Kräfte fühlte, ſandte in dieſem zweifelhaften Augenblicke nach dem erſten Armeekorps, das er in ſeinem Rücken vermeinte, da er gleich nach Beſichtigung der feindlichen Stellung, nicht lange nach drei Uhr, dem Kaiſer die Mittheilung gemacht hatte, die Stärke des Feindes ließe keine Entſendung ſeiner Truppen zu. Ungefähr um dieſelbe Zeit hatte der Kaiſer dem Marſchall die Ausführung der verabredeten Bewegung gegen die preußiſche rechte Flanke erneuert aufgetragen. Dieſer Befehl wurde vermög Inſtruktion dem zunächſt ſtehenden Grafen Erlon übergeben, der, von der Meldung des Marſchalls nicht in Kenntniß, ſich um keine Zeit zu verlieren augenblicklich gegen Fleurus in Marſch geſetzt hatte. In der Gegend von St. Amand angekommen, veranlaßte er die Verzögerung des Angriffes auf Ligny, und hier endlich wendete er ſich, auf einander folgenden Befehlen des Marſchalls gemäß, wieder gegen die Linke, ſo zwar, daß er erſt um neun Uhr Abends zum Marſchall ſtoßen konnte, wo die Schlacht ſchon verloren war.

Denn als Ney die unvermuthete Nachricht erhielt, daß das erſte Korps aus der Gegend von Frasne verſchwunden ſey, als ihm die eigene verſpätete Meldung dieſes Korps über die Marſchrichtung, die es genommen, zukam, ſo glaubte er, bei den mit jedem Momente ſich mehrenden Kräften des Feindes den Rückzug anordnen zu müſſen. Reiterangriffe ſollten denſelben decken; aber das 8. und 11. Küraſſierregiment wurden trotz ihrer muthigen Anſtrengung geworfen. Die pohlniſchen Lanciers ſuchten vergeblich das Viereck des 28. Regiments zu durchbrechen; der feſte Geiſt, den es in Spa-

nien zeigte, bewährte ſich in dieſer Stunde wieder; es baute ſich aus ſeinen Todten den Wall, und die Pohlen, in Fronte und Flanken gefaßt, nahmen die Flucht. Mit dem Bajonette ſtürmte das 79. Regiment die von dem Feinde beſetzten Höhen, und unter dem Klange der Pfeifen, die eine hochländiſche Weiſe ſpielten, rückten unaufhaltſam die Bergſchotten vor.

Die Menge der franzöſiſchen Verwundeten, die hinter ihrem Heere Schutz ſuchten, die geworfenen Reiter, die ſich eben dort zu ſammeln ſtrebten, überhaupt die Flüchtigen aller Art, brachten Schrecken in den Troß, der gewöhnlich die Armeen zu begleiten pflegt. Die Wägen, die fliegenden Spitäler, die Marketender, die Diener u. ſ. w. glaubten den Tod im Nacken, überfüllten die Straße, und riſſen mit ſich, was ihnen begegnete, oder noch ſtand. Auch die im Rückzuge begriffene Hauptmacht drohte die Haltung zu verlieren; aber der Kuiraſſierdiviſion des G. L. Rouſſel gelang es, die Sieger aufzuhalten. Die Flüchtigen ſammelten ſich hie und da wieder, und der Marſchall retirirte in geſchloſſenen Maſſen bis Frasne. — Der Tag war zu Ende, mit ihm die Schlacht. —

Nach einem Verluſte von 4140 Mann war alſo der eine Theil der Aufgabe: die Poſition von Quatre-Bras zu nehmen, nicht gelöſet; um ſo viel weniger konnte dem andern: eine Diverſion gegen Fleurus zu machen, entſprochen werden. Was noch am Mittage leicht geſchehen konnte, war am Abende unmöglich geworden. Die ſcheinbare Nachläſſigkeit des Marſchalls wird zum Theil wirklich dadurch entſchuldigt, daß er, nur zwey Stunden vom preußiſchen Heere entfernt, ſeine Truppen, ſo lange Fleurus vom Kaiſer nicht er-

reicht war, nur mit Gefahr weiter vorschieben konnte. Gerard's und Vandamme's verspätetes Eintreffen hatte am gestrigen Tage die Besetzung von Fleurus verhindert; Ney hoffte, am Morgen sicherlich davon die Nachricht zu erhalten. Sie kam erst Nachmittags, und er wagte es früher nicht, einen Marsch anzutreten, der die Höhe seiner Armeekolonne so weit über die des Kaisers hinausgebracht hätte. Diese Besorgniß für seine rechte Flanke scheint uns auch das Zurücklassen des ersten Armeekorps zu erklären. Indessen kann man immer fragen, warum er nicht gleich am Beginne der Schlacht, als er sich von dem Ernste der Behauptung der Position von Quatre-Bras überzeugte, und wissen mußte, daß mit jeder Viertelstunde die feindliche Streitkraft durch neu anlangende Truppen wuchs, warum er nicht gleich Anfangs den Grafen Erlon an sich zog, und, anstatt die Hälfte der Armee unthätig zu lassen, nicht mit vereinten Kräften den Angriff unternahm? — Sehr bezeichnend sind die Worte Gourgaud's, wenn er sagt, daß in diesem Treffen, wie an den schönsten Siegestagen, die Bravour des französischen Soldaten, und seine Zuversicht in den Sieg unverändert sich zeigte, aber die Generäle nimmer dieselben Männer waren. Weder die einstige Energie, noch jener Schnellblick, der überall das Tauglichste und Beste ausfindet, noch jene Kühnheit, die das Glück sich verbindet, belebte sie. Über der ängstlichen Vorsicht verloren sie den Tag. Nur ihre persönliche Tapferkeit blieb ihnen noch. *) — Welch psychologisch richtiger Wechsel! —

*) Gourgaud, Campagne de 1815. Berlin. 1819. — pag. 35.

Aber auch Wellington hatte mit bedeutendem Verluſte den Poſten erkauft, deſſen Wichtigkeit für die preußiſche Flanke ſowohl, als die für Vereinigung des eigenen Heeres nicht zu verkennen war. An 5000 Mann befanden ſich todt, oder unfähig zum Streite. —

Von Stunde zu Stunde wurden Nachrichten zwiſchen den Heeren von Ligny und Quatre-Bras gewechſelt. Noch um halb 9 Uhr traf ein Kourier ein, durch den Blücher die Hoffnung ausſprechen ließ, daß er die Schlacht zu halten gedenke. — Keine weitere Mittheilung an den Herzog erfolgte. Dieſer beſchloß, auf dem Schlachtfelde zu lagern. In dieſer Nacht mußte die ganze niederländiſche Armee ſich vereinigen; außer Lord Hill und dem Kavalleriekorps des Grafen Uxbridge, waren bereits alle Truppen eingetroffen. — Der Herzog nahm ſein Hauptquartier zu Genappe; Oranien zu Nivelles. —

Die Nacht war halb vorüber, das Feuer von Ligny lange ſchon ſtill, und noch immer keine Nachricht über den Erfolg der Schlacht. — Der Herzog ahnte, was geſchehen. Ausgeſandte Patrullen meldeten endlich, daß ſie den Feind auf der Heerſtraße gegen Sombref gefunden. Aber erſt am Morgen wurde Blüchers Rückzug nach Wavre bekannt; denn der mit dieſer Nachricht in der Nacht abgeſendete Offizier war in der Dunkelheit vom Feinde überfallen und erſchlagen worden.

Wellington hatte keine Wahl über die nächſte Diſpoſition. Eine Stunde zu ſeiner Linken ſtieß man auf die Poſten des vierten franzöſiſchen Armeekorps; Kavallerietrupps ſtreiften vielfältig in geringer Entfernung um ſein Lager; — es war kein Zweifel, daß die franzöſiſche Hauptmacht hinlänglich nahe ſey, um,

noch ehe die Sonne im Mittag ſteht, mit vereinten Kräften ſich gegen ihn wenden, und ihn zum ungleichen Kampfe zwingen zu können. Auf Unterſtützung von Seite der Preußen war in gegenwärtiger Lage nicht zu hoffen; vielmehr ſtund es an dem Herzog, den Dienſt des Helfers ſeinen deutſchen Waffenbrüdern zu leiſten.

Um acht Uhr ließ er abkochen, und um zehn Uhr begann in drei Kolonnen der Rückzug über den Thy-Bach. Die erſte Kolonne führte Lord Hill über Nivelles nach Braine la leude; die zweite der Erbprinz von Oranien auf der Brüßler Straße über Genappe in dieſelbe Gegend. Die dritte Kolonne unter dem Prinzen Friedrich von Holland wurde über Braine le chateau nach Häll geſendet, wo die von Ath und Mons nach Brüſſel führenden Straßen ſich vereinigen; ſie beſtand aus der holländiſchen Brigade des G. L. Bar. Anthing, die den Nahmen der indianiſchen führte, der erſten holländiſchen Diviſion: Stedtmann, der ſechſten engliſchen Brigade unter Calville, endlich aus drei Huſarenregimentern unter Esdorf, ſollte Brüſſel decken, und die rechte Flanke vor Umgehung ſchützen *). Die Diviſion Alten und

*) Dieſe Entſendung gegen Hall hat man dem engliſchen Heerführer als einen bedeutenden Fehler angerechnet. Indeſſen glauben wir, daß man ſich denn doch hüten ſolle, einem ſo geübten Feldherrn, wie Wellington, eine Unklugheit zuzutrauen, die man kaum dem gewöhnlichſten Generalen verzeihen könnte. — Es war noch ungewiß, ob ſich der Herzog vor Brüſſel ſchlagen könne, und welchen Weg der Feind dahin einſchlagen werde. Eine Bewegung über Hall nach Brüſſel ſchien ſehr möglich. — Selbſt eine feind-

die ganze Kavallerie blieben auf dem Schlachtfelde zur Sicherung des Rückmarsches, bis, durch die von Marbais gegen Quatre-Bras vorbrechenden feindlichen Kolonnen bedroht, diese Truppen um zwei Uhr Nachmittags dem Heere folgten. Die Artillerie des Feindes drängten die englische Nachhut lebhaft, bis Graf Uxbrigde mit der ersten Brigade der Leibgarden dieselbe zurückwarf.

Der französische Kaiser hatte die Nacht zu Fleurus zugebracht. Der größere Theil seiner Truppen stund zwischen Marbais, St. Amand und Ligny; die Garden, und das spät eingetroffene sechste Armeekorps lagerten zwischen dem letzterem Orte und dem kaiserli-

---

liche Entsendung dahin konnte von den übelsten Folgen seyn, und die Beschaffenheit der Kommunikationen ladet zu solchem Unternehmen ein: denn drei Straßen führen von Nivelles nach Hall. Endlich ist dieser letzte Ort nur vier Stunden von Braine la leude entfernt; in sieben Stunden nach Absendung des Befehles konnten die Truppen im schlimmsten Falle zur Hauptmacht gezogen seyn, und wenn es in der Nacht vom 17. nicht geschah, so lag der Grund vielleicht darin, weil der Herzog, bereits über den Zustand des preußischen Heeres beruhigt, und auf die Unterstützung desselben rechnend, dieses Korps nothwendiger bei Hall hielt, zur Sicherung der Hauptstadt überhaupt, als insbesondere auch zur Deckung einer Aufstellung hinter derselben, im Falle daß die Schlacht verloren ginge. Bedenkt man endlich noch, daß die entsendeten Truppen größten Theils aus Neuausgehobenen bestanden, und Wellington derselbe Mann ist, der ein Jahr früher bei seinem Marsche über die Pyrenäen die spanischen Truppen zurücksandte, um des Restes seiner Armee desto gewisser zu seyn, so erscheint diese Entsendung hinlänglich erklärt.

chen Hauptquartiere. Gegen Mitternacht erhielt er Kunde, daß Marschall Ney mit dem ersten und zweiten Armeekorps und dem Kavalleriekorps des Grafen Valmy sich wieder in der Stellung von Frasne befinde. Er sandte diesem Marschall augenblicklich den Befehl, bei Anbruch des Tages seine Truppen zur Verfolgung der Engländer bereit zu halten, und ihnen wenigstens auf dem nicht bezweifelten Rückzuge den möglichst größten Schaden zuzufügen. Er selber war entschlossen, auf der Straße von Namur gegen Quatre-Bras vorzudringen, und den Herzog, wenn er die Stellung daselbst noch halten sollte, ohne Verzug anzugreifen. Der Marschall wurde auch hievon verständiget. —

Noch in der Nacht hatte das vierte preußische Armeekorps Gembloux erreicht. Es war am gestrigen Tage (16. Juny) nach Hannut marschirt, und hier fand Bülow den verspäteten Befehl des Fürsten Blücher, welcher ihm auftrug, noch am selben Tage auf dem Schlachtfelde einzutreffen. Er ließ nach dem Abkochen ohne Säumen aufbrechen; dennoch war es zu spät; — er schloß sich zu Gembloux an das dritte Armeekorps. Mit frühem Morgen traten die preußischen Heertheile ihren weiteren Rückzug an, der erste und zweite über den Engpaß von St. Guibert nach Bierge und Aisemont, der dritte über St. Martin nach la Bavette, der vierte über Walhain nach Dion le mont. An den Ufern der Dyle nahm das preußische Heer eine konzentrirte Stellung. Das erste Armeekorps mit drei Brigaden des dritten besetzte Limale, Bierge und Wavre als die Hauptübergangspunkte; das zweite und vierte Armeekorps stunden am rechten Ufer, von Wavre über die Höhe bis Dion le mont; die Posten Bü-

lows reichten bis Tourinnes und Maleves. Die vierzehnte Brigade, als Nachhut, hielt Vieux sart besetzt, und schickte ihre Posten bis St. Guibert. —

Nur wenig beunruhigten die erste leichte Kavallerie-Division Pajols (G. L. Soult) und die mit Anbruch des Tages zur Verfolgung des Feindes aufgebrochene Infanterie-Division Teste des sechsten Armeekorps den Rückzug der Preußen. — Der Kaiser besah am Morgen das Schlachtfeld, ließ seine Truppen die Revue passiren, und, mit Ausnahme der siebenten Infanterie-Division, die beinahe aufgerieben war, und deren muthiger Führer G L. Girard selbst unter schweren Wunden erlag, in zwei Kolonnen den Abmarsch bereiten. Mit der einen sollte in der Richtung nach Quatre-Bras, mit der anderen nach Wavre marschirt werden. Die erste aus den Garden, den zwei Infanterie-Divisionen des sechsten Armeekorps, der Division Domont des dritten, und den zwei Kuraſſier-Divisionen Milhaud's bestehend, führte der Kaiser; die zweite, aus sechs Infanterie-Divisionen der dritten und vierten Armeekorps, und der Kavallerie Exelmans zusammengesetzt, wurde dem Marschall Grouchy übergeben, der die Instruktion erhielt, der Bewegung Pajols zu folgen, die Preußen fest im Auge zu halten, zu beschäftigen und rechts zu überflügeln, mit der großen Armee aber die Verbindung nie zu unterbrechen.

Eine so bedeutende Entsendung von Truppen fällt um so mehr auf, als ihr Abgang am nächsten Tage so entscheidend wirkte. Aber man mußte sicher seyn, daß die Preußen kein Hinderniß den Bewegungen gegen Wellington entgegensetzen, noch weniger ihn unterstützen können. Dieß war nur auf zweierlei Art möglich;

entweder ergreift Blücher, verstärkt durch das vierte Korps, sogleich die Offensive, und wendet sich wieder gegen Fleurus, — oder er sucht sich mit dem Herzog zu vereinigen. Das Eine wie das Andere zu hindern, mußte der Marschall zum wenigsten 40,000 Mann haben, und das war ungefähr seine Stärke. Sollten sich die Preußen nicht gesammelt haben oder mit dem größeren Theil ihrer Truppen dem Herzog zur Unterstützung nahen, so reichte Grouchy's Streitkraft zu, über Wavre die Deboucheen des Waldes von Soigne zu gewinnen, Brüssel zu bedrohen, und dadurch den Herzog zum weiteren Rückzuge zu zwingen. Nimmt dieser aber wirklich die Schlacht vor Brüssel an, so deckt der Marschall des Kaisers rechte Flanke, und man hatte den Vortheil, in näherer Verbindung unter einander als Blücher und Wellington zu stehen, also eine doppelte innere Linie der doppelten äußeren des Feindes entgegen zu setzen.

Um zehn Uhr war der Kaiser gegen Quatre-Bras aufgebrochen, nachdem er zu seinem Erstaunen erfahren, daß dieser Punkt noch vom Feinde besetzt sey. Nach eilf Uhr begann außerhalb Marbais zwischen den Vorposten des sechsten Korps und der englischen Kavallerie das Gefecht. Zur Linken, gegen den Wald von Villers-Peruin, tiraillirte man ebenfalls. Lobau hielt es daher für nothwendig, aufmarschieren zu lassen. Das Feuer zur Linken endete bald; denn es waren Ney's Vorposten, die sich aus Versehen mit denen Lobau's engagirt hatten. Der Marschall, der bei Tagesanbruch den Feind in der gestrigen Stellung vor sich sah, und dessen Abmarsch, welchen der in Strömen fließende Regen sehr begünstigte, nicht bemerkt hatte, blieb noch in sei-

ner Stellung bei Frasne, als schon der Kaiser im Gallopp die Höhe von Quatre-Bras erreicht hatte. Unwillig über die Zögerung, sandte dieser unmittelbar an die Truppen des Marschalls den Befehl, zu ihm zu stoßen; dennoch war einiger Zeitverlust, dem auf dem Rückzug begriffenen Heere so heilsam, nicht zu vermeiden. Endlich wurde zur Verfolgung aufgebrochen; das Korps des Grafen Erlon bildete die Vorhut; ihm wurden noch 12 Gardekavalleriekanonen und die Reiterei des sechsten Korps (Domont) beigegeben. Das zweite Armeekorps, das sechste, und zuletzt die Garde, folgten. Die Küraſſiere begleiteten auf den Flanken die Kolonne; — sie marschirten durch die Felder neben der Straße, und traten die Ernte zu Dünger. Der Regen hatte die Wege sehr verdorben; die Pferde sanken tief in die schwarze, zähe Erde, und der Fußgänger rang mit Beschwerden. Dennoch waren alle Regimenter voll Eifer und Siegesstolz; denn sie hofften, daß die Engländer sich nimmer stellen, sondern nach ihren Schiffen fliehen würden. Die Franzosen kanonirten die englische Nachhut, und vor Genappe kam es zu einigen Kavalleriegefechten.

Der Kaiser aber nährte, trotz der Versäumniß bei Quatre-Bras, die Hoffnung, die feindliche Armee noch heute zu erreichen und zu schlagen, morgen aber in Brüssel einzurücken. Diese Hoffnung begann zu schwanken, sobald die Avantgarde auf die Höhe Maison du Roi kam; denn hier wurde sie durch ein eben so heftiges als unvermuthetes Feuer empfangen, und als endlich Napoleon durch einige Scheinbewegungen sich überzeugte, daß nicht bloß die englische Nachhut, sondern wahrscheinlich die ganze Armee des Herzogs ihn

Wavre einzutreffen, noch in Gembloux. Das Streben, auf der einen Seite, ſich zu vereinigen, und auf der ander dieſe Vereinigung zu hindern, war die Urſache der blutigen Vorſpiele des 18. Juni. — Man hat es den beiden Feldherren der alliirten Armee zum Vorwurf gemacht, daß ſie erſt durch Aufopferung von Tauſenden ihre Vereinigung erzielten, erſt durch ein Wageſtück gewannen, was ſie ſichern hätten ſollen. Allein man bedenke, wie gebunden jedem Feldherrn im alliirten Staate die Hände ſind, wie drückend auch wirklich die Konzentrirung von Truppen auf einem Lande laſſen müſſe, das kaum aufgehört hatte Kriegsſchauplatz zu ſeyn, und durch die nothwendigen Lieferungen aller Art beinahe erſchöpft war. Endlich lagen auch die Franzoſen in beinahe gleich weitläufigen Kantonirungen, und man durfte hoffen, von jeder ihrer Bewegungen hinlänglich ſchnell unterrichtet zu ſeyn.

Trotz dem Siege bei Ligny, und trotz des erzwungenen Rückzuges der Engländer trug doch Alles, was bis jetzt geſchehen, einen unentſchiedenen Charakter. — Die Entſcheidung mußte kommen, und der nächſte Tag ſollte ſie bringen. —

(Die Fortſetzung folgt.)

neun Uhr erhaltenen Nachrichten Fürst Blücher ihn von dem Muthe und der guten Haltung der Truppen gesprochen hatte, zu jedem Schlage bereit sie erhalte, und nur zum Ersatz der abgängigen Waffen und Munition einige Stunden Zeit wünschte. Auf die Einladung Wellingtons, ihn im Falle einer Schlacht mit zwei Korps zu unterstützen, antwortete Blücher, daß er am 18. nicht allein mit zwei Korps, sondern mit allen entbehrlichen Truppen über St. Lambert zur Unterstützung heranrücken wolle, und bereit sey am 19. in Vereinigung mit ihm selbst angriffsweise zu Werke zu gehen, sollten die Franzosen am morgigen Tage die Schlacht nicht wagen.

Nun war der Herzog über das, was morgen geschehen sollte, entschieden. Er durchritt das Terrain. Den rechten Flügel unter Lord Hill zog er aus Braine la leude in die Vertiefung gegen Merbe-Braine zurück, ließ die Heerstraßen von Nivelles und Genappe, die sich hinter der Stellung vereinigen, mit umgehauenen Bäumen bewerfen, den Pachthof von Hugomont zur Vertheidigung einrichten. Links wurden die Truppen aus Frichermont etwas näher gegen Papellote gezogen. Über Ohain unterhielt man die Verbindung mit dem preußischen Heere. Der Herzog nahm sein Hauptquartier in Waterloo, einem Dorfe nah am Walde von Soigne, der im Rücken der Stellung liegt. —

Marschall Grouchy mit der rechten Kolonne der französischen Armee hatte, ungewiß über die eigentliche Rückzugslinie Blüchers, und besorgt über Bülows etwaige Bewegungen, seine Zeit mit Überlegungen verloren. Auf den Straßen nach Wavre und Lüttich sandte er starke Avantgarden vor, und blieb diese Nacht, anstatt vor

uns bei dieser kurzen Betrachtung größten Theils an jene Gebirgseintheilung halten, welche von neuern Gelehrten dieses Faches angenommen ward.

Die großen Haupttheile des festen Landes werden Kontinente (zusammenhängendes festes Land), die kleineren aber Inseln genannt. Weil die Letztern, wie wir in der Folge noch erinnern werden, einen verschiedenen Ursprung haben konnten, so werden die dabei vorkommenden Abweichungen der Allgemeinheit jener Beobachtungen nicht nachtheilig seyn, welche man über die Kontinente gesammelt hat.

Alles ausgedehnte feste Land, ohne Rücksicht auf die Gebirge, scheint gekrümmt, einem, oder oft mehreren in einander greifenden flachen Gewölben gleich, über das Meer sich zu erheben. Die Abdachung, oder der Abfall von den höchsten Gegenden nach dem Meere zu, zeigt kein Gesetz; sie ist bald mehr bald weniger beträchtlich. In manchen Gegenden ist die Neigung so unbedeutend, daß sie der Beobachter nur durch den Lauf des fließenden Gewässers wahrnimmt, welches überhaupt alle Abdachungsflächen anzeigt. Im Ganzen erscheint jeder größere Theil des festen Landes von zwei entgegengesetzten Seiten gegen einen langen Hauptrücken gelehnt, dessen Abdachungsflächen sich mit sehr verschiedener Neigung zum Meere hinsenken. Auf diesen beiden Hauptflächen zeigen sich wieder manche ausgezeichnet hohe Gegenden mit Abdachung nach allen Richtungen hin, und dieß macht die gegenseitige Vergleichung der Erhöhung einzelner Punkte über die Meeresoberfläche aus dem Laufe der Flüsse noch unsicherer. Die einzige genauere Methode zur Bestimmung des Falls der Abdachungen wäre das Nivelliren; da jedoch diese geometrische Operation in solcher Ausdehnung, als es hier erfordert würde, wohl nicht leicht unternommen werden dürfte, so beschränkt sich unsere Kenntniß größten Theils auf einige Bestimmungen nach Barometerständen, in so weit diese eine Folgerung ohne Gefahr großer Irrungen zuzulassen scheinen. Wir werden später einige Höhenbestimmungen anführen, aus welchen man die ungleichförmige Erhöhung der ausgezeichnetsten Bergkuppen und einiger Punkte auf den Abdachungsflächen des Bodens, auf welchen die Gebirge gelagert sind, über dem Niveau des Meeres erkennen wird.

Wir wollen zuerst die Eintheilung der Gebirge nach ihrer äußern Form betrachten, und hierauf zu ihrem Innern übergehen.

Unter dem Namen Gebirge versteht man nach dem

III.

Vervollständigung

der

Ideen über die Bildung der Erdoberfläche.

(Schluß.)

Die Oberfläche der Erde ist mit Wasser bedeckt, aus welchem das feste Land theilweis in unendlich verschiedener Form und Ausdehnung hervorragt. So mannigfaltig aber auch immer die Umrisse seyn mögen, so ist dennoch ein bestimmter Unterschied aller Landestheile noch viel deutlicher in den äußern Karakteren des Bodens, und in der Verschiedenheit seiner Materie gegründet, welche wir überall bei unsern Nachforschungen antreffen. Diese Verschiedenheit der Materie, und die Art ihrer Verbindung, die wir aus Erfahrung kennen lernten, machen den Hauptgegenstand der Geognostik (Erd- oder Gebirgskenntniß) aus. Auf Geognostik muß sich jeder Versuch einer Geologie oder Geogenie (Erklärung über die Bildung der Erde) vorzüglich stützen, wenn sie nicht bloß Dichtung seyn soll. Wir haben in den ältern Meinungen über diesen Gegenstand das Streben erkannt, Alles, wohl auch den Ursprung der Materie als Grundstoff des Weltalls, erklären zu wollen. Je mehr aber durch Erfahrungen die Geognostik gewann, desto mehr schlossen sich zugleich die geologischen Bemühungen in natürlichere Grenzen ein. Man hatte hier, wie bei allen andern Betrachtungen der Natur, die Überzeugung erhalten, daß nur allein die Lehren der Erfahrung zur sichern Grundlage des Wissens dienen könnten, nicht aber das bloß Spekulative.

Wenn es auch kein genügendes System der Geognostik geben sollte, so ist dennoch schon jede nicht ganz ungeordnete Sammlung von Thatsachen hinreichend, die hier bezweckte Erörterung dieses Gegenstandes zu gewähren. Die Wirkungen der Natur erscheinen uns regellos, und leiden daher den Zwang eines Systems nicht, das allgemein für die Erdoberfläche gelten sollte. Wir wollen

und der Jura bieten häufige Beispiele dar. Auf den Cordilleras der Andes kennt man unter dem Namen Quebradas tiefe Durchschnitte des Bodens mit übereinstimmenden Einbeugungen der gegenüberstehenden Wände. Gewöhnlich dient eine solche Öffnung zum Durchgang eines Flusses.

Weil ich des beständigen Schnees erwähnt habe, so muß ich auch Einiges von den wenigen Erfahrungen anführen, welche uns über die Höhe bekannt sind, in welcher wir diese Erscheinung wahrnehmen. Diese Höhe wird die beständige Schneegrenze genannt, und ist in der Gegend des Äquators am größten, wo sie über 2400 Toisen (Pariser Klafter) über der Meeresoberfläche beträgt. Auf Teneriffa will man sie zu 2100 Toisen, auf den Schweizer-Alpen und in den Pyrenäen zwischen 1300 und 1400 in Frankreich und Chili zu 1500 bis 1600 Toisen gefunden haben. Nach den Polen hin nimmt sie immer ab, und senkt sich in ihrer Nähe zum Horizont des Meeres herab. — Diese Angaben können nur einen beiläufigen Maßstab gewähren, weil die Temperatur der Luft, folglich auch die beständige Schneegrenze, nicht bloß von der geographischen Lage eines Punktes, sondern zugleich wesentlich von örtlichen Verhältnissen abhängt, welche sich oft vielfach vereinigen, um die Extreme der Wärme und Kälte und den stufenweisen Übergang zwischen denselben, auf die mannigfaltigste Weise zu modifiziren. Es wird daraus erklärbar, warum man in dem schwedisch-norwegischen Hochgebirge die Höhe der Schneegrenze zwischen 3000 und 7000 Fuß schwankend fand, je nachdem die Lage einzelner Beobachtungspunkte gegen die Mittagssonne verschieden, und die Umgegend mehr oder weniger durch Lokal-Ursachen auf die Temperatur einzuwirken im Stande war. — Der Ausdruck, „ein Gebirge erreiche die Schneegrenze," ist daher ungeachtet der Rücksichten, die man auf die geographische Breite nehmen will, dennoch immer ein höchst unsicherer Maßstab zur Beurtheilung der wirklichen Höhe desselben.

Mittelgebirge heißen alle, selbst bedeutend hohe Gebirge, deren Gipfel (jedoch mit Ausnahme der Gebirge unter sehr hoher Breite) nicht nur unter der beständigen Schneegrenze, sondern selbst noch in den Regionen einer kräftigen Vegetation liegen. Sie sind daher fast immer mit fruchtbarer Erde bedeckt, meistens oben abgerundet, und in ihren Abfällen weniger oder doch seltener steil als Hochgebirge, wodurch zugleich die Thäler geräumiger und breiter erscheinen. — Man muß sich jedoch nicht wun-

gewöhnlichen Begriffe eine Reihe oder Gruppe an einander hängender, oder unter eine allgemeine Benennung zusammengehöriger Berge. So wie die einzelnen Berge in unendlich verschiedener Form und Höhe über dem Horizont der Umgegend hervorragen, so mannigfaltig ist auch der Umriß und die Verkettung ganzer Gebirge.

Wir müssen die unmittelbare Höhe eines Gebirges über dem Horizont der umliegenden Gegend von der mittelbaren über der Meeresoberfläche jederzeit sorgfältig unterscheiden. Nach der Erstern theilt man die Gebirge in Hochgebirge, Mittelgebirge und Vorgebirge. Die Hochgebirge zeigen auf ihren Rücken und Scheiteln meistens kahle Felsmassen, oft in der wunderbarsten Stürzung, geklüftet, in Trümmern umhergestreut; in einzelnen schroffen Spitzen, in schiefgeneigten oft überhängenden Blöcken; durch große Spalten und fürchterliche Abgründe nach allen Richtungen zerrissen; in großer Höhe meistens nur mit Moosen sparsam bewachsen; zuweilen weit über die Wolken hinausragend und mit beständigem oder ewigem Schnee und Eise bedeckt. Der Rücken anderer Hochgebirge, oder ihre tiefen Thäler starren nicht das ganze Jahr unter Schnee und Eise, sondern die Gewalt der Sonnenstrahlen vermag es noch, in den wärmern Sommermonaten sie auf kurze Dauer davon zu befreien. Heftige Regengüsse und schnelles Schmelzen der angehäuften Niederschläge des Winters bewirken oft die größten Wasserergießungen in den Einsenkungen der Seitenabdachung der Gebirge. Sie haben durch die Dauer der Zeit tiefe Schluchten gebildet, die sich alljährig durch Ausspülung, selten durch Wiederanschwemmungen, beträchtlich verändern; bis endlich die von aller lockern Materie entblößten, fest zusammenhängenden Felsmassen der Gewalt des Wassers kräftig widerstehen. Diese Schluchten verdienen vorzüglich die Aufmerksamkeit des Naturforschers, weil sie ihm in den meisten Fällen nur allein eine Einsicht in den innern Bau der Gebirge, oder besser in die Natur des Gesteins und seiner Schichtung erlauben. — Überhaupt sind die Thäler zwischen dem Hochgebirge eng und tief; an vielen Stellen von senkrechten Felswänden begrenzt, welche zu beiden Seiten der Schlucht Hervorragungen und Einsenkungen zeigen, die genau in einander passen würden, wenn sie zusammengefügt werden könnten. Augenscheinlich liegt dabei eine gewaltsame Trennung zum Grunde. Indessen sind diese Erscheinungen nicht bloß auf Schluchten der Hochgebirge beschränkt; sie zeigen sich nicht weniger häufig in anderem Gebirge. Die Alpen, Apenninen

birge gebildet worden seyn sollen. Dadurch ist die Eintheilung in Ordnungen entstanden, indem die Urgebirge, auch die primitiven oder uranfänglichen genannt, zur ersten Ordnung, die übrigen Gebirge spätern Ursprungs zur zweiten, dritten Ordnung u. s. w. gezählt worden sind. Bei dieser Unterabtheilung der Gebirge nach Epochen ihrer Entstehung liegt zum Theil die Natur der vorherrschenden Steinart, und die Stufenfolge ihrer Schichtung, mehr aber noch die Einmischung versteinerter Überreste aus dem Thier- und Pflanzenreiche zum Grunde, welche man im Innern manches Gesteins eingeschlossen antrifft. So wichtig diese Versteinerungen sind, so sind sie dennoch zu einer vollständigen Klassifikation der Gebirge unzureichend, und die Eintheilung nach Ordnungen hat daher eine unsichere Basis.

Ehe wir zur Betrachtung des innern Baues der Gebirge übergehen, müssen wir noch eine bekannte, besser begründete Eintheilung derselben von ihrer Lage, Verbindung und äußern Form ableiten, welche die mannigfaltigen Erscheinungen im Äußern bestimmter als alle frühern Eintheilungen bezeichnet, und durch Erfahrungen und Anschauung öfters gerechtfertiget wird. Man pflegt nämlich jene erhabene Gegend eines Erdtheils, von welchem das fließende Gewasser zu beiden Seiten nach entgegengesetzter, oft sehr verschiedener Richtung dem Meere zuströmt, den Hauptrücken oder die höchste Gegend des natürlichen Bodens zu nennen. Diese kann wieder mit Gebirgen von verschiedener Höhe und Ausdehnung besetzt seyn. — Die weite Erstreckung, und wohl auch die Höhe der Gebirgszüge, bestimmt die sogenannten Hauptgebirge eines Erdtheils. Man unterscheidet darunter sehr hohe, und hohe Hauptgebirge, und andere von mittlerer oder geringer Höhe. Oft streichen sie in einer Hauptreihe, mit oder ohne vielen Nebenhöhen in verschiedener Brechung, bald in mehreren parallelen Ketten auf große Entfernungen hin. Zu beiden Seiten sondern sich häufig, jedoch ohne allem Gesetz, Seitengebirge von dem Hauptgebirgsstamme ab, welche Gebirgsäste genannt zu werden pflegen. An diese Gebirgäste schließen sich auf gleiche Art Gebirgszweige an. Auf allen diesen Gebirgstheilen ragen einzelne Berge in verschiedener Form und Höhe hervor, und der Zusammenhang des Ganzen ist bald mehr bald weniger durch Thäler von sehr verschiedener Tiefe, Breite und Abdachung unterbrochen. Es ist nicht ungewöhnlich, bei der Angabe dieses Zusammenhanges der Gebirge oft die gewaltsamsten Erklärungen zu hören, indem es, bei

dern, wenn ein Gebirge bald zu dem Hoch-, bald zum Mittelgebirge gezählt wird, indem keine ſichere Grenze beſteht, und Viele geneigt zu ſeyn ſcheinen, weit ſich erſtreckende Gebirge, beſonders wenn ſie mit ſtarken Wäldern bekränzt ſind, ohne beſondere Rückſicht auf ihre wirkliche Höhe als Hochgebirge anzuerkennen.

Vorgebirge haben gewöhnlich eine noch ſanftere Abdachung als Mittelgebirge; ſind meiſtens den höhern Gebirgen zur Seite gelagert, woher ſie auch den Namen erhielten. Man zählt indeſſen zu dieſer Gattung Gebirge wohl auch alle iſolirt liegenden Berggruppen, wenn ſie nicht ihrer Höhe nach zu ganz unbedeutenden Hügeln gehören. Die Vorgebirge ſind faſt überall mit fruchtbarer Erde oder aufgeſchwemmten Gebirgsarten, mit Leim und Sande bedeckt.

Man erkennt aus der gegebenen Erklärung, daß die Benennung der drei Gebirgsgattungen aus dem ungegründeten Glauben an eine ſtufenweiſe, abſatzförmige Erhöhung der Gebirge entſprungen ſey. Wenn auch hin und wieder dieſes Verhältniß Statt fände, und vor einer Hauptgebirgskette in einiger Entfernung niedrige Höhen oder ein Vorgebirge, zwiſchen beiden aber ein Übergangsgebirge von mittlerer Höhe befindlich wäre, ſo iſt doch in den meiſten Fällen dieſe Anſicht zwangvoll, und leidet öfters, ungeachtet aller Vorliebe zu Syſtemen, keine Anwendung, indem es Gebirge gibt, die ſich zuweilen nur von einer Seite aus dem Horizont der Umgegend ſteil erheben.

Bei den unſichern Kennzeichen dieſer Gebirgseintheilung zog man daher in der Geognoſtik die Eintheilungen nach dem innern Baue der Gebirge vor. So unterſchied Herr Mitterpacher, ohne in der Höhe und äußern Form einen weſentlichen Grund ſeiner Eintheilung zu ſuchen, fünf Arten Gebirge: 1) ganze (Hochgebirge), die aus ganzen zuſammenhängenden, durchaus einerlei Maſſen, ohne deutlich parallel ſtreichenden Lagen, 2) einfach geſchichtete (Mittelgebirge), die aus parallelen Lagen von einerlei Steinart, 3) zuſammengeſetzt geſchichtete, oder Flötzgebirge (Vorgebirge), die aus parallelen Lagen von verſchiedenen Steinarten, d. i. Flötzen, 4) geſchüttete, die aus einzelnen irregulär und verſchiedentlich unter ſich verbundenen Stücken beſtehen, und 5) Vulkane.

Andere Phyſiker theilen alle Gebirge in uranfängliche oder Grundgebirge, und in Gebirge von ſpäterer Entſtehung. Unter Letztern machen ſie wieder verſchiedene Unterabtheilungen nach der Zeitfolge, in welcher die Ge-

birge gebildet worden seyn sollen. Dadurch ist die Eintheilung in Ordnungen entstanden, indem die Urgebirge, auch die primitiven oder uranfänglichen genannt, zur ersten Ordnung, die übrigen Gebirge spätern Ursprungs zur zweiten, dritten Ordnung u. s. w. gezählt worden sind. Bei dieser Unterabtheilung der Gebirge nach Epochen ihrer Entstehung liegt zum Theil die Natur der vorherrschenden Steinart, und die Stufenfolge ihrer Schichtung, mehr aber noch die Einmischung versteinerter Überreste aus dem Thier- und Pflanzenreiche zum Grunde, welche man im Innern manches Gesteins eingeschlossen antrifft. So wichtig diese Versteinerungen sind, so sind sie dennoch zu einer vollständigen Klassifikation der Gebirge unzureichend, und die Eintheilung nach Ordnungen hat daher eine unsichere Basis.

Ehe wir zur Betrachtung des innern Baues der Gebirge übergehen, müssen wir noch eine bekannte, besser begründete Eintheilung derselben von ihrer Lage, Verbindung und äußern Form ableiten, welche die mannigfaltigen Erscheinungen im Äußern bestimmter als alle frühern Eintheilungen bezeichnet, und durch Erfahrungen und Anschauung öfters gerechtfertiget wird. Man pflegt nämlich jene erhabene Gegend eines Erdtheils, von welchem das fließende Gewässer zu beiden Seiten nach entgegengesetzter, oft sehr verschiedener Richtung dem Meere zuströmt, den Hauptrücken oder die höchste Gegend des natürlichen Bodens zu nennen. Diese kann wieder mit Gebirgen von verschiedener Höhe und Ausdehnung besetzt seyn. — Die weite Erstreckung, und wohl auch die Höhe der Gebirgszüge, bestimmt die sogenannten Hauptgebirge eines Erdtheils. Man unterscheidet darunter sehr hohe, und hohe Hauptgebirge, und andere von mittlerer oder geringer Höhe. Oft streichen sie in einer Hauptreihe, mit oder ohne vielen Nebenhöhen in verschiedener Brechung, bald in mehreren parallelen Ketten auf große Entfernungen hin. Zu beiden Seiten sondern sich häufig, jedoch ohne allem Gesetz, Seitengebirge von dem Hauptgebirgsstamme ab, welche Gebirgsäste genannt zu werden pflegen. An diese Gebirgsäste schließen sich auf gleiche Art Gebirgszweige an. Auf allen diesen Gebirgstheilen ragen einzelne Berge in verschiedener Form und Höhe hervor, und der Zusammenhang des Ganzen ist bald mehr bald weniger durch Thäler von sehr verschiedener Tiefe, Breite und Abdachung unterbrochen. Es ist nicht ungewöhnlich, bei der Angabe dieses Zusammenhanges der Gebirge oft die gewaltsamsten Erklärungen zu hören, indem es, bei

der faſt allgemeinen Verbreitung von Hügeln, und meiſtens auch von Bergen, der Einbildung nicht ſchwer fallen kann, auch dort eine Fortſetzung und Verkettung wahrzunehmen, wo es die geſetzloſe Anhäufung von Unebenheiten durchaus nicht zuläßt. Es fehlt wohl auch nicht an Syſtemen, die über die ganze Erde ein ununterbrochenes Netz ziehen, und dadurch nicht ſelten weit geſtreckte Ebenen, ohne aller Spur einer bemerkbaren Erhöhung, zu dem Sitze eines Hauptgebirgszuges umſchaffen. — Es gibt Gebirge, welche gruppenförmig aufgethürmt erſcheinen, und von denen zuweilen Gebirgsketten nach verſchiedener Richtung auslaufen. Solche Vereinigungspunkte mehrerer Gebirgszüge heißen gewöhnlich Gebirgsknoten.

Außer dieſen Hauptgebirgen und ihren vielfachen Verzweigungen finden ſich andere Gebirgszüge oder Gruppen von geringerer Ausdehnung. Sie bilden häufig iſolirte, d. h. von allen Hauptgebirgen gänzlich getrennt gelegene Erhöhungen des Terrains. Endlich gibt es noch unzählige vereinzelte oder in geringer Zahl zuſammenhängende Berge, und langgeſtreckte Höhen ohne allem geſetzlichen Zuſammenhang. Sie leiden keine Regel zur Beziehung ihrer Richtung nach dem Gewäſſer oder den Hauptgebirgsketten.

Macht man bei allen, weit verbreiteten und beſchränkten Erhöhungen des Terrains noch einen deutlichen Unterſchied rückſichtlich ihres Falls, und nennt ſie jäh, ſteil oder ſanft; gibt man nebſtbei an, ob ſie bewaldet oder kahl, felſigt von außen oder mit fruchtbarer Erde bedeckt, von abſatzförmiger oder ununterbrochener Abdachung, waſſerreich oder waſſerarm, von Längen- und Seitenthälern durchſchnitten, und wegſam ſind, ſo wird eine ſolche Bezeichnung und Abtheilung in militäriſcher Rückſicht genügen. Dem Naturforſcher und Geologen werden jedoch noch Erklärungen über die Natur des Geſteins und des innern Baues nothwendig, von denen wir jetzt handeln wollen. —

Die verſchiedenen feſten Maſſen der Materie, woraus einzelne Bergs, oder ein ganzes Gebirge zuſammengeſetzt iſt, nennt man Gebirgs- oder Bergarten. Die Mineralogie muß uns mit den Gattungen des Geſteins näher bekannt machen; hier erlaubt der beſchränkte Raum nur, dieſelben oberflächlich in geologiſcher Ordnung anzudeuten. — Selten erſcheint das Innere der Gebirge aus einer einfachen Bergart; ſie ſind meiſtens aus verſchiedenartigen Maſſen zuſammengehäuft. Man benennt indeſſen ſehr oft ein Gebirge nach derjenigen Maſſe, welche ſich an der Oberfläche zeigt; richtiger nach der am meiſten vor

Die Flötzgebirge sind der Sitz der Kupfer-, Alaun- und Vitriolschiefer, des Bergöhls, der Steinkohlen, des Steinsalzes, der Salzquellen und warmen Bäder, und der meisten Versteinerungen und Abdrücke organischer Körper. Der Sandstein findet sich oft in sehr mächtigen Lagern in dieser Gattung Gebirge.

Die Vor- oder Nebengebirge am Fuße der Hauptgebirgsrücken gehören ihrem innern Baue nach gewöhnlich zu den Flötzbildungen. Zuweilen dürfte zwischen beiden noch ein Übergangsgebirge angenommen werden können, wenn die herrschenden Steinarten die Voraussetzung dreier bestimmt geschiedenen Bildungs-Epochen wahrscheinlich machen. Man hat aus dem Grande mehrere Steinarten ausschließend als Übergangsgebirgsarten bezeichnet, und unter dieser Benennung vereinigt. Ich wage es nicht diesem Beyspiele zu folgen, und habe Ursachen dazu. Es wäre noch zu früh, hier davon zu reden.

Die aufgeschwemmten Gebirge, oder das aufgeschwemmte Land (auch Seifengebirge genannt), bestehen aus Grand und Kieselagern über Kalksteinboden, und aus Wellsand, Lehm- und Thonschichten von verschiedener Höhe. Versteinerte Seeprodukte sind selten darin vermengt, und kommen niemals in solcher Menge vereinigt oder in ganzen Lagern vor, wie in Flötzgebirgen. Dagegen findet man ganze versteinerte Baumstämme und Stücke Holz; Abdrücke von Palmen und andern Pflanzen eines südlichen Klima in nördlichen Gegenden, und sehr häufig auch Knochen von Landthieren, die in den Kalkschichten sehr selten sind. Solche versteinerte Thierknochen heißen Zoolithen, und gehören zu den merkwürdigsten Beweismitteln der Geologie. Denn man findet nicht nur Überreste von ganz unbekannten, wahrscheinlich untergegangenen Thierarten, sondern es zeigt sich auch, wie bei den Pflanzen, die auffallende Erscheinung, daß manche Versteinerungen von südlichen Landthieren in hohen Breiten ausgegraben werden, wo diese Thiere gegenwärtig nicht ausdauern könnten. Wir werden von diesen Versteinerungen später umständlicher reden, weil sie für unsere ganze Untersuchung von sehr hohem Interesse sind.

Ich folgte bei der hier angeführten Eintheilung der Gebirgsarten größten Theils den gewöhnlichen Begriffen, weil ich überzeugt zu seyn glaube, daß es der Geognostik nicht eher gelingen könne, ein dauerhaftes System hierüber aufzustellen, bis die Begriffe über die Ursache der Entstehung aller Gebirge festgestellt worden seyn werden. Die Geogenie muß daher früher zur wahren Wissenschaft

erhoben werden, ehe eine natürliche Eintheilung der Gebirge Statt finden kann.

Ich habe in der obigen Ordnung der Gebirgsarten viele ganz verschwiegen, und muß einige wichtigere in einem kurzen Anhange hier nachtragen. Zu den ältesten Gebirgsarten zählt man noch den Syenit, den Porphyr mit seinen vielfachen Modifikationen, den Quarz, den Serpentinstein u. a. m., weil sie gewöhnlich unmittelbar auf den Granit, oder an denselben gestützt vorkommen. Zu den mittelzeitigen oder Übergangs-Gebirgsarten gehören nach der herrschenden Meinung außer dem Übergangs-Kalkstein, mehrere Thonschieferarten, Grauwacke, Kieselschiefer, Hornfels u. s. w. — Einige andere Gebirgsarten hat man wegen dem großen Dunkel über die Art und Zeit ihrer Entstehung gar nicht gewagt, in ein System nach den Epochen der Bildungszeit einzuordnen. Diese sind der Basalt, der Mandelstein, der Porphyrschiefer und der Grünstein. Man nennt sie Trappgebirgsarten oder die Trappformation. Der Name Trapp entstand in Schweden durch die trappenförmigen Absätze der Steinwände, welche diese Gebirgsart häufig bildet, indem die Masse derselben durch Horizontale und vertikale Sprünge in große Würfel gespalten sind, und jene Erscheinung veranlassen.

Der Basalt unterscheidet sich unter den Trappgebirgsarten vorzüglich durch seine regelmäßige Säulenform. Man findet ihn meistens in einzelnen kegelförmigen Bergen, auf Granit, auf Ganggebirgen und auch auf Kalkstein. Er bildet selten ganze Lager; meistens regelmäßige Säulen, in senkrechter, schiefer und horizontaler Lage; auch prismatische Stücke, welche gesetzlos zusammengehäuft sind.

Über die Entstehungsart des Basalts theilten sich bisher die Physiker unter zwey Hauptmeinungen, indem ihn einige durch Wasser, als eine ausgetrocknete schlammige Masse, andere durch Feuer als eine plötzlich erkaltete Lava (geschmolzene Masse aus einem Vulkan) entstehen lassen. Bei der großen Verbreitung des Basalts über das ganze feste Land war die Untersuchung seiner Natur von hoher Wichtigkeit, weil die Bestätigung seines vulkanischen Ursprungs eine fast allgemeine frühere Vulkanität der Erdrinde unwidersprechlich beweisen müßte. Herr Borkhausen hält ihn für ein Denkmal uralter Vulkane, ungeachtet er sich in seinen geologischen Betrachtungen keineswegs zu der Meinung der Vulkanisten bekennt. Nach ihm hat der Basalt eine dunkel schwarzgraue Farbe, einen dichten Bruch, und zerspringt in eckige Stücke von unbestimmter Gestalt. In seiner Masse gleicht er den dichten Laven und

Die Flötzgebirge ſind der Sitz der Kupfer-, Alaun- und Vitriolſchiefer, des Bergöhls, der Steinkohlen, des Steinſalzes, der Salzquellen und warmen Bäder, und der meiſten Verſteinerungen und Abdrücke organiſcher Körper. Der Sandſtein findet ſich oft in ſehr mächtigen Lagern in dieſer Gattung Gebirge.

Die Vor- oder Nebengebirge am Fuße der Hauptgebirgsrücken gehören ihrem innern Baue nach gewöhnlich zu den Flötzbildungen. Zuweilen dürfte zwiſchen beiden noch ein Übergangsgebirge angenommen werden können, wenn die herrſchenden Steinarten die Vorausſetzung dreier beſtimmt geſchiedenen Bildungs-Epochen wahrſcheinlich machen. Man hat aus dem Grande mehrere Steinarten ausſchließend als Übergangsgebirgsarten bezeichnet, und unter dieſer Benennung vereinigt. Ich wage es nicht dieſem Beyſpiele zu folgen, und habe Urſachen dazu. Es wäre noch zu früh, hier davon zu reden.

Die aufgeſchwemmten Gebirge, oder das aufgeſchwemmte Land (auch Seifengebirge genannt), beſtehen aus Grand und Kieſellagern über Kalkſteinboden, und aus Wellſand, Lehm- und Thonſchichten von verſchiedener Höhe. Verſteinerte Seeprodukte ſind ſelten darin vermengt, und kommen niemals in ſolcher Menge vereinigt oder in ganzen Lagern vor, wie in Flötzgebirgen. Dagegen findet man ganze verſteinerte Baumſtämme und Stücke Holz; Abdrücke von Palmen und andern Pflanzen eines ſüdlichen Klima in nördlichen Gegenden, und ſehr häufig auch Knochen von Landthieren, die in den Kalkſchichten ſehr ſelten ſind. Solche verſteinerte Thierknochen heißen Zoolithen, und gehören zu den merkwürdigſten Beweismitteln der Geologie. Denn man findet nicht nur Überreſte von ganz unbekannten, wahrſcheinlich untergegangenen Thierarten, ſondern es zeigt ſich auch, wie bei den Pflanzen, die auffallende Erſcheinung, daß manche Verſteinerungen von ſüdlichen Landthieren in hohen Breiten ausgegraben werden, wo dieſe Thiere gegenwärtig nicht ausdauern könnten. Wir werden von dieſen Verſteinerungen ſpäter umſtändlicher reden, weil ſie für unſere ganze Unterſuchung von ſehr hohem Intereſſe ſind.

Ich folgte bei der hier angeführten Eintheilung der Gebirgsarten größten Theils den gewöhnlichen Begriffen, weil ich überzeugt zu ſeyn glaube, daß es der Geognoſtik nicht eher gelingen könne, ein dauerhaftes Syſtem hierüber aufzuſtellen, bis die Begriffe über die Urſache der Entſtehung aller Gebirge feſtgeſtellt worden ſeyn werden. Die Geogenie muß daher früher zur wahren Wiſſenſchaft

erhoben werden, ehe eine natürliche Eintheilung der Gebirge Statt finden kann.

Ich habe in der obigen Ordnung der Gebirgsarten viele ganz verſchwiegen, und muß einige wichtigere in einem kurzen Anhange hier nachtragen. Zu den älteſten Gebirgsarten zählt man noch den Syenit, den Porphyr mit ſeinen vielfachen Modifikationen, den Quarz, den Serpentinſtein u. a. m., weil ſie gewöhnlich unmittelbar auf den Granit, oder an denſelben geſtützt vorkommen. Zu den mittelzeitigen oder Übergangs-Gebirgsarten gehören nach der herrſchenden Meinung außer dem Übergangs-Kalkſtein, mehrere Thonſchieferarten, Grauwacke, Kieſelſchiefer, Hornfels u. ſ. w. — Einige andere Gebirgsarten hat man wegen dem großen Dunkel über die Art und Zeit ihrer Entſtehung gar nicht gewagt, in ein Syſtem nach den Epochen der Bildungszeit einzuordnen. Dieſe ſind der Baſalt, der Mandelſtein, der Porphyrſchiefer und der Grünſtein. Man nennt ſie Trappgebirgsarten oder die Trappformation. Der Name Trapp entſtand in Schweden durch die trappenförmigen Abſätze der Steinwände, welche dieſe Gebirgsart häufig bildet, indem die Maſſe derſelben durch Horizontale und vertikale Sprünge in große Würfel geſpalten ſind, und jene Erſcheinung veranlaſſen.

Der Baſalt unterſcheidet ſich unter den Trappgebirgsarten vorzüglich durch ſeine regelmäßige Säulenform. Man findet ihn meiſtens in einzelnen kegelförmigen Bergen, auf Granit, auf Ganggebirgen und auch auf Kalkſtein. Er bildet ſelten ganze Lager; meiſtens regelmäßige Säulen, in ſenkrechter, ſchiefer und horizontaler Lage; auch prismatiſche Stücke, welche geſetzlos zuſammengehäuft ſind.

Über die Entſtehungsart des Baſalts theilten ſich bisher die Phyſiker unter zwey Hauptmeinungen, indem ihn einige durch Waſſer, als eine ausgetrocknete ſchlammige Maſſe, andere durch Feuer als eine plötzlich erkaltete Lava (geſchmolzene Maſſe aus einem Vulkan) entſtehen laſſen. Bei der großen Verbreitung des Baſalts über das ganze feſte Land war die Unterſuchung ſeiner Natur von hoher Wichtigkeit, weil die Beſtätigung ſeines vulkaniſchen Urſprungs eine faſt allgemeine frühere Vulkanität der Erdrinde unwiderſprechlich beweiſen müßte. Herr Borkhauſen hält ihn für ein Denkmal uralter Vulkane, ungeachtet er ſich in ſeinen geologiſchen Betrachtungen keineswegs zu der Meinung der Vulkaniſten bekennt. Nach ihm hat der Baſalt eine dunkel ſchwarzgraue Farbe, einen dichten Bruch, und zerſpringt in eckige Stücke von unbeſtimmter Geſtalt. In ſeiner Maſſe gleicht er den dichten Laven und

hat auch, wie ſie, viele fremde Theile beigemengt. Er verwittert leicht an der Luft, ſchmelzt in mäßigem Feuer zu einer glasartigen Schlacke, iſt eiſenhaltig, und hat eine beträchtliche eigenthümliche Schwere. Herr Borkhauſen ſtützt übrigens ſeine Meinung über die Vulkanität des Baſalts auf die Entdeckungen des Herrn Dolomieu, welche dieſer in ſeinen Reiſen nach den Liparischen Inſeln bekannt gemacht hat. Nebſtbei führt er noch andere wichtige Zeugniſſe an. Der Baſaltberg bei Bolſena ruht mit ſeinen Säulen auf einem Grunde von vulkaniſcher Aſche, und ſein Krater bildet einen See, der es noch deutlicher beweiſt, daß dieſer Berg ein erloſchner Vulkan iſt. Die Baſaltberge bei Neuwied und Andernach ſind mit einer ungeheuren Menge Bimsſtein und vulkaniſcher Aſche umgeben, welches ein ſicheres Kennzeichen ihres Urſprungs zu ſeyn ſcheint. Aus der Allgemeinheit des Baſalts, glaubt Herr Borkhauſen, wo nicht ganz die Allgemeinheit vorhanden geweſener wirklicher Vulkane, doch ſicher auf die allgemeinen Wirkungen des unterirdiſchen Feuers ſchließen zu können. — Eine ſehr bekannte Merkwürdigkeit des Baſalts iſt der 14 engliſche Meilen lange ſogenannte Rieſenweg oder Rieſendamm in der irländiſchen Grafſchaft Antrim, der von beiläufig 30.000 gegliederten 4 bis 8, jedoch meiſtens ſechsſeitigen Baſaltſäulen gebildet wird. Die Säulen ſind meiſtens bei 20 Zoll dick, und von 4 bis 40 Fuß, an einigen Orten ſogar 150 Fuß hoch. Die Seiten und Winkel ſind ungleich; jedoch paſſen ſie mit allen Gliedern bei benachbarten Säulen in einander, was ihren frühern Zuſammenhang deutlich beweiſet. — In Deutſchland gibt es eine große Menge Baſaltberge. Der Meißner, ein über 2000 Fuß hoher Berg in Heſſen, beſteht oben aus ſäulenförmigem Baſalt; enthält in einer Tiefe von 500 Fuß unter dem Gipfel ein Holzkohlenflötz, und iſt im untern Theile Sandſtein. Die Baſalte auf den Färöer-Inſeln liegen auf und unter Steinkohlen. Wie kamen hier die Baſalte auf die verbrennlichen Materien von ſo ſpäter Entſtehung, da ſie in andern Gegenden unmittelbar auf Granit gelagert ſind? —

Wir gehen endlich zu der letzten Gattung Gebirge über, nämlich zu jenen, welche eines unläugbaren vulkaniſchen Urſprungs ſind. Die große Verbreitung vulkaniſcher Produkte und anderer Kennzeichen ehmaliger Ausbrüche in der äußern Form der Gebirge laſſen ſchon allein mit Recht ſchließen, daß in der Vorzeit die Wirkungen des unterirdiſchen Feuers von viel größerem Umfange als jetzt, und überhaupt faſt die ganze Erde in einem vulka-

niſchen Zuſtande geweſen ſeyn müſſe. — Man hat bereits eine beträchtliche Zahl von Bergen als erloſchene Vulkane anerkannt, und ihre Echtheit erwieſen. Es zeigen ſich ganze Reihen ſolcher kegelförmiger Berge, oft von ſehr bedeutender Höhe. Die Menge der noch wirkſamen Vulkane, ſo beträchtlich ſie auch iſt, erſcheint dennoch ſehr gering in Vergleich mit den erloſchenen. An den Letztern iſt meiſtens noch die Öffnung zu erkennen, durch welche zur Zeit ihre Thätigkeit die Ausbrüche der geſchmolzenen Maſſen und die Auswürfe von Steinen, Aſche, Schlacken und verſchiedenen Erdarten erfolgten. Dieſe Öffnungen oder Krater haben meiſtens eine kegelförmige Geſtalt. Sie ſind bei erloſchenen Vulkanen nicht ſelten das Becken eines Gebirgsſees geworden.

Um auf die Menge aller bereits anerkannten Vulkane, ſowohl erloſchener als thätiger, ſchließen zu können, will ich Einiges aus den Ideen anführen, welche Herr Sickler im 38. Bande der allgemeinen geographiſchen Ephemeriden zu einem vulkaniſchen Erdglobus, oder zu einer Darſtellung aller auf der Oberfläche unſers Erdkörpers verbreiteten ehemaligen und jetzigen Vulkane aufgeſtellt hat. Ohne mich an ſeine Eintheilung in vulkaniſche Meridiane und Parallelen zu halten, die ich überhaupt nicht billigen kann, führe ich nur die Anzahl der Vulkane, länderweis, ſummariſch oder mit kurzer Erläuterung an. In Grönland war noch im Jahre 1783 ein großer Vulkan thätig. Island glaubt Herr Sickler für die Decke eines einzigen großen Schlundes anſehen zu können, aus dem ewig fort ein nie gebändigtes Feuer ſich hervorzuarbeiten ſtrebt. Seit dem Jahre 1004 unſerer Zeitrechnung, alſo durch etwas über 800 Jahre, zählt man nur allein 25 der gewaltſamſten Revolutionen dieſer Art auf Island, bei denen bloß der Hekla mit Antheil nahm; der jedoch in der neuern Zeit nur wenig Thätigkeit bewies. Jedes Mal ſchien ein großer Theil der ganzen Inſel in Feuer zu ſtehen. Faſt alle Berge ſind entweder alte ruhende, oder noch thätige Vulkane, aus denen zu verſchiedenen Zeiten Ausbrüche erfolgen. Der äußern Geſtalt nach ſind die isländiſchen Vulkane Eisberge, Jökel genannt, und man zählt gegenwärtig bis 10 dieſer Feuerjökel.

Die Färöer-Inſeln zeigen deutlich ihre ehemalige Vulkanität; ſie ſind faſt ganz mit Laven und Baſalt bedeckt.

Auf den Orkaden und Hebriden finden ſich nicht weniger Beweiſe vulkaniſcher Ausbrüche. In Irland dürfte der Rieſendamm hier Erwähnung verdienen. In Schottland ſind mehrere Spuren ausgebrannter

Vulkane; In Wales im Gebirg Merioneth deßgleichen. In Frankreich zählt der Verfaſſer 14 ausgebrannte Vulkane; darunter einer in den Ardennen, deſſen großer Krater mit einem See ausgefüllt iſt. In Deutſchland liegen längs dem Rhein allein gegen 60 Berge, deren Form als Krater, und deren Geſtein als geſloſſene Laven, jeden Zweifel über ihre ehemalige Vulkanität widerlegen. Herr Ritter Hamilton machte zuerſt auf die Vulkane am Rhein, und der Bergrath Voigt auf 10 ganz ſicher vulkaniſche Gebirge im Hochſtifte Fulda aufmerkſam. In Italien zählt Herr Sickler 35 Vulkane, von Ober-Italien durch die ganze Halbinſel hinab. Mehrere bilden die Gipfel einer ganzen Gebirgsreihe. Von dieſer großen Zahl Vulkane iſt nur der Veſuv allein noch in Thätigkeit. Er hängt mit zwei andern erloſchenen Vulkanen zuſammen, dem Somma und Ottajano, iſt jedoch außer aller Verbindung mit den Apeninnen. Die Solfatara iſt ein kleines Thal, von welchem an vielen Orten Rauch aufſteigt. Die Steine, welche um eine ſolche Öffnung liegen, ſind immer in Bewegung. An einigen Orten heben die bloßen Dünſte ohne Rauch den Sand beſtändig in die Höhe. Das Erdreich iſt in der Umgegend allenthalben hohl. Die Solfatara iſt über 2 deutſche Meilen vom Veſuv entfernt, ſcheint aber eine unterirdiſche Gemeinſchaft mit ihm zu haben.

Die Lipariſchen oder Äoliſchen Inſeln ſind offenbar alle vulkaniſchen Urſprungs. Beſonders deutlich zeigt ſich dieſes an den Inſeln Stromboli und Volkano. Stromboli wirft noch immer ſtoßweiſe Feuer und Dampf, aber ſeit langer Zeit keine Laven mehr aus. Bei Volcano geben die ſchweflichten Dämpfe an vielen Stellen zu erkennen, daß ſie im Innern noch brenne. In Sizilien iſt der noch thätige Ätna oder Monte Gibello, und andere erloſchene Vulkane in Valle di Noto und Valle di Demona.

So ſind überall Vulkane verbreitet. Wo nur das forſchende Auge des Phyſikers hindrang, finden ſich Spuren eines frühern oder noch dauernden Erdbrandes. Blicken wir nach dem neuen Continente in Weſten hin, ſo finden wir ungeachtet unſerer beſchränkten Kenntniß desſelben, eine ungeheure Zahl größten Theils thätiger Vulkane. Im nördlichen Amerika zählt Herr Sickler 38, im ſüdlichen 78, ohne die Menge der ausgebrannten benachbarten Krater zu rechnen. — Das größte Gebirge der Erde, Cordillera de los Andes, begleitet die Weſtküſte des ſüdlichen Amerika, in einer Entfernung von 8 bis 20 Meilen entlang hinab. Eigentlich iſt dieſes Gebirg ein hoher, oben ſchmaler Erdrücken, auf welchem ſehr hohe Berge in Reihen

hinter einander emporgethürmt ſind. Dieſe aufgeſetzten Gebirgsketten erſcheinen oft zwei- auch dreifach, und ſchließen ungeheure Thäler ein. In den Gegenden des Äquators erreichen die Gipfel der beiden dortigen Bergreihen die größte Höhe; indem mehrere nahe an 3000 Toiſen, der Chimboraſſo ſogar, nach einer dreimaligen genauen Meſſung, mehr als 3200 Toiſen, über das Meer ſich erheben. Man muß indeſſen dieſe Angaben nicht als die unmittelbaren Höhenmaße einzelner Gebirgskuppen anſehen, ſondern davon in der Nähe des Äquators die beiläufig 1400 bis 1500 Toiſen große Erhöhung des Erdrückens abziehen, auf welchem die Gebirgsreihen, gleichſam wie auf einem Unterſatze, gelagert ſind. In dieſen Gebirgsreihen finden ſich hin und wieder thätige, höchſt furchtbare Vulkane. — Herrn Klügel ſcheint der ganze Boden von Peru die Decke eines Feuerherdes zu ſeyn, deſſen Rauchröhren mehr als 16 Vulkane ſind.

Eine beſondere phyſiſche Merkwürdigkeit iſt der Schlammvulkan in Sicilien. Er beſteht in einem Thonhügel, der hin und wieder kleine Erhöhungen zeigt, welche aus der Thonrinde, die den mit Schlamm gefüllten Schlund oben bedeckt, hervorragen, und zeitweiſe Luft ausſtoßen. Dieſes Ausſtrömen der Luft geſchieht in ungleicher Stärke, zuweilen mit ſolcher Heftigkeit, daß der Boden der Umgegend erbebt, und die Materie aus der Decke oft 200 Fuß hoch empor geſchleudert wird. Schwefelichte Dämpfe begleiten dieſe Auswürfe.

Unweit Modena findet man ganz kleine Hügel, Salſe genannt, welche halbflüſſigen Schlamm mit brennbarem Gaſe auswerfen. Ähnliche Schlamm-Auswürfe zeigen ſich auch in der Krimm und auf der Inſel Taman.

Das Vorſtehende dürfte hinreichen, die allgemeine Verbreitung des unterirdiſchen Feuers unter der Erdoberfläche zu erweiſen. Einige Beiſpiele vulkaniſcher Ausbrüche und zerſtörender Erdbeben mögen die Größe ſeiner Kraft erklären. Die beiden, oft furchtbar großen Naturerſcheinungen müſſen eine gemeinſchaftliche Urſache ihrer Entſtehung haben, weil ſie ſich ſo häufig gleichzeitig ereignen.

Hätten die Griechen und Römer größere Kenntniſſe von der Erdoberfläche, oder wenigſtens leichtere Mittel gehabt, wiſſenſchaftliche Nachrichten in den ihnen bekannten Ländern fabelfrei zu ſammeln und ſchnell zu verbreiten, ſo wäre unſere Geſchichte der Vorzeit gewiß nicht ſo arm an großen und wichtigen Naturereigniſſen geblieben. Wir müßten eine ungeheure Menge von Thatſachen über die Veränderungen aufgezeichnet finden, welche die Erde durch

geheure Feuerseen, die 8 Meilen lang und 6 Meilen breit waren. Das ganze Land schien nur eine Masse geschmolzenen Metalls. Die Verheerung war in diesem so schwach bewohnten Lande außerordentlich. 21 Dorfschaften und Meiereien, unter welchen sich 7 Kirchdörfer befanden, waren gänzlich vernichtet; 34 andere hatten sehr gelitten; 220 Menschen verloren ihr Leben durch Feuer, 21 durch Wasser, und 12 Flüsse waren versiegt! —

Überall zeigen die vielfachen Laven in Islands Thälern von ähnlichen Ausbrüchen seiner Feuer-Jökel. Auf dem Gipfel des Kiol-Gebirges in Nord-Island befindet sich eine vulkanische Öffnung, Huerevatte genannt, in einem beständig tobenden Hügel. Der Lärm gleicht dem Brüllen eines Löwen. Die Umgegend hat drei Hauptöffnungen, welche jeden Stein, den man hineinwirft, mit heftigem Zischen wieder herausschleudern. Unweit davon kochen stets stark versteinernde Quellen. — Aus dem Eise des Törfa-Jökel entspringen ebenfalls heiße Quellen. Auch aus Landseen brechen zeitweise Dampf und Feuer hervor. — Aus manchen Jökeln ergießen sich zu Zeiten plötzlich ungeheure Wasserströme, die große Theile des Landes überschwemmen. Die Zahl der dampfenden und kochenden Quellen ist noch unbekannt: überall sind sie vorhanden. —

So zeigt sich die Natur in einem Lande, das vielleicht doppelt so groß als Böhmen seyn dürfte, noch heute vor unsern Augen! — Herr Klügel sagt: „Die ganze Insel möchte in sehr frühen Zeiten nach und nach durch Erdbeben aus dem Boden des Meeres empor gehoben seyn."

Im nämlichen Jahre, als die oben geschilderte Revolution in Island Statt fand (1783), zerstörten Erderschütterungen das jenseitige Kalabrien und Messina. Diese Wirkung brachte der erste Stoß am 5. Februar in zwei Minuten hervor. Die meisten Physiker erklärten dieses Ereigniß dadurch, daß elastische Dämpfe, die vom Ätna her unter den Boden des Landes getrieben worden, die Bewegung der Erde veranlaßt hätten. Wasser, welches zu dem Feuerherde des Ätna durch irgend einen Zufall eingedrungen wäre, hätte sich plötzlich durch Gluth in Dämpfe verwandelt. (Man sehe Klügels physische Geographie). Bei Sizilien stürzte durch die gewaltige Erschütterung ein beträchtlicher Theil eines Berges ins Meer, und verursachte eine heftige Bewegung desselben. —

Im vorhergehenden Jahre 1782 fand in Chili den 9. Dezember ein bedeutender vulkanischer Ausbruch Statt. Er tobte unter den dortigen Vulkanen, deren man 14

Schwefeldampf aufwirft. Schwefelquellen findet man in großer Menge. — In einem ſolchen Lande, wo man bei den durch die Wachſamkeit der Eingebornen ſehr beſchränkte Erfahrungen ſo viele Beweiſe unterirdiſchen Feuers entdeckt hat, iſt es nicht auffallend, von häufigen Erdbeben zu hören. Durch die Gefahren gewarnt, haben die Einwohner eine niedrige Bauart erſonnen, und empfinden dabei gleichgültig die Erſchütterung des Bodens. Allein nicht immer ſind dieſe Phänomene ohne große verheerende Wirkung. Seit dem Jahre 1586 wurden zu verſchiedenen Zeiten viele tauſend Menſchen von der Erde begraben. Im Jahre 1704 ſtürzte ein großer Theil der weltlichen Reſidenzſtadt Jedo durch Erſchütterung der Erde ein, und mehr als 200,000 Menſchen fanden ihren Tod bei dieſen Ereigniß. Im Jahre 1730 ſollen durch ein ähnliches Unglück in Meaco, der Reſidenzſtadt des geiſtlichen Oberhauptes, eine ganze Million Einwohner umgekommen ſeyn. — Wären auch dieſe Nachrichten übertrieben, ſo lagen doch ſicher ſehr große Unglücksfälle zum Grunde.

Um ein lebhaftes Bild von der Furchtbarkeit eines vulkaniſchen Ausbruches zu erhalten, darf man nur im dritten Bändchen von Zimmermanns Taſchenbuche der Reiſen die ſchöne Beſchreibung des großen Ausbruchs auf dem Skapta-Jökel in Island nachleſen, der ſich im Juni 1783 ereignete. Nach vielfältigen Erderſchütterungen erfolgte endlich nach mehreren Tagen der Ausbruch des Erdfeuers an drei Orten. Die geöffneten Schlünde warfen vereinigt Feuer und Flamme, auf mehr als dreißig Meilen ſichtbar, in die Höhe. Die ganze Atmoſphäre ward durch Sand, Bimsſtein und Aſche verfinſtert. Unter dieſen Materien fielen zugleich Ballen, und wie Kränze gebildete Maſſen von geſchmolzenem Pech herab. Alle Vegetation ward vernichtet. Aus den entſtandenen Wolken ſtürzten ungeheure Ströme eines ſalzigen Regens, die Alles mit ſich fortriſſen. Dieſe Waſſermaſſe ward durch die Hitze der Feuerſtröme in die dichteſten Dämpfe verwandelt, und die Sonne beleuchtete das ſchreckliche Schauſpiel in blutrothem Glanze. Alles umher liegende Land ward verheert; das Vieh ſtarb vor Hunger, und die entſetzten Einwohner flüchteten in die entlegenen Theile der Inſeln. Am 11. Juni ward der ganze Fluß Skapta innerhalb 24 Stunden völlig ausgetrocknet, und ſein tiefes Bett reichte für die hineinſtürzende Lava nicht mehr hin. Sie trat über die hohen Ufer hinaus, ſtieg über alle ihr entgegenſtehende Dorfſchaften verheerend hinweg; ergoß ſich in mehrere Kanäle, und bildete im flachen Lande, nur allein in Nordweſt, un-

geheure Feuerseen, die 8 Meilen lang und 6 Meilen breit waren. Das ganze Land schien nur eine Masse geschmolzenen Metalls. Die Verheerung war in diesem so schwach bewohnten Lande außerordentlich. 21 Dorfschaften und Meiereien, unter welchen sich 7 Kirchdörfer befanden, waren gänzlich vernichtet; 34 andere hatten sehr gelitten; 220 Menschen verloren ihr Leben durch Feuer, 21 durch Wasser, und 12 Flüsse waren versiegt! —

Überall zeigen die vielfachen Laven in Islands Thälern von ähnlichen Ausbrüchen seiner Feuer-Jökel. Auf dem Gipfel des Kiol-Gebirges in Nord-Island befindet sich eine vulkanische Öffnung, Hverevatte genannt, in einem beständig tobenden Hügel. Der Lärm gleicht dem Brüllen eines Löwen. Die Umgegend hat drei Hauptöffnungen, welche jeden Stein, den man hineinwirft, mit heftigem Zischen wieder herausschleudern. Unweit davon kochen stets stark versteinernde Quellen. — Aus dem Eise des Törfa-Jökel entspringen ebenfalls heiße Quellen. Auch aus Landseen brechen zeitweise Dampf und Feuer hervor. — Aus manchen Jökeln ergießen sich, zu Zeiten plötzlich ungeheure Wasserströme, die große Theile des Landes überschwemmen. Die Zahl der dampfenden und kochenden Quellen ist noch unbekannt: überall sind sie vorhanden. —

So zeigt sich die Natur in einem Lande, das vielleicht doppelt so groß als Böhmen seyn dürfte, noch heute vor unsern Augen! — Herr Klügel sagt: „Die ganze Insel möchte in sehr frühen Zeiten nach und nach durch Erdbeben aus dem Boden des Meeres empor gehoben seyn."

Im nämlichen Jahre, als die oben geschilderte Revolution in Island Statt fand (1783), zerstörten Erderschütterungen das jenseitige Kalabrien und Messina. Diese Wirkung brachte der erste Stoß am 5. Februar in zwei Minuten hervor. Die meisten Physiker erklärten dieses Ereigniß dadurch, daß elastische Dämpfe, die vom Ätna her unter den Boden des Landes getrieben worden, die Bewegung der Erde veranlaßt hätten. Wasser, welches zu dem Feuerherde des Ätna durch irgend einen Zufall eingedrungen wäre, hätte sich plötzlich durch Gluth in Dämpfe verwandelt. (Man sehe Klügels physische Geographie). Bei Sizilien stürzte durch die gewaltige Erschütterung ein beträchtlicher Theil eines Berges ins Meer, und verursachte eine heftige Bewegung desselben. —

Im vorhergehenden Jahre 1782 fand in Chili den 23. Dezember ein bedeutender vulkanischer Ausbruch Statt. Der größte unter den dortigen Vulkanen, deren man 14

kennt, der Peterva, machte sich einen neuen Krater, riß einen Berg, der viele Meilen weit zusammenhing, mitten von einander, mit so entsetzlichem Krachen, daß man es im größten Theile des Landes hörte. Die benachbarten Thäler füllten sich mit Asche und ausbrechender Lava; ein Stück des Berges stürzte in einen Fluß herab, und hemmte seinen Lauf durch 14 Tage. Endlich durchbrach das Gewässer dieses Hinderniß, und überschwemmte die ganze Gegend. Ein See blieb an dieser Stelle zurück.

Lima, die Hauptstadt von Peru, ist den Erdbeben von jeher stark ausgesetzt, und wurde im Jahre 1746 gänzlich zerstört. Das Meer gerieth zugleich in eine so heftige Bewegung, das durch die ins Land einbrechenden Wogen die Hafenstadt Callao weggeschwemmt wurde.

Eine ähnliche Bewegung der See zeigte sich bei dem großen Erdbeben 1755, welches Lissabon zerstörte. Man sah das Meer an den Küsten des festen Landes und mehrerer Inseln, selbst in Westindien, sich schnell zurückziehen, und dann in ungeheurem Wellen wieder kehren, welche die größten Verheerungen anrichteten. Erst nach mehreren ähnlichen Schwingungen kam es wieder zur Ruhe. — Dieses Erdbeben war außer seiner verheerenden Wirkung zugleich durch seine lange Dauer und weite Erstreckung höchst merkwürdig. Es wurde von Grönland bis Westindien, und von Norwegen bis tief nach Afrika bemerkt. Die einzelnen Stöße dauerten in verschiedener Stärke und Ausdehnung fast ein ganzes Jahr. — Eben so ausgebreitet war die Erschütterung im Jahre 1601, welche man in ganz Europa und in einem großen Theile von Asien empfand. —

Die Gegend von Quito, ein großes Gebirgsthal zwischen den Cordilleren am Äquator, erlitt im Jahre 1797 durch ein Erdbeben eine außerordentliche Verheerung. Der Vulkan Tunguragua, an dem sich die ersten Stöße zeigten, verlor dadurch über 100 Klaftern an seiner Höhe, die jetzt noch 2530 Toisen beträgt. Berge von erstaunlicher Höhe wurden zerrissen, und ihre Trümmer umhergeschleudert; eine ungeheure Menge stinkendes Wasser ergoß sich in Strömen, und füllte, nebst Schlamm und kohlensaurer Thonerde, Thäler von 1000 Fuß Breite und 600 Fuß Tiefe schnell an. Dieser Auswurf bedeckte viele Wohnungen, und verwandelte sich in eine feste Erdrinde. Die Stöße erneuerten sich durch zwei Monate. Eine Menge Städte und Dörfer lagen mit Menschen und Vieh unter den Trümmern der Berge begraben.

Erst im Jahre 1817 erschütterte ein heftiges Erdbe-

Asche war häufig mit kleinen Kohlen gemischt, und erreichte bei einem Ausbruche unter der Regierung des Kaisers Vespasian nicht nur Rom, sondern sogar Ägypten.

Der Vesuv ist bei 3700 Fuß hoch. Er hat mit den beiden Bergen Somma und Ottajano einen gemeinschaftlichen Fuß, auf dem sie ein erhöhtes Thal bilden. Von hier aus bestieg della Torre im Jahre 1752 den Vesuv. Tiefe schwarze Asche, Schlacken und Steine erschwerten den Aufgang. Je höher er kam, desto heißer ward der Boden. Er nahm im Innern häufiges Knallen oder anders starkes Getöse, von außen hin und wieder schwach rauchende Zuglöcher wahr. —

Wir haben bisher die Wirkungen des unterirdischen Feuers und der dadurch erregten elastischen Dämpfe an den Erderschütterungen und an gewöhnlichen vulkanischen Ausbrüchen betrachtet. Allein es bleibt uns noch eine andere Ansicht der Kraftäußerungen jenes allgewaltigen Mittels übrig, von denen zwar die Geschichte nur wenige Beispiele aufweiset, die jedoch ganz geeignet sind, uns von der Möglichkeit zu überführen, daß es einst eine Zeit gegeben habe könnte, wo diese Erscheinungen allgemein waren.

Ich habe schon im ersten Theile dieses Aufsatzes erinnert, daß Herr Humboldt von einer unter den Augen der Bewohner Neu-Spaniens im Jahre 1764 entstandenen Erhöhung oder Windgeschwulst Nachricht mitgetheilt habe, die drei bis vier Quadratmeilen groß ist, und in der Mitte 524, an den Rändern aber nur 39 Schuh über den Horizont der Umgegend hinausragt. Dieses Beispiel findet in der ältern Geschichte einige Unterstützung. Ovid besang ein ganz ähnliches Ereigniß. „Nahe bei Pithea zeigt sich der völlig baumleere Hügel Trözena, einst ein ganz ebener Boden, jetzt eine Höhe. Durch Winde erhob sich die Erde; die Geschwulst blieb, verhärtete durch die Dauer der Zeit, und hat jetzt die Gestalt eines hohen Hügels." — Strabo berichtet, daß in der Gegend von Methone, im hermionischen Meerbusen an der Küste Livadiens, die Erde sieben Stadien hoch von einem unterirdischen Feuerausbruche aus der Tiefe des Meeres aufgeworfen worden sey. Der entstandene Berg verband sich mit dem festen Lande. — Unter der Regierung des Kaisers Theodosius sollen mehrere sehr hohe Berge bei einem Erdbeben schnell aufgestiegen seyn. — Die kanarischen Inseln zeigten in einem kurzen Zeitraume, seit Eroberung derselben durch die Spanier im fünfzehnten Jahrhundert, mehrmals das merkwürdige Schauspiel neu entstehender Berge durch vulkanische Ausbrüche. Auf Teneriffa allein entstanden drei;

Nebenbergen, in einer Breite von einer italieniſchen Meile und 15 Schuh tief, bis nahe zur Stadt Catanea und auch bis in's Meer. — Die genannte Stadt liegt am Fuße des Ätna, der an ſeiner Grundfläche bei 10 deutſche Meilen im Umfange hat. Der Weg von Catanea bis zum Gipfel des Vulkans beträgt volle 3 deutſche Meilen. Wegen dieſer Nachbarſchaft des furchtbaren Berges litt die Stadt ſchon oft große Verwüſtung durch Erdbeben und durch Ausbrüche.

Seiner äußern Geſtalt nach gleicht der Ätna einer großen knotichten Säule, und war daher häufig wegen dieſer Form, gegründeter wegen ſeines innern Zuſtandes, mit einem ungeheuren Rauchfang verglichen. (Büſching). Er iſt nach de Sauſſure 10,280 Fuß hoch, und bei 250 Klafter vom Gipfel herab durch einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt.

Der Veſuv, beiläufig zwei geographiſche Meilen von der Hauptſtadt Neapel, war vielleicht ſchon vor allen Urkunden der Vorwelt vulkaniſch. Er kam wahrſcheinlich im Jahre 79 unſerer Zeitrechnung auf's Neue in Thätigkeit. In dieſem Jahre wurden die Städte Herkulanum, Pompeji und Stabiä von einer erſtaunlichen Menge vulkaniſcher Aſche, mit Bimsſtein und Kalkſtücken gemengt, verſchüttet. Viele Ausbrüche der neuern Zeit waren durch große Lava-Ströme der Umgegend verderblich. Bei dem heftigen Ausbruche im Jahre 1631 richtete ein Waſſerſtrom große Verwüſtungen an. Im Jahre 1779 ſtieg nach einem ſchrecklichen Donner ein dicker Rauch auf, aus dem plötzlich eine Feuerſäule hervortrat, die dreimal höher als der Berg ſelbſt zu ſeyn ſchien. Die Aſche ward weiter als 20 deutſche Meilen umher geworfen. Steinblöcke, über hundert Fuß im Umfange (Klügel), wurden herausgeſchleudert. — Steine von 4 bis 5 Zentnern flogen bei vielen Auswürfen mehrere italieniſche Meilen weit umher. (Büſching). — Bei dem großen Ausbruche 1794 ſah man gegen 15 Feuerſäulen nach einander aus der Seite des Berges hervorbrechen; alle wurden von Blitzen durchkreuzt. Aus dem Krater erhob ſich eine Rauchwolke von Blitzen, die bei ſiebenmal höher als der Berg war. Mit den heftigſten Regengüſſen vermiſchte ſich die ausgeworfene Aſche, und daraus bildeten ſich große Ströme eines ſchlammigen Waſſers. Die Stadt Torre del Greco ward durch einen Lava-Strom gänzlich zerſtört. Die Aſche flog auf 60 deutſche Meilen hinweg. In dieſem wüthenden Zuſtande befand ſich der Berg durch drei Wochen unter mannigfaltigem Wechſel furchtbarer Szenen. — Die ausgeworfene

Größe erlangt hatte, in ihrem Zuſtande ohne weitere Einwirkung des unterirdiſchen Feuers bis jetzt unverändert verblieben iſt. Dieſe Inſel liegt im Meerbuſen der Inſel Santorini zwiſchen der großen und kleinen Kameni (zwei Inſeln, welche auf dieſelbe Art entſtanden ſind). Man entdeckte zuerſt von ferne beim Aufgange der Sonne etwas im Meere, und hielt es für Trümmer eines geſcheiterten Schiffes. Einige Bewohner von Santorini näherten ſich daher zu Schiffe dieſer unbekannten Erſcheinung; allein ſie fanden ſie ganz gegen ihre Erwartung. Sie ſahen deutlich, daß ein Fels langſam aus dem Meere hervorſtieg. Man erkannte dieſes Ereigniß bald für eine Folge des heftigen Erdbebens, welches zwei Tage zuvor die ganze Inſel Santorini erſchüttert hatte. — Die Inſel nahm allmählig zu; allein ſehr langſam und periodiſch. Zu Ende Juni war ſie ungefähr eine halbe Meile (italieniſche) lang, und ragte fünf und zwanzig Fuß über die Oberfläche des Meeres hervor. Das Meer umher war überall trüb und verunreinigt, weil beſtändig eine erſtaunliche Menge unterirdiſcher Erde und andere Materien aus dem Grunde hervorkamen. Das Waſſer ſah bis auf 20 Meilen ſchwefelgelb aus. Nahe um die Inſel war das getrübte Waſſer zugleich in heftiger Bewegung, und zunächſt der Inſel ward es von dieſer ſo erhitzt, daß man viele Fiſche todt fand. Am 16. Juli kamen 17 ſchwarze Felſen aus der Tiefe des Meeres. Anfangs waren ſie von einander getrennt; allein ihr Grund ſchien ſich ſpäter zu vereinigen, und mit der neuen Inſel zu verbinden, welche für ſich weiß ausſah. Zwei Tage ſpäter ſah man um vier Uhr Nachmittags zum erſten Male einen dicken Rauch, und hörte zugleich ein heftiges unterirdiſches Krachen. Den 19. Juli hingen die Berge zuſammen, und ſchienen eine beſondere Inſel vorzuſtellen, welche Feuer auszuwerfen anfing, das immer heftiger ward. Dieſes Feuer verurſachte einen unerträglichen Geſtank; Krankheiten unter den benachbarten Inſulanern, ſchweres Athemholen, Ohnmachten und Erbrechen waren eine Folge davon. Im Monat Auguſt zog ein dicker Rauch mit wolkichten Dünſten über die Inſel Santorin, und richtete die bevorſtehende Weinleſe zu Grunde. Die weiße Inſel ſtieg aufs Neue beträchtlich in die Höhe; die ſchwarze, von verbrannten Aſchen, nahm in die Länge zu, und beide vereinigten ſich in kurzer Zeit. Das Feuer hatte ſich Öffnungen gebrochen, aus welchen es mit einem heftigen Knalle eine große Menge verbrannter Steine in die Luft ſchleuderte, die auch oftmals ſo hoch flogen, daß ſie ſich aus den Augen

verloren, und wohl drei Meilen davon in die See fielen. Zu Ende Auguſts waren dieſe Auswürfe ſeltener; allein im September wurden ſie häufiger, und im Oktober erfolgten ſie täglich. Jederzeit ging ihnen ein ſtarkes Feuer voraus, dem ein ſchwarzer, abſcheulicher Rauch folgte, der zuweilen mit Aſche vermiſcht war, und alsdann eine ungemein dicke Wolke mit verſchiedenen Farben vorſtellte, die ſich nach und nach in feinen Staub auflöſte, und als Regen in das Meer und auf das nächſte feſte Land ſo häufig fiel, daß der Boden ganz davon bedeckt ward. Zuweilen flogen Stücke als glühende Schlacken, ein anderwahl hell glühende Steine, ob zwar nur von mittelmäßiger Größe, dennoch ſo häufig auf die Umgegend herab, daß die kleine benachbarte Inſel ganz überdeckt und ſehr ſchön beleuchtet war. Um dieſe Zeit war die neue Inſel ungefähr drei Meilen groß im Umfange geworden, und ſtand bei 40 Fuß über die Oberfläche des Waſſers heraus. — Der Pater Goree hielt ſich 1708 zu Santorin auf, um die neue Inſel in ihrer Ausbildung zu beobachten. Nach ſeinem Berichte war ſie damals 200 Fuß hoch, ungefähr eine engliſche Meile breit, und hatte einen Umfang von 6 engliſchen Meilen. Sie nahm bis zum Jahre 1711 noch immer zu. Der Pater Goree zählte in einer Nacht 60 Erdöffnungen, aus welchen lichte Flammen hervorbrachen, wobei zugleich die Inſel merklich höher ſtieg. Auch wurden öfters große Steine herausgeworfen, z. B. am 15. April 1708, wo bei einer ſtarken Erderſchütterung auf einmal wohl hundert große Steine in die Luft ſtiegen, von denen die meiſten zwei Meilen davon in die See fielen. —

Ich habe die vorſtehende Erzählung aus Moro's Werke, wenn auch nicht ganz wörtlich, doch ohne aller Veränderung des Sinnes hieher übertragen. Sie kommt urſprünglich von einem Herrn Gregorio Condilli aus der Inſel Paro her, der ſie dem Herrn Valisnieri, einem lehrenden Arzte zu Padua, mittheilte. Sie iſt eines der wichtigſten geologiſchen Dokumente, und verdient in unſerer Unterſuchung vorzügliche Aufmerkſamkeit.

Wir gehen zu den Verſteinerungen über. Es genüget für unſern Zweck, nur Einiges in Kürze davon anzuführen. Außer mehreren bekannten und in andern Schriften bereits benützten Daten habe ich auch einige neue geſammelt, die ich hier vorzüglich wählen zu müſſen glaubte, weil ſie von vaterländiſchem Boden herſtammen.

Alle organiſche Körper, welche von einer verſteinernden Flüſſigkeit durchdrungen, nach und nach ſelbſt zu Stein geworden ſind, heißen Petrefakten oder Verſteinerungen.

Größe erlangt hatte, in ihrem Zustande ohne weitere Einwirkung des unterirdischen Feuers bis jetzt unverändert verblieben ist. Diese Insel liegt im Meerbusen der Insel Santorini zwischen der großen und kleinen Kameni (zwei Inseln, welche auf dieselbe Art entstanden sind). Man entdeckte zuerst von ferne beim Aufgange der Sonne etwas im Meere, und hielt es für Trümmer eines gescheiterten Schiffes. Einige Bewohner von Santorini näherten sich daher zu Schiffe dieser unbekannten Erscheinung; allein sie fanden sie ganz gegen ihre Erwartung. Sie sahen deutlich, daß ein Fels langsam aus dem Meere hervorstieg. Man erkannte dieses Ereigniß bald für eine Folge des heftigen Erdbebens, welches zwei Tage zuvor die ganze Insel Santorini erschüttert hatte. — Die Insel nahm allmählig zu; allein sehr langsam und periodisch. Zu Ende Juni war sie ungefähr eine halbe Meile (italienische) lang, und ragte fünf und zwanzig Fuß über die Oberfläche des Meeres hervor. Das Meer umher war überall trüb und verunreinigt, weil beständig eine erstaunliche Menge unterirdischer Erde und andere Materien aus dem Grunde hervorkamen. Das Wasser sah bis auf 20 Meilen schwefelgelb aus. Nahe um die Insel war das getrübte Wasser zugleich in heftiger Bewegung, und zunächst der Insel ward es von dieser so erhitzt, daß man viele Fische todt fand. Am 16. Juli kamen 17 schwarze Felsen aus der Tiefe des Meeres. Anfangs waren sie von einander getrennt; allein ihr Grund schien sich später zu vereinigen, und mit der neuen Insel zu verbinden, welche für sich weiß aussah. Zwei Tage später sah man um vier Uhr Nachmittags zum ersten Male einen dicken Rauch, und hörte zugleich ein heftiges unterirdisches Krachen. Den 19. Juli hingen die Berge zusammen, und schienen eine besondere Insel vorzustellen, welche Feuer auszuwerfen anfing, das immer heftiger ward. Dieses Feuer verursachte einen unerträglichen Gestank; Krankheiten unter den benachbarten Insulanern, schweres Athemholen, Ohnmachten und Erbrechen waren eine Folge davon. Im Monat August zog ein dicker Rauch mit wolkichten Dünsten über die Insel Santorin, und richtete die bevorstehende Weinlese zu Grunde. Die weiße Insel stieg aufs Neue beträchtlich in die Höhe; die schwarze, von verbrannten Aschen, nahm in die Länge zu, und beide vereinigten sich in kurzer Zeit. Das Feuer hatte sich Öffnungen gebrochen, aus welchen es mit einem heftigen Knalle eine große Menge verbrannter Steine in die Luft schleuderte, die auch oftmals so hoch flogen, daß sie sich aus den Augen

worin weder Erde noch Steine untermengt sind, und das man 20 Fuß tief, so weit man nämlich gegraben hat, überall gleichförmig antraf. Bei Rheims dehnt sich ein Schneckenbette auf mehrere Stunden aus. Sehr viele Berge in Persien bestehen aus Sand und Schnecken. Es scheint, mit Ausnahme vielleicht aller oder doch einiger Polar-Länder, kein Land in irgend einem Erdtheile zu seyn, das bei näherer Untersuchung keine Versteinerungen aufgewiesen hätte. Der berühmte Reisende und Naturforscher Herr Giseke, von welchem das k. k. Naturalienkabinet erst dieses Jahr einen höchst kostbaren Zuwachs erhalten hat, versicherte mich wiederholt, daß er bei allen mineralogischen Forschungen auf Grönland, während seines vieljährigen Aufenthalts, keine Spur von Versteinerungen entdeckt habe. Ein höchst merkwürdiger Umstand, der zugleich der Meinung von der Erdachs-Verrückung sehr hinderlich seyn muß. —

Eine Gattung Kalkstein, welche aus Seegewürm und Schalen gleichsam zusammengebacken erscheint, pflegt man Muschelkalk zu nennen. Er erscheint oft in mächtigen Lagern. Man findet ihn häufig an den östlichen Abfällen des Wiener Waldgebirges; z. B. auf der ersten, oberhalb Nußdorf befindlichen Höhe, die sich an den Josephsberg sanft steigend hinzieht. Die Seemuscheln sind häufig darin eingemischt, und äußerst mannigfaltig. Eine genaue Analyse gehört nicht hieher. Es kam hier nur auf einen unumstößlichen Beweis an, daß diese Gegend einst unter dem Meere lag. Der Muschelkalk liefert zugleich den ersten kräftigen Beweis für unsere Theorie; weil er sich nur an der Seitenabdachung der kleinen Anhöhen zeigt, wo ihn die Auswürfe der Berge nicht überdecken konnten.

Die Versteinerungen von Seeprodukten werden häufig in sehr bedeutenden Höhen angetroffen. Am Ätna fand man Seemuscheln 400 Toisen über der Meeresfläche. In den Schweizergebirgen wurden über 1000 Toisen hoch, große Bänke von unvermischten Conchilien entdeckt. Am höchsten lagen die Pektiniten, welche Herr v. Humboldt 2200 Toisen hoch auf den Cordilleren der Andes antraf. Auch in großen Tiefen unter der Erde werden Petrefakten gefunden.

Größere Schwierigkeiten, als alle Conchilien, verursachten bisher den Geologen die Versteinerungen von Landthieren. Die Naturgeschichte zeigt uns, außer den vielen untergegangenen Thiergattungen, auch die Überreste von Thieren eines südlichen Klima in hohen Breiten. Unter die erstern gehören die sogenannten Mammutsknochen; nämlich Knochen von einem fleischfressenden Landthiere, wel-

Man dehnt diese Benennung wohl auch auf jene Ab- oder Eindrücke aus, welche durch einen organischen Körper auf eine weiche erdige oder flüssige Masse gemacht wurden, die später zu Stein verhärtete. Der Körper des Originals hatte sich in der weichen Materie mehr oder weniger vollkommen abgebildet; allein er löste sich entweder noch vor der Verhärtung des Steines auf, oder vielleicht auch bisweilen später. Auf diese Art finden wir jetzt in den Mineralien die Bildnisse vieler Thiere und vegetabilischer Bestandtheile, ohne wirkliche Spuren des organischen Musters.

Man begreift die Versteinerungen auch unter dem allgemeinen Namen Fossilien, wohin eigentlich Alles gehört, was man unter der Erde ausgräbt, und nicht ursprünglich in der Erdrinde, sondern an ihrer Oberfläche vorhanden war, von wo es auf irgend eine Weise unter die Erde gerieth. —

Die Versteinerungen werden in der Naturgeschichte wissenschaftlich geordnet, und gattungsweise, gewöhnlich unter griechischen Benennungen, zusammengestellt; z. B. Versteinerungen von vierfüßigen Landthieren, Zoolithen (Thiersteine); von Fischen, Ichtyolithen (Fischsteine) u. s. w.

Die Versteinerungen von Land- und See-Schalthieren (Conchilien) sind in ungeheurer Menge überall auf dem festen Lande, selbst in sehr großer Höhe auf Bergen vorhanden. Es gibt viele Arten aus der Klasse der Schnecken, noch mehr aus der Klasse der Muscheln. Die letztern bilden wieder verschiedene Unterabtheilungen nach der Form ihrer Figur, als Muskeliten (versteinerte gemeine Flußmuscheln), Ostraciten (Muscheln aus dem Geschlechte der Austern). — Unter allen sind die sogenannten Noahmuscheln wegen ihrer Größe merkwürdig, indem es manche gibt, an denen sechs Männer tragen müssen. Sie gehören unter die Chamiten (zweischalige, rundlichte Muscheln).

Von vielen petrificirten Conchilien hat man bisher die Originale nicht wieder gefunden. Früher glaubte man dieses auch im Allgemeinen von den mehr als hundertfältigen Ammoniten oder Ammonshörnern (versteinerten, um einen Mittelpunkt gewundenen Röhrenschnecken von verschiedener Größe und Bildung); allein es wurden in neuerer Zeit hin und wieder einige Arten gefunden.

Die See-Schalthiere zeigen sich häufig in großen Lagern, bald unvermischt, bald von vielen Gattungen unter einander. Im Departement Indre und Loire in Frankreich gibt es in einem Raume von mehr als drei geographischen Quadratmeilen ein Lager Seemuscheln,

worin weder Erde noch Steine untermengt sind, und das man 20 Fuß tief, so weit man nämlich gegraben hat, überall gleichförmig antraf. Bei Rheims dehnt sich ein Schneckenbette auf mehrere Stunden aus. Sehr viele Berge in Persien bestehen aus Sand und Schnecken. Es scheint, mit Ausnahme vielleicht aller oder doch einiger Polar-Länder, kein Land in irgend einem Erdtheile zu seyn, das bei näherer Untersuchung keine Versteinerungen aufgewiesen hätte. Der berühmte Reisende und Naturforscher Herr Giseke, von welchem das k. k. Naturalienkabinet erst dieses Jahr einen höchst kostbaren Zuwachs erhalten hat, versicherte mich wiederholt, daß er bei allen mineralogischen Forschungen auf Grönland, während seines vieljährigen Aufenthalts, keine Spur von Versteinerungen entdeckt habe. Ein höchst merkwürdiger Umstand, der zugleich der Meinung von der Erdachs-Verrückung sehr hinderlich seyn muß. —

Eine Gattung Kalkstein, welche aus Seegewürm und Schalen gleichsam zusammengebacken erscheint, pflegt man Muschelkalk zu nennen. Er erscheint oft in mächtigen Lagern. Man findet ihn häufig an den östlichen Abfällen des Wiener Waldgebirges; z. B. auf der ersten, oberhalb Nußdorf befindlichen Höhe, die sich an den Josephsberg sanft steigend hinzieht. Die Seemuscheln sind häufig darin eingemischt, und äußerst mannigfaltig. Eine genaue Analyse gehört nicht hieher. Es kam hier nur auf einen unumstößlichen Beweis an, daß diese Gegend einst unter dem Meere lag. Der Muschelkalk liefert zugleich den ersten kräftigen Beweis für unsere Theorie; weil er sich nur an der Seitenabdachung der kleinen Anhöhen zeigt, wo ihn die Auswürfe der Berge nicht überdecken konnten.

Die Versteinerungen von Seeprodukten werden häufig in sehr bedeutenden Höhen angetroffen. Am Ätna fand man Seemuscheln 400 Toisen über der Meeresfläche. In den Schweizergebirgen wurden über 1000 Toisen hoch, große Bänke von unvermischten Conchilien entdeckt. Am höchsten lagen die Pektiniten, welche Herr v. Humboldt 2200 Toisen hoch auf den Cordilleren der Andes antraf. Auch in großen Tiefen unter der Erde werden Petrefakten gefunden.

Größere Schwierigkeiten, als alle Conchilien, verursachten bisher den Geologen die Versteinerungen von Landthieren. Die Naturgeschichte zeigt uns, außer den vielen untergegangenen Thiergattungen, auch die Überreste von Thieren eines südlichen Klima in hohen Breiten. Unter die erstern gehören die sogenannten Mammutsknochen; nämlich Knochen von einem fleischfressenden Landthiere, wel-

ches dem Elephanten an Größe gleichgekommen seyn muß. Man findet sie sehr häufig in Siberien, am Ohio in den nordamerikanischen Freistaaten, in Ober-Italien, und auch in Deutschland, wo man erst im Jahre 1817 bei Kanstadt im Königreiche Würtemberg 14 Mammutszähne von ungeheuerer Größe ausgrub. Man hat schon wiederholt die wirkliche Existenz dieses Thieres in den weniger bekannten Gegenden des nördlichen Amerika behaupten wollen; allein es spricht dafür bisher noch kein glaubwürdiges Zeugniß. — Im k. k. Mineralien-Kabinete sieht man Backenzähne von einem Nashorn, (nach Herrn Merk's Erklärung) und andere von einem unbekannten großen Thiere, welche beide Gattungen bei Enzersdorf am Gebirge nächst Mödling in N. Oestreich gefunden wurden. Außer mehreren noch unerklärten versteinerten thierischen Überresten, welche in gedachtem Kabinete aufbewahrt werden, sieht man mehrere von Elephanten und Rhinoceros, oder wie man selbst glauben will, vom Flußpferde (Hippopotamus), welche bei Eisgrub in Mähren, Wilfersdorf in N. Östreich, bei Eisenstadt in Ungarn, und in den Karpathen gefunden worden sind. Das neueste vaterländische Denkmal dieser Art ist der untere, wohl bei zwei Schuh lange Theil eines Elephanten-Hau- oder Langzahnes, der erst zu Anfange dieses Jahres (1819) unterhalb Nußdorf bei Eröffnung eines Kellers, im Hause des Herrn Postmeisters Ritter, ausgegraben, und in das k. k. Mineralien-Kabinet abgegeben wurde. Dieser Zahn lag 7 bis 8 Klafter tief unter dem hohen aufgeschwemmten Ravin, der sich von den Abfällen der Höhen bei Nußdorf neben dem Fahrwege gegen die jenseitige Linie Wiens herabzieht. Die Leimschichte ist durchaus gleichförmig; nur zeigt sie einige Klafter von oben herab einen mit Flußsand untermischten unregelmäßigen Streif. Der ganze Ravin muß daher von einer ertzigen Fluth aufgesetzt worden seyn. Wenn auch beim Ausgraben des Zahns die ursprüngliche Höhe des Aufgeschwemmten nicht mehr bestand, indem sie schon früher an jener Stelle um einige Klafter von oben abgegraben worden war, um eine bequeme Abdachung zum Aufgange in den rückwärtigen Garten zu erhalten; so muß hier dennoch jene Tiefe angegeben werden, welche nach der deutlichen Anzeige der seitwärts stehen gebliebenen Wände als die ursprüngliche erkannt ward.

Die Petrefakten großer Südthiere sind überhaupt häufig in Gegenden verbreitet, wo sie augenscheinlich auf einen ganz andern Zustand der Erdoberfläche in der Vorzeit, und daher auf äußerst gewaltsame Änderungen hin-

weisen. In Nord-Amerika findet man die Knochen des Rhinoceros und Elephanten sehr häufig, ungeachtet es in der ganzen neuen Welt keine Elephanten gibt. In Sibirien kommen sie in noch größerer Menge vor, besonders an den Kusten des Eismeeres um die Mündungen der großen Flüsse. Deutschland weiset ebenfalls viele solche Überreste auf. Bei Burg-Tonna im Gothaischen fand man im Jahre 1695 unter einem Sandhügel ein ganzes Elephanten-Gerippe mit zwei achtschuhigen Zähnen am Kopfe.

Abdrücke von Fischen sind überhaupt sehr häufig; jedoch verdient hier der Berg Vestena Nuova (Bolca) bei Verona besonders angeführt zu werden. Er besteht aus blätterichtem Kalkstein, und enthält die vollkommensten Abdrücke ganzer Fische. Mehr als 600 Arten hat man bereits entdeckt, wovon die meisten gegenwärtig weit entfernte Meere bewohnen. Alle Fische liegen in gerader Stellung. Überhaupt ist dieß bei allen Fischabdrücken in Kalk der Fall; dagegen diejenigen, welche in Schiefer vorkommen, gewöhnlich in einer gekrümmten Lage erscheinen, was man für ein Zeichen eines langsamen Todes erklären will.

Wenn wir Petrefakten von südlichen Landthieren in einem kaltern Klima in Menge antreffen, so zeigt sich diese Erscheinung nicht weniger häufig in den Versteinerungen von Vegetabilien der heißen Zone. So fand man z. B. in Deutschland mehrere indianische Schilfgattungen. Schiefer und Kalk enthalten die meisten Abdrücke aus dem Pflanzenreiche. Der Mergelschiefer des hiesigen Kalkgebirges zeigt häufig die Spuren von Blättern, Wurzeln und Kräutern, welche noch vor der Verhärtung in diese Materie eingemengt, und später mit versteinert worden sind.

Die Fälle sind seltener, daß man Überreste von Thieren, die jetzt in sehr hohen Breiten leben, in viel südlichern Gegenden antrifft. So hat man z. B. bei Bologna in Italien den Kopf des Wallrosses, welches jetzt nur die nördlichsten Meere bewohnt, gefunden. In der Grafschaft Katzenellenbogen grub man die Unterkiefer des grönländischen Wallfisches aus. Auch hat man in Deutschland und in Calabrien das Horn des nordischen See-Einhorns oder Narwals hin und wieder entdeckt. —

Wir gehen zur kurzen Betrachtung einer neuen Gattung geologischer Thatsachen über. Man hat nämlich im Innern der Berge verschiedene, und darunter höchst merkwürdige Höhlen entdeckt, welche es vorzüglich verdienen hier angeführt zu werden. Die meisten sind wegen der seltsamen, fast wunderbaren Figuren von Tropfstein berühmt, die sich durch die Steinmaterie, welche mit dem

durch ein ungefähr 12 Klafter hohes Loch in der Decke derſelben überraſcht. Die Höhle gleicht einem 12 Klafter hohen Schornſteine mit ovalen Wänden. Man könnte, jedoch nur mit Mühe, über die tafelförmige öſtliche Wand dieſer Höhle zu dem Loche hinauf, und dort zu Tage auskriechen. Die öſtliche Wand neigt ſich etwas gegen Oſten. Iſt dieſe Höhle von oben durch Waſſer, welches durch das Loch in der Decke einfiel, aufgefreſſen worden? In ihrer jetzigen Lage ſicher nicht: denn das Regenwaſſer hat zu beiden Seiten einen Abfluß. Und doch erſcheinen die Wände inwendig vom Waſſer abgeſchliffen worden zu ſeyn. Wäre dieſe Höhle mit Waſſer gefüllt, und ſtände ſie mit einer andern Höhle in Verbindung: welche ſonderbare Phänomene könnte ſie als kommunicirende Röhre hier veranlaſſen? Wer weiß, wie die Natur einſt hier ſpielte, und wie ſie an andern Orten noch ſpielt." — In dieſer kurzen, einfachen Darſtellung zeigt ſich der aufmerkſame Forſcher der Natur! — So müſſen wir ihre Werke betrachten, wenn wir aus ihnen die Urſa[illegible] ergründen wollen. Ich verkenne es nicht; der menſchliche Verſtand hat im Verhältniß zu der Mannigfaltigkeit und Größe natürlicher Phänomene ſehr beſchränkte Grenzen; allein in vielen Fällen dürfte es uns vergönnt ſeyn, durch richtige Anſchauung und vernünftiges Beurtheilen das gedankenloſe Staunen mit natürlicher Erkenntniß und wahrer Einſicht zu erſetzen. —

Zum Schluſſe aller geologiſchen Beweismittel müſſen wir die Höhen einiger Berge anführen, wie ſie theils durch trigonometriſche Meſſung, größten Theils jedoch durch Barometerbeobachtungen gefunden worden ſind. Die Meeresoberfläche iſt der allgemeine Vergleichungs-Horizont, von welchem die Höhen gezählt werden, die in Schuhen des alten Pariſer Maßes ausgedrückt ſind.

Bisher hielt man den Chimboraſſo auf den Cordilleren der Andes in Süd-Amerika, in der Nähe des Aequators, unbezweifelt für den höchſten Berg der Erde. Allein im Jahre 1817 verbreitete ſich die Nachricht, daß ein engliſcher Lieutenant, Herr Webb, welcher in Bengalen als Ingenieur-Geograph angeſtellt iſt, hinter Nipahl die höchſten Gipfel der Bergkette Himalaja (Himmelsgebirg, ehemals auch das Gebirge Imaus genannt) trigonometriſch gemeſſen, und eine derſelben, welche der weiße Berg heißt, 27,000 Fuß, mehrere andere aber 20 bis 25 000 Fuß hoch gefunden habe. Eine nähere Erläuterung dieſer Höhenbeſtimmungen kenne ich bis jetzt noch nicht, und iſt auch hier entbehrlich.

tiefe Waſſerſchlünde zu einem unterirdiſchen See, deſſen Ausdehnung unbekannt iſt. Er iſt an ſeinen Ufern 3 Klafter tief; in der Mitte hält man ihn für unergründlich. Wenn das Waſſer in dem See zuweilen ſteigt, ſo ſtürzt es durch einen mit ihm in Verbindung ſtehenden Gang mit Ungeſtüm in andere Abgründe. Ein Nebengang führt zu einem zweiten See. Überhaupt ſind noch nicht alle Gänge erforſcht. — Die Höhle bei Scelicze in den Karpathen (in der Torner Geſpannſchaft des Königreichs Ungern), iſt über 50 Klafter tief, 27 Klafter breit, und am Eingange 18 Klafter hoch. Aus dem Hauptgewölbe führen viele noch unerforſchte Seitengänge in das Innere der Gebirge. Die Kälte iſt während der heißeſten Sommerszeit äußerſt ſtreng in dieſer Höhle; dagegen ſchmilzt das gebildete häufige Eis beim Eintritte des Winters, und durch die erhöhte Temperatur wird die Höhle nach und nach ganz trocken, und auch etwas begraſet. — Einige andere Höhlen hat Herr Schultes auf ſeiner Reiſe in Öſtreich unterſucht und beſchrieben, die zwar, mit den bereits angeführten verglichen, nur von geringer Ausdehnung, allein für unſern Zweck ſehr wichtig ſind. Ich mache dieſen Auszug aus dem dießjährigen 25. Stück der „vaterländiſchen Blätter für den öſtreichiſchen Kaiſerſtaat," welche ſo großes Verdienſt um die Verbreitung genauerer Kenntniß unſers mit unzähligen Vorzügen ausgeſtatteten Vaterlandes haben. — Die erſte von Herrn Schultes geſchilderte Höhle iſt die Alleluja-Höhle am Schneeberge, eine Stunde von dem Dörfchen Buchberg. Sie ſoll gegenwärtig noch 80 Perſonen faſſen können, ungeachtet ſie von ihrer ehemaligen Ausdehnung bedeutend verloren hat. — Die zweite iſt die Höhle an der Sirming bei Buchberg. Man nähert ſich derſelben durch das enge Thal des Wildbaches Sirming. Zu beiden Seiten zeigen die kahlen Felswände den deutlich ſtratifizirten Kalkſtein. Die Schichten der gegenüberſtehenden Wände haben eine parallele Richtung, und ſind beinahe unter einem gleichen Winkel geſtürzt (gegen den Horizont geneigt). Herr Schultes glaubt daher, daß dieſe Thalwände einſt zuſammenhingen, und das Thal ſelbſt, durch welches die Sirming herabfließt, hier geſchloſſen war. In dieſer Gegend befinden ſich zwei Höhlen, von denen jedoch nur die eine merkwürdig iſt. Man höre hierüber Herrn Schultes: „Man bemerkt, wenn man gegen Stüchſenſtein geht, links am Wege eine kleine Öffnung über einen Felſenklumpen, den man hinanklettern muß, um zu der Höhle zu gelangen. Sobald man durch die Öffnungen eingedrungen iſt, wird man in der Höhle

In Kärnthen: Der Großglockner, in den Salzburger Alpen, 11.500.
In den Salzburger Gebirgen: das Hochhorn 10,600; der Sonnenblick ſoll ihm an Höhe gleichkommen, und der Löffler ſoll ihn ſogar übertreffen (nach Hacquet's Meinung). Der Watzmann hat über 9000.
In Krain: Der Terglou über 10,000.
In Nieder-Öſtreich: Der Schneeberg über 6000.
In Ungarn: Die Lomnitzer Spitze über 8000; der Kriwan kommt ihr beinahe gleich.
In Siebenbürgen: Die Berge Budislav, Bödöſch und Surul zwiſchen 8 und 9000.

Dieſe Höhenangaben beziehen ſich alle auf Berggipfel, und man kann daraus auf den natürlichen Boden des feſten Landes, welcher allen Gebirgen zur Unterlage dient, keinen Schluß ziehen. Da jedoch die Erhöhung des Bodens in manchen Gegenden ſehr bedeutend iſt, und die Temperatur der Luft zum Theil davon abhängt, ſo war es für die phyſiſche Geographie von hohem Intereſſe, mehrere vergleichende Höhenverzeichniſſe, vorzüglich von Punkten nach dem Laufe großer Flüſſe, zu haben. Der thätige Aſtronom Herr Placidus Heinrich in Regensburg hat ein ſolches über einen Theil des Donaugefälles aufgeſtellt. Er benützte dazu die mittleren Barometerſtände aus vieljährigen Beobachtungen, und fand daraus folgenden Fall der Donau:

Von Ingolſtadt bis Regensburg 110 Pariſer Fuß; von Regensburg bis Niederaltaich (ehemalige Benediktiner-Abtey in Niederbaiern) 150; von Niederaltaich bis Wien 476; von Wien bis Ofen 77. Das letzte Reſultat hält Herr Heinrich für zu klein. Nach dieſer Beſtimmung betrüge das Donaugefälle zwiſchen Ingolſtadt und Wien 123 Pariſer Klafter. Nimmt man nach dem mittlern Barometerſtande die Höhe von Regensburg zu 186 Toiſen an, ſo liegt Ingolſtadt 204 Toiſen über dem Niveau des Meeres. — Vom Bette der Donau ſteigt das Terrain zu beiden Seiten bedeutend. Südlich läßt ſich dieſe Erhöhung einiger Maßen beurtheilen, weil die Lage von München (nach dem mittleren Barometerſtande) zu 276 Toiſen über dem Meere beſtimmt iſt. München liegt daher um mehr als 70 Toiſen höher als Ingolſtadt, ungeachtet der Breitenunterſchied nur 48 Minuten beträgt. — Viel bedeutender iſt die Erhöhung des Bodens in Tirol, und in der Schweiz am größten. Eine andere hohe Gegend in Europa iſt die ſogenannte Wolgahöhe oder das alauniſche Gebirge. Es

Der Chimboraſſo iſt nach Bouguers Beſtimmung 19,302 Fuß hoch; v. Humboldt gab ihn um 300 Schuh, und Don George Juan faſt um 1000 Schuh höher an.
Der Pik von Orizaba in Neu-Spanien in Nord-Amerika nach Ferrer 16,776 Schuh.
Der Berg bei Antiſanna in den Cordilleren nach Humboldt 16,638.
Der Tunguragua ebendaſelbſt 15,180, nach Humboldt.
Der Pichinha ebendaſelbſt, nach Humboldt 14,862; Bouguer und Condamine fanden ihn um mehr als 200 Schuh kleiner.
Der Coraſſon ebendaſelbſt, nach Bouguer 14,856.
Der Owna-Roa, der höchſte unter den großen Bergen auf O-Wyhee, einer der Sandwich-Inſeln, nach Kruſenſtern 13,524.
Der Pik von Teneriffa, nach Borda 11,964.

Europäiſche Berge.

Der Montblanc in den ſavoyiſchen Alpen 14,556 Schuh; nach de Sauſſure.
Das Finſteraahorn in der Schweiz, nach Tralles, 13,234.
Der St. Gotthard ebendaſelbſt, nach Pini 8587.
Der Montperdu, der höchſte Berg in den Pyrenäen, nach de Carbonnieres 10,578.
Der Mont-d-Or in Auvergne in Frankreich, beiläufig 6000.
In den Vogeſen haben einige Berge 3 bis 4000.
Der Feldberg bei Freiburg im Schwarzwalde bei 4500.
Der Fichtelberg über 3600.
Der Schneekopf, die größte Höhe des Thüringerwaldgebirges, über 3300.
Der Brocken im Harz 3400.
Die Schneekoppe im Rieſengebirge 4900.
Der Ben-Nevis, welcher der höchſte unter den ſchottiſchen Bergen ſeyn ſoll, hat bei 4400.
In Irland ſollen einige Berge die Höhe von 2 bis 3000 Schuh erreichen.
Auf Island ſchätzt man einen Berg auf 7000; der berühmte Hekla hat nach Sir Stanley 4300.
In dem großen Grenzgebirge zwiſchen Schweden und Norwegen gibt es einige Berge von 6, 7 bis 8000 Fuß Höhe.

Berge im öſtreichiſchen Kaiſerſtaate.

In Tyrol: Die Ortler-Spitze über 14,000 Fuß; Herr Hacquet ſchätzt ſie dem Montblanc gleich.

In Kärnthen: Der Großglockner, in den Salzburger Alpen, 11.500.
In den Salzburger Gebirgen: das Hochhorn 10,600; der Sonnenblick soll ihm an Höhe gleichkommen, und der Löffler soll ihn sogar übertreffen (nach Hacquet's Meinung). Der Watzmann hat über 9000.
In Krain: Der Terglou über 10,000.
In Nieder-Östreich: Der Schneeberg über 6000.
In Ungarn: Die Lomnitzer Spitze über 8000; der Kriwan kommt ihr beinahe gleich.
In Siebenbürgen: Die Berge Budislav, Bödösch und Surul zwischen 8 und 9000.

Diese Höhenangaben beziehen sich alle auf Berggipfel, und man kann daraus auf den natürlichen Boden des festen Landes, welcher allen Gebirgen zur Unterlage dient, keinen Schluß ziehen. Da jedoch die Erhöhung des Bodens in manchen Gegenden sehr bedeutend ist, und die Temperatur der Luft zum Theil davon abhängt, so war es für die physische Geographie von hohem Interesse, mehrere vergleichende Höhenverzeichnisse, vorzüglich von Punkten nach dem Laufe großer Flüsse, zu haben. Der thätige Astronom Herr Placidus Heinrich in Regensburg hat ein solches über einen Theil des Donaugefälles aufgestellt. Er benützte dazu die mittleren Barometerstände aus vieljährigen Beobachtungen, und fand daraus folgenden Fall der Donau:

Von Ingolstadt bis Regensburg 110 Pariser Fuß; von Regensburg bis Niederaltaich (ehemalige Benediktiner-Abtey in Niederbaiern) 150; von Niederaltaich bis Wien 476; von Wien bis Ofen 77. Das letzte Resultat hält Herr Heinrich für zu klein. Nach dieser Bestimmung betrüge das Donaugefälle zwischen Ingolstadt und Wien 123 Pariser Klafter. Nimmt man nach dem mittlern Barometerstande die Höhe von Regensburg zu 186 Toisen an, so liegt Ingolstadt 204 Toisen über dem Niveau des Meeres. — Vom Bette der Donau steigt das Terrain zu beiden Seiten bedeutend. Südlich läßt sich diese Erhöhung einiger Maßen beurtheilen, weil die Lage von München (nach dem mittleren Barometerstande) zu 276 Toisen über dem Meere bestimmt ist. München liegt daher um mehr als 70 Toisen höher als Ingolstadt, ungeachtet der Breitenunterschied nur 48 Minuten beträgt. — Viel bedeutender ist die Erhöhung des Bodens in Tirol, und in der Schweiz am größten. Eine andere hohe Gegend in Europa ist die sogenannte Wolgahöhe oder das alaunische Gebirge. Es

befinden ſich aber auf dieſem Plateau nur niedrige Flöhgebirge.

Die ausgedehnteſte große Erhöhung des Bodens iſt das mittlere oder hohe Aſien. — Die Sierra, oder der etwa 15 Meilen breite Gebirgsrücken in Amerika, auf welchem die Gebirge der Cordilleren gelagert ſind, erhebt ſich ſchnell bis zu einer ungeheuern Höhe. Die Stadt Quito liegt in einem großen Thale zwiſchen den zwei Gebirgsketten der Andes, folglich auf dem Rücken der Sierra, 1462 Toiſen über dem Meere. — Die große Erhöhung des Bodens, worauf der Fuß der oben angegebenen hohen Berge der Cordilleren ruht, verurſacht, daß ihre unmittelbare Höhe weit hinter vielen andern Berghöhen zurückſteht. Am meiſten müſſen die beiden Piks auf O-Wyhee und Teneriffa auffallen, die ſich gleichſam von der Meeresfläche aus bis zu einer ungeheuern Höhe erheben. —

Dieſe aufgeſtellte Sammlung geologiſcher Beweismittel wird hinreichen, jedem Leſer, ſo wie ich es im erſten Theile dieſes Aufſatzes verſprach, die wahre Anſicht des Gegenſtandes, und ein gründliches, ſelbſtſtändiges Urtheil darüber zu erleichtern. Ich habe mich im Ganzen auf die ausgezeichneteren, mir bekannten Fälle beſchränkt, indem eine erſchöpfende Abhandlung ſolcher Vorkenntniſſe unmöglich, und auch ganz entbehrlich iſt. Die Thatſachen zur Unterſtützung unſerer Ideen ſind überhaupt unzählbar, und vermehren ſich noch beſtändig. So eben, als ich dieſe Blätter niederſchreibe, verbreiten Zeitungen die Nachricht, daß am 21. Oktober v. J. auf Java ein feuerſpeiender Berg entſtand. Der Ausbruch erfolgte nach einem Erdbeben. Steine und Lava wurden in großer Menge ausgeworfen, und durch Aſche verdunkelte ſich die Luft. Die Wuth dieſes neuen Vulkanes verſetzte die Bewohner der Umgegend in großen Schrecken, und alle waren drei Tage lang zur Flucht bereit. Dieſer Vulkan heißt Gönang-Gönter, und iſt bei 3200 Fuß über die See erhoben. —

Nach dieſen, dem Zwecke gemäß, ziemlich weitläufigen Vorbereitungen, wird uns jetzt die Aufnahme unſers eigentlichen Gegenſtandes möglich, nämlich: die früher aufgeſtellten oberflächlichen geologiſchen Ideen zu erklären und feſt zu begründen.

Obwohl ich viele Gebirge zu ſehen Gelegenheit hatte, und es von jeher meine Neigung war, hohe Punkte zu erſteigen, um eine beſſere Überſicht der Verkettung und der Abdachungen zu gewinnen; ſo war dennoch dieſer Zweck mehr im militäriſchen Terrain-Studium gegründet, und ich hatte es daher bis jetzt immer verabſäumt, in meinen Tage-

büchern zugleich solche Gebirgsnachrichten aufzunehmen, welche als zulängliche Beweismittel zu geologischen Erörterungen dienen könnten. Indessen schöpfte ich auch in dieser Beziehung einigen Nutzen; denn die eigene Ansicht hatte nach und nach das lebhafte Gefühl und die Überzeugung in mir geweckt, daß eine unterirdische Kraft die Berge empor gehoben haben müsse, weil jede Anschwemmungs-Theorie durch die offenbarsten Thatsachen vollkommen widerlegt wird. Wenn ich früher, als ich größere Parthieen der Sudeten, das Riesengebirge und einen Abschnitt der Karpathen sah, weniger über die große Frage ihrer Entstehung nachdachte, so geschah dieß desto häufiger bei der Ansicht des Erzgebirges, des Böhmer- und Thüringerwaldes, der rauhen Alp, des Odenwaldes, des Schwarzwaldes, des Jura, der Vogesen, des Morvan und eines bedeutenden Zweiges der julischen und norischen Alpen.

Hier wird es für unsern Zweck insbesondere nothwendig, einen Gebirgs-Abschnitt umständlicher zu erklären, um daraus den Beweis des Haupt-Lehrsatzes unserer Theorie, nämlich die allgemeine Bildung der Gebirge durch elastische Flüssigkeiten, überhaupt Dämpfe genannt, als eine Folge der Einwirkungen unterirdischen Feuers, zu begründen. Bevor wir jedoch zu diesem Gegenstand übergehen, wollen wir die Vertheidiger der Anschwemmungs-Theorien fragen, woher es komme, daß bei einer gleichförmigen Verbreitung des Wassers über der Erdoberfläche die Höhe der Gebirge so verschieden ausfiel? Warum sich bei jenem Wasserstande, in welchem sich die oben angeführten bei 3000 Klafter hohen Bergkuppen in den Cordilleren bildeten, nicht viele andere von gleicher Höhe auf der weiten Oberfläche der Erde durch Niederschlag aufsetzten? — Was verursachte die Änderungen im Gestein? Warum finden wir wenigstens nicht bei Gebirgen von gleicher Höhe, in einer und derselben Erdzone, gleiche Gebirgsarten? — Wir wollen im Kleinen verweilen und fragen, warum in dem nämlichen Gebirge die Natur und Schichtung des Gesteins so wesentlich verschieden sey? — Zwei benachbarte Berge haben Schichten von ungleicher Mächtigkeit. Die Materien wechseln nach einer ganz verschiedenen Ordnung; sind in ihrer Mischung, Farbe, Festigkeit, öfters in ihrer ganzen Natur ungleich. — Warum bildeten sich unzählige Kuppen, während wir in allen Anschwemmungen des Gewässers, von deren Ursprunge wir überzeugt sind, fast überall eine sanfte Verflächung wahrnehmen? — Um die mannigfaltige Richtung der Ge-

birgsketten zu erklären, denkt man sich ungestüme Strömungen von allen Seiten, ohne Ursachen, ohne Anfang und Ende. Man vergißt bei diesen Ungereimtheiten auf alle vor Augen liegende Thatsachen; selbst auf die ruhigen Familien-Lager der Conchilien. Keine Mischung, keine Störung, eine nothwendige Folge großer Strömungen, ist darin sichtbar. — Es ist unmöglich, daß solchen Urtheilen wenigstens eine aufmerksame Betrachtung einer guten speziellen Karte zum Grunde lag. Wie sollten sich alle jene Verzweigungen der Gebirgsrücken und Kuppen, wie die tiefen inne liegenden Thäler gebildet haben? — Allgemeine Übersichtskarten, mit jenen wurmförmig straffirten Zügen, die sich für die Anschauung so einfach gegen und in einander winden, sind die gewöhnliche Quelle jener irrigen Begriffe, die Mancher zum Nachtheil wahrer Wissenschaft verbreitet und vervielfältiget hat, ohne die innere Beschaffenheit eines einzigen Berges gesehen; viel weniger durchdacht zu haben. Und fragen wir endlich um die Authorität jener Beweismittel, dann werden wir auf die Fantasie eines Kartenzeichners zurückkommen, dem es gefiel, gerade so viel Gebirge, in solcher Länge und Breite und mit solchen Verzweigungen in seine Übersichtskarte aufzunehmen, als er zu einem gefälligen Bilde für hinlich erachtete. Wie würde mancher Autor jener Meinungen staunen über die wahre Entstehung solcher Karten, wenn er mehrere Kartenzeichner mit ihren Kenntnissen und Hülfsmitteln erblickte! Wenn er der regelmäßigen Schöpfung seiner verehrten Gebirgszüge und Verzweigungen zusehen könnte, die der Zeichner nach einem schnellen Blicke in eine andere, sehr oft schlechte, ganz verwerfliche Karte, öfters sogar ohne aller Grundidee, mit flüchtiger Hand auf das Blatt wirft! —

Auf ganz andern Wegen müssen wir die Wahrheit suchen, und sollten diese nicht für Jedermann geöffnet seyn, dann müßte es wenigstens der Unkenntniß und grundloser Einbildung verwehrt bleiben, den wahren wissenschaftlichen Fortschritten hindernd in den Weg zu treten! —

Wir wollen jetzt in den Umgebungen Wiens die nöthigen Beweismittel für unsere Untersuchung betrachten. Ein ausgezeichnetes Gebirge zieht sich von der mächtigen Kette der norischen Alpen her. Überall hat das Bedürfniß der nahen Residenzstadt einzelne Berge geöffnet. Ein Hauptstrom bereitete die Einsicht wahrer Anschwemmungen im Großen, und bildete dadurch diese Gegend zum wahren Schauplatze für unsern Zweck.

Leser, welche mit der vortrefflichen Spezialkarte des Erzherzogthums Östreich von dem k. k. Generalquartier-

meiſterſtab, oder wenigſtens mit dem Blatte der Umgebungen-Wiens verſehen ſind, dürften zur beſſeren Erkenntniß die nachſtehenden topographiſchen Erklärungen damit vergleichen.

Das Wiener Waldgebirge hat ſeinen Namen, eben ſo wie der Wien-Fluß, von der nahen Hauptſtadt erhalten. Es iſt eine regelloſe Anhäufung mannigfaltiger Bergrücken und Kuppen, mit unzähligen Thälern und Schluchten, die ſich in jeder Form und Richtung verbreiten. Aus den Öffnungen der Thäler fließen die kleinen Bäche, Sammlungen der reichlich verbreiteten Quellen, nach verſchiedener Richtung ab. Hauptrücken laſſen ſich im Ganzen in keiner beſtimmten Richtung, wohl aber theilweis unterſcheiden. Das Letztere iſt vorzüglich der Fall in der Nähe der Donau, nämlich nördlich des großen Defilees des Wienfluſſes. Hier bildet ein faſt ununterbrochener Rücken zuerſt die ſüdöſtliche Begrenzung des Tullner-Feldes, und theilt die Bäche desſelben von den Zweigen der Wien, des Kirling- und Weidlingbaches. Dieſer Rücken endigt gegen das Bett der Donau um Höflein, St. Andrä und Königsſtätten in ſteilen Abfällen, ohne aller Spur eines Vorgebirges. — Faſt parallel zu dem erwähnten Rücken läßt ſich ein anderer denken, der jedoch aus zwei beſtimmt geſchiedenen Theilen beſteht. Der erſte höhere Theil zeigt die hohen Kuppen des Herrmannskogel, des Joſephs- und Leopoldsberges und einige andere am nordweſtlichen Horizonte von Wien. Er ſendet viele durch tiefe Thäler abgeſonderte Höhen nach Norden und Südoſt. Der zweite Theil wird von den ſteilen Abfällen des Dreimarkſteinberges und jenen der hohen Wand begrenzt. Nach dieſer Annahme erſtreckte ſich der ganze zweite Hauptrücken vom Thale des Mauerbaches am Fuße der hohen Wand, bis zum ſteilen Abſturze des Leopoldsberges an der Donau. — Zwiſchen dieſen beiden Hauptrücken kann noch ein dritter angenommen werden, der am Mauerbache anfängt, und zwiſchen dem Weidling- und Kirlingbache bei Kloſterneuburg endigt. Ein langer hoher Querrücken ſetzt endlich die drei ziemlich parallelen Züge in Verbindung. Er zieht ſich aus der Gebirgsreihe bei Königsſtätten ſüdöſtlich zwiſchen dem Halter- und Alßbache gegen die Linien Wiens, wo er ſich ſanft verflächet. Er bildet bei ſeinem Durchſchnitte mit den drei parallelen Ketten Centralkuppen (kleine Gebirgsknoten), unter denen ſich vorzüglich die mittlere, der Schaiblingſtein genannt, auszeichnet. Wenn es nördlich des Wien-Fluſſes leicht fällt, eine zuſammenhängende Verkettung zwiſchen dem größten Theile des Gebirges

wahrzunehmen, ſo iſt dagegen jede ähnliche Vorſtellung ſüdlich jenes Defilees unmöglich. Hier würde es zur Erleichterung der Überſicht natürlicher ſeyn, mehrere einzelne Centralkuppen als ſelbſtſtändige Mittelpunkte der nächſten Höhenzüge anzunehmen, von denen aus ſie ſich nach verſchiedener Richtung verbreiten. Allein dieſe Vorſtellungen berechtigen durchaus zu keinem Syſteme. Die Berge ſind überhaupt ohne allem Geſetz zuſammengehäuft, die Verzweigungen unendlich verſchieden; abgeſonderte Berge ragen neben langen Rücken empor; die Quellen ſind bald reichlich, bald ſparſam ohne irgend einem bemerkbaren Verhältniſſe zur Höhe der Berge verbreitet; die Thäler zeigen einen ungleichen Horizont; ihre Neigung kann wohl an dem Laufe der Bäche erkannt werden; allein zur gegenſeitigen Unterſcheidung des Höhenunterſchiedes dient dieſes Hilfsmittel nicht. Die Abdachung der einzelnen Berge ſenkt ſich nach jeder Richtung hin; bald von dem Gipfel bis zum Grunde des tiefen Thales hinab, ohne Unterbrechung, und ohne alle Spur eines gewaltſamen Waſſerſtromes; bald mit mannigfaltigen Nebenkuppen beſetzt, und mit andern Bergen verbunden. Thäler lehnen ſich an einen und denſelben Rücken, laufen nach entgegengeſetzter Richtung aus, ſind bald mehr bald weniger gekrümmt und gebrochen, und können daher unmöglich das Reſultat eines ſtrömenden Gewäſſers ſeyn. — Überall ſieht man den natürlichen Fall der Materie. Von den Gipfeln hinab zeigt ſich das untrügliche Bild einer zeitweiſen Anhäufung; nirgends Beweiſe einer ungeheuern Ausſchwemmung. — Die Rücken und Seitenflächen der Berge ſind hin und wieder mit vielen Steinen bedeckt. Sie liegen als Schutt, als Trümmer einer gewaltſamen Zerſtückung in ſcharfkantigen größern und kleinern Maſſen hingeſtreut, ohne alle Zeichen einer Statt gehabten Fluth. Die Verwitterung kann ſie nicht eckig und ſcharfkantig genagt haben. Man vergleiche mit ihnen die unzähligen abgeſchliffenen Steine in und neben den Betten der fließenden Gewäſſer, wovon die Urſache offenbar vor Augen liegt. Brachte das Gewäſſer jene Trümmer in ihre gegenwärtige Lage, ſo iſt es wunderbar, wie es auf ſchmale Bergrücken nur ſolche Gattungen hinhäufte, die mit dem innern Geſtein harmoniren. Ich fand dieſe Bemerkung überall beſtätigt, nur nicht auf größern Gebirgsflächen und geräumigen Bergkuppen, wo auch jene Steine liegen bleiben mußten, welche von den Auswürfen benachbarter Berge hingeſchleudert wurden. —

Finden wir in der äußern Form und Verkettung Gründe

des Bruches, und es zeigt ſich daher von vorne jederzeit die glatte ſteile Felswand. Die Ordnung und Stärke der abgelöſten Steinlagen muß an den vertieften Rändern zur Seite beobachtet werden. Sie ſind faſt vertikal gegen die Kuppe des Berges hinangelehnt, oben gewaltſam abgeſprengt, und mit einer ſehr dünnen Schichte Dammerde bedeckt. — In allen drei Brüchen liegen dieſelben Beweiſe, die bereits oben vorkamen.

Im Defilee des Wienfluſſes finden wir einen andern großen Steinbruch, oberhalb Weidlingau gegen Burkersdorf. Ein keilformiger ſchmaler Bergrucken zieht ſich im Thale links neben der Straße nach Weſten. Seine Höhe iſt am weſtlichen Ende am größten, und nimmt öſtlich ſtufenförmig ab. Er bildet rückwärts, nämlich gegen Süden, mit dem viel höhern nahen Waldgebirge ein erhabenes Thal. In der vordern Abdachung ſenkt ſich der große Steinbruch tief in das Innere gegen den Rücken. Die Wand der entblößten Schichten hat eine ſehr bedeutende Höhe, und iſt mehr als 70 Grade hoch über den Horizont emporgehoben. Zur Seite zeigen ſich die zahlloſen, bereits abgebrochenen Steinlagen von verſchiedener ſichtbarer Länge über dem Horizont. Die äußerſten ſind am kürzeſten; jede folgende nach innen reicht weiter gegen den Rücken hinauf, und ſo bildet ſich durch die ſchärfen, abgeſprengten obern Kanten derſelben die ſteile Abdachung des Berges. Die Dammerde hat mit einer dünnen Schicht die obern Ränder des Geſteins überzogen, aus welcher hin und wieder das zackichte Geſtein hervorſteht. Dieſer offenbar gewaltſame Abbruch der Steinſchichten gehört zu den unumſtößlichen Beweiſen unſerer Theorie. Scharfkantig, ab- und ausgeſprengt zeigen ſie ſich dem Beobachter, und machen allein jede Anſchwemmungs-Theorie unhaltbar und verwerflich. Es gibt keine andere Erklärung für dieſe allgemeine Erſcheinung, als die ſehr einfache und natürliche, daß dieſe Schichten einſt horizontal lagen, und, als die unterirdiſche Kraft ſie zerſprengte, emporgehoben wurden. Das elaſtiſche Mittel ſtrömte von allen Seiten nach der gebrochenen Öffnung, drückte bei ſeiner Entweichung die innern Schichten, je nachdem ſie beim Erheben dem Schlunde näher lagen, verhältnißmäßig höher empor; andere wurden zertrümmert und nebſt den erdigen Auswürfen in und über die Erdöffnung aufgehäuft. Hörte das Ausſtrömen der Kraft auf, ſo konnten die gehobenen Maſſen nicht mehr bis in ihre horizontale Lage zurückfallen, und blieben nach Umſtänden mehr oder weniger ſteil aufgelehnt. —

Der schmale Rücken des besprochenen Berges ist mit vielem zertrümmerten Gestein bedeckt, und einzelne größere Massen zeigen sich hin und wieder zum Theil über der einfassenden Erdschichte.

An der Rückseite des Berges befindet sich ein anderer, wenn auch nur kleiner, dennoch sehr interessanter Steinbruch. Die Schichten sind unordentlich gestürzt und zerklüftet. Alle Ritze und größern Öffnungen sind mit einer mergelartigen Materie, die einem verhärteten Schlamme gleicht, ausgefüllt. Diese Materie ist stark mit todtem (gebranntem und schon gelöschtem) Kalke gemengt, der in starken Streifen zwischen das Gestein mit eindrang. Auf solche Art sind große Kanäle von unten nach oben ausgefüllt, die sich selbst in unbedeutende Ritze seitwärts verzweigen. Es sind die unverkennbaren Wege, die sich das elastische Mittel beim Ausbruche bahnte, und zuletzt noch mit dem schlammigen Auswurfe anfüllte, als seine Kraft nach allmähligen Entleerungen sich so geschwächt hatte, daß es die obern Steinmassen, welche über die Öffnungen zurückgestürzt waren, nicht mehr wegzudrängen vermochte. Das zertrümmerte Gestein, welches die Öffnungen des Ausbruchs verstopft hat, liegt darüber aufgehäuft, ist jedoch oben von der allgemeinen Decke des Berges, nämlich von der bereits erwähnten Schichte Dammerde überzogen. — Es scheint, daß während dem Ausbruch die großen Blöcke des Kalksteins noch weiter aus einander gedrängt waren, als sie jetzt erscheinen, allein bei der eingetretenen Ruhe des Berges durch ihr Gewicht sich wieder näher an einander lagerten, in soweit es die dazwischen eingedrungene Erdart zuließ. Die große Pressung, die man an dieser wahrnimmt, schien mir nicht ganz vom unterirdischen Drucke herzurühren, der sich wenigstens nicht auf die kleinern Seitenkanäle in solcher Stärke hätte erstrecken können. — Übrigens erfolgte zugleich nach dieser rückwärtigen Seite der größte Auswurf des Berges, welches vorne durch die hohe Wand der Schichten zum Theil gehindert ward. Daher zeigen sich die vielen einzelnen großen Steinmassen an der hintern Abdachung, und westlich beim Ausgange des Thals in dem gerissenen Bette des kleinen herabgleitenden Baches. Die große Erhöhung des Thales ist selbst eine Folge dieser Entleerung.

Ich sehe mich wegen dieser geschilderten Vereinigung so vieler gründlicher Beweismittel veranlaßt, alle Freunde und Beobachter der Natur auf diese freistehende Höhe mit ihren Steinbrüchen aufmerksam zu machen. Ich habe an der vordern Wand die unbedeutenden Neben-

des Bruches, und es zeigt sich daher von vorne jederzeit die glatte steile Felswand. Die Ordnung und Stärke der abgelösten Steinlagen muß an den vertieften Rändern zur Seite beobachtet werden. Sie sind fast vertikal gegen die Kuppe des Berges hinangelehnt, oben gewaltsam abgesprengt, und mit einer sehr dünnen Schichte Dammerde bedeckt. — In allen drei Brüchen liegen dieselben Beweise, die bereits oben vorkamen.

Im Defilee des Wienflusses finden wir einen andern großen Steinbruch, oberhalb Weidlingau gegen Burkersdorf. Ein keilförmiger schmaler Bergrücken zieht sich im Thale links neben der Straße nach Westen. Seine Höhe ist am westlichen Ende am größten, und nimmt östlich stufenförmig ab. Er bildet rückwärts, nämlich gegen Süden, mit dem viel höhern nahen Waldgebirge ein erhabenes Thal. In der vordern Abdachung senkt sich der große Steinbruch tief in das Innere gegen den Rücken. Die Wand der entblößten Schichten hat eine sehr bedeutende Höhe, und ist mehr als 70 Grade hoch über den Horizont emporgehoben. Zur Seite zeigen sich die zahllosen, bereits abgebrochenen Steinlagen von verschiedener sichtbarer Länge über dem Horizont. Die äußersten sind am kürzesten; jede folgende nach innen reicht weiter gegen den Rücken hinauf, und so bildet sich durch die scharfen, abgesprengten obern Kanten derselben die steile Abdachung des Berges. Die Dammerde hat mit einer dünnen Schicht die obern Ränder des Gesteins überzogen, aus welcher hin und wieder das zackichte Gestein hervorsteht. Dieser offenbar gewaltsame Abbruch der Steinschichten gehört zu den unumstößlichen Beweisen unserer Theorie. Scharfkantig, ab- und ausgesprengt zeigen sie sich dem Beobachter, und machen allein jede Anschwemmungs-Theorie unhaltbar und verwerflich. Es gibt keine andere Erklärung für diese allgemeine Erscheinung, als die sehr einfache und natürliche, daß diese Schichten einst horizontal lagen, und, als die unterirdische Kraft sie zersprengte, emporgehoben wurden. Das elastische Mittel strömte von allen Seiten nach der gebrochenen Öffnung, drückte bei seiner Entweichung die innern Schichten, je nachdem sie beim Erheben dem Schlunde näher lagen, verhältnißmäßig höher empor; andere wurden zertrümmert und nebst den erdigen Auswürfen in und über die Erdöffnung aufgehäuft. Hörte das Ausströmen der Kraft auf, so konnten die gehobenen Massen nicht mehr bis in ihre horizontale Lage zurückfallen, und blieben nach Umständen mehr oder weniger steil aufgelehnt. —

kleinen Theils vom südlichen Abfalle des Gebirgszuges zwischen dem Mauer- und Halterbache. Auch hier sind die Steinlagen gewaltsam aus einander gebogen, und die zwei deutlich kennbaren Kanäle, welche sich die ausströmende Materie bahnte, sind mit einer erhärteten schlammigen Materie ausgefüllt. Diese windet sich vielfach in einander, und beweiset die Heftigkeit des Druckes, der sie zum Steigen und Entweichen zwang. Die Steinschichten sind unter verschiedenen hohen Winkeln gestürzt, in sehr verwirrter Lage: das Ganze ist ein deutliches Bild einer gewaltsamen Zerstörung von unten, durch die beiden nahe beisammen liegenden Kanäle.

Die beobachtete Verzweigung der unterirdischen Kanäle führt uns zu einer sehr wichtigen Erörterung, wozu wir jedoch der Authorität der oben beschriebenen merkwürdigen Höhlen bedürfen. Wir sahen nämlich Nebenhöhlen durch enge Gänge mit den Haupthöhlen in Verbindung stehen. Sie sind eine Wirkung des elastischen Mittels, das die Erdrinde spaltete, das mächtig geschichtete Urgestein aufhäufte, dieses vielfach durchwühlte, sich überall Wege brach, und so die Labyrinthe von Gängen bildete, durch welche es hin und wieder, jedoch mit sehr gebrochener Kraft, wirklich ausströmte. Meistens dürfte es leichter gewesen seyn, wenn sich die Hauptöffnung durch eine große Menge aufgehäufter Stein- und Erdarten schon zu stark verstopft hatte, daß die Dämpfe zwischen den Steinlagen, die sich aus einander drängten, seitwärts strömten. Dadurch entstanden vielarmige und lange Kanäle. Dort, wo die Materie weniger Widerstand darbot, bildeten sich durch größere Anhäufung der Dämpfe geräumigere Höhlen, und wo sich ein Ausgang durch alle entgegenstehenden Hindernisse fand, erfolgten wirkliche Entleerungen und Seitenanhäufungen am Hauptberge. Das war der Ursprung einer unzähligen Menge Berge mit Seitenverzweigungen und Nebenhöhen, ihrer knotigen Abdachung und der rippenartigen Abfälle. Viele der dadurch entstandenen Seiten-Einsenkungen, oder die abschüssigen Thäler und Schluchten, hat das Wasser der Niederschläge, oder in manchen Fällen große zeitweise Wasserergießungen aus einer hohen Öffnung des Berges, zur Zeit seiner Thätigkeit tiefer ausgerissen, und das Gestein von der lockern Materie der Auswürfe, die darüber ursprünglich aufgehäuft lag, entblößt. — Wir haben die Ursache angeführt, welche der Entstehung der Höhlen zum Grunde lag; allein es ist nicht weniger wichtig, etwas über die Art ihrer verschiedenen Ausbildung zu erwähnen. Drängte das elastische Mittel

bei ſeinem Ausſtrömen Erdarten mit hervor, ſo konnten ſich die Kanäle während den wirklichen Auswürfen nach und nach, wie ſchon erwähnt, verſtopfen, und dieß ſcheint der gewöhnlichere Fall geweſen zu ſeyn. Strömten dagegen die elaſtiſchen Flüſſigkeiten ohne erdigen oder ſteinigen-Auswürfen heraus, und der Berg gelangte nach ſolchen Luftentleerungen unmittelbar zur Ruhe, oder die Lage der Mündung des Kanals begünſtigte die leichte Entleerung, ſo daß ſich die ausgeworfenen Materien nicht über der Mündung ſelbſt aufhäufen konnten, wie es bei allen Öffnungen ſteiler Seitenwände der Fall war; dann blieben die gebrochenen Kanäle geöffnet, und wir finden ſie noch jetzt hin und wieder als Höhlen. Manche können ſich durch tauſendjähriges Anhäufen des Tropfſteins, durch die in eingedrungenen Flüſſigkeiten zugeführten Erdarten, oder auf andere Art wieder ausgefüllt haben; indeſſen würde die Zahl der noch offenen Höhlen bedeutend anwachſen, wenn wir eine größere Kenntniß vom Innern der Berge hätten. Der Eingang zu den meiſten Höhlen möchte gegenwärtig gar nicht geöffnet ſeyn, indem ihn öfters das bloße Zurückſinken des durch die ausſtrömende Kraft weggedrängten Geſteins; oder der Schutt von den Trümmern jener Steinmaſſen, welche ſich höher oben von den Seitenabdachungen ablöſten und herabgleiteten; oder auch die noch ſpäter aus andern Kanälen in größerer Höhe erfolgten Ausbrüche, und ſelbſt die langſame Anſchwemmung der durch Niederſchläge abgewaſchenen lockern Materien, verſtopft haben dürften. Übrigens läßt es ſich ſogar denken, daß die Dämpfe, wenn ſie ſich in viele Seitenhöhlen und Nebengänge verbreiteten, durch die Berührung der wenigen erhitzten, vielleicht bisweilen ſogar kalten Steinlagen, ihre Hitze und dadurch allmählig ihre Elaſtizität, folglich ihre große Kraft, endlich auch ihre luftförmige Geſtalt verloren, und ſich als Waſſer in den kurz zuvor gebildeten Höhlen niederſchlugen. —

Ich muß noch auf einige Steinbrüche aufmerkſam machen, welche man auf einer ſanften Anhöhe nordöſtlich bei Mauer, an der Abdachung gegen die ebnere Gegend von Atzgersdorf, eröffnet hat. In allen bricht der Muſchelkalk in vielen, ziemlich ſtarken Schichten, deren Anzahl man bis jetzt nicht kennt, indem man ihre Grundlage noch nicht erforſcht hat. Die Lagen beſtehen größten Theils aus einer unzähligen Menge von Schalthieren verſchiedener Art und zertrümmerten Gehäuſen. Indeſſen befinden ſich auch Schichten mit Familien-Lagern. Im Ganzen zeigen dieſe verſchiedenartigen Lagen eine ſehr ungleich-

kleinen Theils vom südlichen Abfalle des Gebirgszuges zwischen dem Mauer- und Halterbache. Auch hier sind die Steinlagen gewaltsam aus einander gebogen, und die zwei deutlich kennbaren Kanäle, welche sich die ausströmende Materie bahnte, sind mit einer erhärteten schlammigen Materie ausgefüllt. Diese windet sich vielfach in einander, und beweiset die Heftigkeit des Druckes, der sie zum Steigen und Entweichen zwang. Die Steinschichten sind unter verschiedenen hohen Winkeln gestürzt, in sehr verwirrter Lage: das Ganze ist ein deutliches Bild einer gewaltsamen Zerstörung von unten, durch die beiden nahe beisammen liegenden Kanäle.

Die beobachtete Verzweigung der unterirdischen Kanäle führt uns zu einer sehr wichtigen Erörterung, wozu wir jedoch der Authorität der oben beschriebenen merkwürdigen Höhlen bedürfen. Wir sahen nämlich Nebenhöhlen durch enge Gänge mit den Haupthöhlen in Verbindung stehen. Sie sind eine Wirkung des elastischen Mittels, das die Erdrinde spaltete, das mächtig geschichtete Urgestein aufhäufte, dieses vielfach durchwühlte, sich überall Wege brach, und so die Labyrinthe von Gängen bildete, durch welche es hin und wieder, jedoch mit sehr gebrochener Kraft, wirklich ausströmte. Meistens dürfte es leichter gewesen seyn, wenn sich die Hauptöffnung durch eine große Menge aufgehäufter Stein- und Erdarten schon zu stark verstopft hatte, daß die Dämpfe zwischen den Steinlagen, die sich aus einander drängten, seitwärts strömten. Dadurch entstanden vielarmige und lange Kanäle. Dort, wo die Materie weniger Widerstand darbot, bildeten sich durch größere Anhäufung der Dämpfe geräumigere Höhlen, und wo sich ein Ausgang durch alle entgegenstehenden Hindernisse fand, erfolgten wirkliche Entleerungen und Seitenanhäufungen am Hauptberge. Das war der Ursprung einer unzähligen Menge Berge mit Seitenverzweigungen und Nebenhöhen, ihrer knotigen Abdachung und der rippenartigen Abfälle. Viele der dadurch entstandenen Seiten-Einsenkungen, oder die abschüssigen Thäler und Schluchten, hat das Wasser der Niederschläge, oder in manchen Fällen große zeitweise Wasserergießungen aus einer hohen Öffnung des Berges, zur Zeit seiner Thätigkeit tiefer ausgerissen, und das Gestein von der lockern Materie der Auswürfe, die darüber ursprünglich aufgehäuft lag, entblößt. — Wir haben die Ursache angeführt, welche der Entstehung der Höhlen zum Grunde lag; allein es ist nicht weniger wichtig, etwas über die Art ihrer verschiedenen Ausbildung zu erwähnen. Drängte das elastische Mittel

Donau in einzelnen Schichten das Gefüge und den Bruch des Sandsteins an. —

Es ist nicht meine Absicht, hier in umständliche mineralogische Erörterungen einzugehen; denn diese forderten von meiner Seite eine viel ausgedehntere Vorbereitung, und wären beim höchsten Grade der Vollkommenheit für diese Zeitschrift nicht geeignet. Allein erinnern muß ich es, daß ich bereits hinlänglich von der großen Verbreitung solcher Steine überzeugt bin, welche sich unverkennbar einst, wahrscheinlich zur Zeit des Auswurfs, in einem glühenden Zustande befanden. Ich verglich die dießfälligen Kennzeichen mit den Änderungen, welche das Gestein, besonders in den Futtermauern der ruhenden Kalköfen zu Kaltenleutgeben, oder bei eigends angestellten kleinen Versuchen durch ein heftiges und anhaltendes Feuer erlitt, und stellte dadurch meine frühere Erkenntniß außer allem Zweifel. Ich hoffe einst auf einem andern Wege die nach und nach gesammelten Erfahrungen, über die Natur der Gebirgsarten im Wiener Waldgebirge bekannt zu machen, indem ich dabei auf den thätigen Beistand zweier sehr geschätzten Mineralogen rechnen kann, deren Liberalität ich sodann auch öffentlich anerkennen werde. — Das Gestein ist hin und wieder stark vererzt. Außer der interessanten Schichte phosphorsauren Eisens auf dem Berge nördlich bei Hagenbrunn, fand ich mehrere andere, wenn auch nur vereinzelte, Beweise. Übrigens unterstützt ein historisches Zeugniß diese Behauptung; indem vor 200 Jahren beim Kahlenberger Dörfel ein Bergwerk im Gange war. Man baute auf Silber und Alaun, unterbrach aber die Arbeiten wegen des zu geringen Ertrags im Jahre 1618.

Den großen Steinbruch bei Höflein besuchte ich bereits im verflossenen Herbste. Er könnte weniger zur Vervollständigung, als zur Erweiterung der aufgestellten Beweise beitragen. Ich enthalte mich daher aller fernern Beispiele dießseits der Donau, und gehe auf ihr nördliches Ufer, in die Schlucht des Bisamberges hinter Langenenzersdorf über. Diese Schlucht, welche hinter der Kirche des Dorfes anfängt, theilt sich durch einen hohen Rücken, der sich nordöstlich zum Plateau des Berges hinaufzieht, in zwei engere Nebenschluchten. Die westliche ist theils wegen ihrer Seitenverzweigungen und Quellen, noch mehr aber wegen ihrer fast überall entblößten Schichtung des Gesteins merkwürdig. Die Stürzung ist sehr verschieden, und nähert sich oft der vertikalen Stellung.

Die vielen Versuche, die man erst hin und wieder gemacht hatte, um eine feste Steinart zu entdecken, er-

zeitige Bildung, und weisen deutlich auf einen langen Zeitraum hin, während welchem diese Gegend vom Meere bedeckt war. — Man kann mehrere Gattungen dieses Muschelkalkes hier in Wien sehen, wo er zu verschiedenen Bauten, oft in bedeutend großen Massen, verwendet wird. —

Ich habe außer den beschriebenen noch mehrere kleinere Steinbrüche, und viele Schluchten mit Gebirgsbächen untersucht. Alle zeigten dieselben Resultate. — Bei den hohen Bergen ist fast immer, besonders wenn sie steil und ohne Unterbrechung abfallen, viel Schutt von Erde und kleinerm Gestein mit untermengten größern Massen an den Seiten herum gelagert. Er sammelte sich von den Auswürfen des Berges, und zeigt durch seine Mischung und seinen natürlichen Fall deutlich die Entstehung. In engen Thälern ist der Fuß der Berge durch die öftern Ergießungen der Gebirgswässer gewöhnlich etwas abgeschwemmt, und hin und wieder das stratifizirte Gestein entblößt, und daher dem Beobachter geöffnet. In den Schluchten dieser Gebirgswässer findet man nicht selten größere Massen des Gesteins aus benachbarten Bergen, wie sie nach ihrem Auswurfe hinabgerollt, und unbeweglich liegen geblieben sind. Auch mitten auf den steilen Abdachungsflächen erhielten sich öfters die herabglitschenden Steinmassen. Der Fährnberg, fast in der Mitte zwischen Petersdorf und Kaltenleutgeben, und noch häufiger der nördlich nebenan gelegene, eben so hohe, an seiner östlichen Seite und auf der Kuppe wenig bewachsene Berg, zeigen zu beiden Seiten ähnliche, ungeheuer große Felsenblöcke hin und wieder an dem steilen Absturze. Sie erhielten sich theils in verschiedener Höhe; andere stürzten in die Tiefe hinab. Beispiele von der letztern Art finden sich vorzüglich in der obern engen Schlucht des Halterbaches zwischen den steilen Abfällen der hohen Wand und des Roßkopfes, zweier großen Gebirgstheile.

Das Thal von Kaltenleutgeben verdient wegen der vielen Kalkbrüche, und noch mehr wegen der Steinkohlenflötze im Flötzelberge an der Südseite des Dorfes, unsere Beachtung. Der Urkalkstein findet sich zu beiden Seiten des Thals in ungeheuern Massen; er ist fein im Bruche, und wird in großer Menge zu Kalk gebrannt. In den nördlicheren Theilen des Wiener Waldes zeigt sich der Kalkstein in mehr oder weniger körniger Gestalt; ist mit Glimmer in verschiedener Menge gemischt; enthält auch andere fremdartige Zusätze, und nimmt zu beiden Seiten der

gen Raum nicht fand, die Wasserfläche so beträchtlich erhöhte, daß sie die Verbindungshöhen, oder ihre eingesenkten Thäler, zwischen dem Leopolds- und Bisamberge überstieg, und durch die daselbst begonnene Strömung wegzuschwemmen vermochte. — Zu der Annahme eines plötzlichen großen Zuflusses aus Westen gibt mir die erwähnte Flußsand- und Leimschicht auf dem blauen thonartigen Grunde Anlaß, die ich in der Langenenzersdorfer Bergschlucht antraf. Der gröbere untere Satz beweiset nämlich die Gewalt einer heftigen Strömung; der feinere Leim darüber scheint dagegen anzuzeigen, daß das Gewässer vor seinem erfolgten Abzuge in einem ruhigen Zustande war. —

Die Höhen, welche zwischen dem Leopolds- und Bisamberge empor gehoben worden waren, hatten bei ihrer Entstehung den Abfluß des Gewässers gesperrt. Es bildete sich daher gleichzeitig die große Wasserſammlung. Sie nagte sogleich in die aufgelockerten Materien, die damals in ihrem Zusammenhange jene Festigkeit nicht haben konnten, die wir jetzt nach mehrtausendjähriger Verhärtung an den benachbarten Bergen wahrnehmen. Allein selbst an diesen sehen wir hin und wieder einen sehr lockern Zusammenhang des Gesteins, besonders an den stärkern, jederzeit sehr zerdrückten Mergelschichten auf beiden Seiten der Donau, und an einer leicht zerreiblichen Sandsteingattung des Bisamberges. Schließen wir übrigens aus den bekannten Beispielen von dem innern Zustande der Berge, wie sehr sie oft durch vielfache Verzweigungen der Kanäle, welche die ausströmenden Dämpfe bahnten, durchrissen und zerklüftet seyn mögen; dann wird es sicher erklärbar, wie es einer plötzlichen mächtigen Strömung des Gewässers gelang, alle Hindernisse in solcher bedeutenden Breite wegzuschwemmen, und eine bequeme Bahn zu ebnen. —

Daß eine außerordentliche Fluth einst zwischen den beiden erwähnten Bergen hervorbrach, und über die Ebene des Marchfeldes hinstürzte, zeigt sich deutlich an den Anschwemmungen, welche eine Wirkung davon waren. In diesen finden wir genau das Verhältniß in der Richtung und Lage, welches unserer Voraussetzung entspricht. Der Hauptstrom stürzte in südlicher Richtung an der Abdachung des Leopoldsberges hin, die er steil abnagte, und brach sich theils durch diesen Stoß, theils durch jenen an den beiden vorspringenden Höhen oberhalb Nußdorf. Er ward auf diese Art östlich hingelenkt, wo sich zugleich seine Bahn über die großen Ebenen erweiterte. So weit bei unserer Annahme, nach der Lage der Berge und auf-

leichterten mir die Einsicht in die wahre Natur des Gesteins. Mitten zwischen mächtigen Mergelschichten, die öfters ganz in Schuppen gedrückt sind, zeigen sich zerklüftete Massen eines verhärteten feinen Wellsandes, der bald mehr bald weniger steinartig erscheint. Allein nicht der mannigfaltige Wechsel der Steinlagen ist es, der nach so vielen Beweisen hier noch angeführt zu werden verdiente, sondern eine wichtigere Erscheinung an der breiten Bergzunge, welche, wie schon erwähnt, die beiden Seitenschluchten theilt. Man hatte kurz vor meinem Besuche bei einem Keller tief in jene Höhe gegraben, und der frische vertikale Bruch des Erdreichs zeigte folgende Schichtung: von oben zuerst eine starke, jedoch ungleiche Schicht Dammerde; hierauf mehrere Fuß tief sandiger Lemm, der unten mit grobem Flußsande gemengt ist; unter diesem folgt ganz hinab, so weit die Öffnung reichte, eine blaue, thonartige Masse, die ungleich, sehr verhärtet und steinartig ist, und durch den vielfachen Wechsel der Farben und ihre wellenförmige Mischung anzeigt, daß sich hier die Wellen eines eingeschlossenen Gewässers lange Zeit brachen. Dieser unordentliche Bodensatz zeigt sich so weit in der steigenden Schlucht, als es das Niveau desselben erwarten läßt. — Der schon früher anerkannte gewaltsame Durchbruch der Donau zwischen dem Leopolds- und Bisamberge brachte mich auf die Vermuthung, daß die Höhe dieses Bodensatzes das Niveau der Wassersammlung, die westwärts in dem großen Becken eingeschlossen war, anzeigen dürfte. Ich entschloß mich daher sogleich, die Lage der beiden nördlichen Thäler bei Hagenbrun und Enzesfeld mit dem Horizonte der westlichen Ebenen zu vergleichen. Meine Erwartung ward dadurch gerechtfertigt; indem ich nach dem Augenmaße beurtheilen konnte, daß das Thal bei Enzesfeld diesem großen Donau-See zum Abflusse gedient habe, wie es auch noch der Landgraben in der Ebene des Marchfeldes zu beweisen scheint. Ich hoffe alle diese Umstände durch nähere persönliche Untersuchung einst zu unwidersprechlichen Beweisen zu erheben. Vorläufig wage ich die Behauptung, daß die Gewässer der Donau in der Vorzeit die große Ebene zu beiden Seiten des gegenwärtigen Flußbettes, bis über Krems und Mautern hinauf, bedeckten; daß dieser große See in dem Thale bei Enzesfeld einen beständigen Abfluß hatte; daß dieser Zustand erst dann geändert ward, als von Westen, wahrscheinlich nach Entleerung eines ähnlichen Sees, eine große Masse Wassers zuströmte, welche, weil sie zwischen den Bergen des Enzesfelder-Thales zum schnellen Abflusse den nöthi-

gen Raum nicht fand, die Waſſerfläche ſo beträchtlich erhöhte, daß ſie die Verbindungshöhen, oder ihre eingeſenkten Thäler, zwiſchen dem Leopolds- und Biſamberge überſtieg, und durch die daſelbſt begonnene Strömung wegzuſchwemmen vermochte. — Zu der Annahme eines plötzlichen großen Zufluſſes aus Weſten gibt mir die erwähnte Flußſand- und Leimſchicht auf dem blauen thonartigen Grunde Anlaß, die ich in der Langenenzersdorfer Bergſchlucht antraf. Der gröbere untere Satz beweiſet nämlich die Gewalt einer heftigen Strömung; der feinere Leim darüber ſcheint dagegen anzuzeigen, daß das Gewäſſer vor ſeinem erfolgten Abzuge in einem ruhigen Zuſtande war. —

Die Höhen, welche zwiſchen dem Leopolds- und Biſamberge empor gehoben worden waren, hatten bei ihrer Entſtehung den Abfluß des Gewäſſers geſperrt. Es bildete ſich daher gleichzeitig die große Waſſerſammlung. Sie nagte ſogleich in die aufgelockerten Materien, die damals in ihrem Zuſammenhange jene Feſtigkeit nicht haben konnten, die wir jetzt nach mehrtauſendjähriger Verhärtung an den benachbarten Bergen wahrnehmen. Allein ſelbſt an dieſen ſehen wir hin und wieder einen ſehr lockern Zuſammenhang des Geſteins, beſonders an den ſtärkern, jederzeit ſehr zerdrückten Mergelſchichten auf beiden Seiten der Donau, und an einer leicht zerreiblichen Sandſteingattung des Biſamberges. Schließen wir übrigens aus den bekannten Beiſpielen von dem innern Zuſtande der Berge, wie ſehr ſie oft durch vielfache Verzweigungen der Kanäle, welche die ausſtrömenden Dämpfe bahnten, durchriſſen und zerklüftet ſeyn mögen; dann wird es ſicher erklärbar, wie es einer plötzlichen mächtigen Strömung des Gewäſſers gelang, alle Hinderniſſe in ſolcher bedeutenden Breite wegzuſchwemmen, und eine bequeme Bahn zu ebnen. —

Daß eine außerordentliche Fluth einſt zwiſchen den beiden erwähnten Bergen hervorbrach, und über die Ebene des Marchfeldes hinſtürzte, zeigt ſich deutlich an den Anſchwemmungen, welche eine Wirkung davon waren. In dieſen finden wir genau das Verhältniß in der Richtung und Lage, welches unſerer Vorausſetzung entſpricht. Der Hauptſtrom ſtürzte in ſüdlicher Richtung an der Abdachung des Leopoldsberges hin, die er ſteil abnagte, und brach ſich theils durch dieſen Stoß, theils durch jenen an den beiden vorſpringenden Höhen oberhalb Nußdorf. Er ward auf dieſe Art öſtlich hingelenkt, wo ſich zugleich ſeine Bahn über die großen Ebenen erweiterte. So weit bei unſerer Annahme, nach der Lage der Berge und auf-

getriebenen Höhen, eine kräftige Strömung Statt fand, ſehen wir überall die tiefen Lagen des Flußſandes und Gerölles; nur dort wo eine bloße Seitenanſpülung, oder eine Überſchwemmung von rückwärts, wegen des Zuſammenhanges der Berge erfolgen mußte, zeigt ſich eine große Anhäufung der feineren Niederſchläge, Wellſand und Leim. — Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſich über dem Marchfelde, und den übrigen damit in Verbindung ſtehenden ebenen Gegenden ſüdlich des gegenwärtigen Flußbettes, eine ähnliche große Waſſerſammlung gebildet haben mochte, wie jene oberhalb des Gebirges war. In jedem Falle müſſen wir aus dem hohen Waſſerſtande, der wegen der gültigſten Beweiſe anerkannt werden muß, ſchließen, daß bei der Entleerung des weſtlichen Sees, die plötzlich in ungeheurer Menge zuſtrömenden Gewäſſer nicht ſchnell genug durch die Öffnungen des Gebirges bei Preßburg Abzug fanden, und daher eine vorübergehende Überſchwemmung eintrat, aus welcher ſich überall, wo eine Seitenanſpülung erfolgte, jene bedeutend hohen feineren Bodenſätze bildeten, die wir jetzt wahrnehmen. Wir finden ſie in der großen vordern Schlucht des Biſamberges, und in jener beim Kahlenberger-Dorfel am Fuße der Berge. Hinter den Nußdorfer Höhen, welche die Strömung auf eine gewiſſe Strecke ganz ablenkten, ziehen ſie ſich in einem hohen Rücken bis gegen die Vorſtädte Wiens herab. Auch am Fuße und an der Abdachung der gröbern Anſchwemmungen erfolgten dieſe feineren Niederſchläge aus dem ruhigen Gewäſſer. Während die Fluth auf dem Boden die ſchweren Materien fortſchob und anhäufte, war das darüber befindliche Gewäſſer von den feineren getrübt, die ſich nach und nach abſonderten, niederſchlugen, und ſo die gröbere Grundlage überdeckten. — Überall iſt die Lage der Anſchwemmungen erklärbar, und entſpricht der angenommenen Fluth. Wir müſſen jedoch die Bodenſätze und Anſchwemmungen des Wienfluſſes und des Lieſingbaches nicht vergeſſen, welche ſeit der Bildung des Gebirges nothwendig in der Ebene erfolgt ſeyn mußten. Die Wien, deren breites Bett noch jetzt endlang mit einer großen Menge von Flußſand und Gerölle um- und überſchüttet iſt, war der Hauptkanal, welcher, durch ſeine vielfachen Verzweigungen über einen großen Theil dieſes Gebirges, die aus den Bergen zeitweiſe erfolgten Auswürfe aus den Schluchten und Thälern abführte, und über die Ebenen hinſchwemmte. Auf dieſe Art mochte, zur Zeit des großen Durchbruches der Donau die ganze Gegend des heutigen Wiens mit ſeinen Vorſtädten, und noch weiter ſüd- und oſtwärts über-

sen Wirkungen wahrnehmen. Erlauben wir uns daher einen Gedanken über diesen niemals ganz sicher zu erschöpfenden Gegenstand, so ist er nichts anders, als eine Vorstellung von der Möglichkeit einer natürlichen Entstehung dessen, was da ist, und nicht geläugnet werden kann. In dieser Rücksicht ließe sich annehmen, daß beim Anfange der Niederschläge zwischen diesen und dem bereits vorhandenen festen, vielleicht grubichten Kerne Flüssigkeiten mit eingeschlossen wurden, welche sich durch die in der Materie vorhandene Wärme zersetzten, und luftförmig wurden. Nun ließe sich die Entstehung des Feuers in brennbaren Materien erklären, welche sich nach Art der Schwefelkiese in den bereits gebildeten luftigen Räumen durch Einwirkung der noch unzersetzten Flüssigkeiten entzünden konnten. — Hatten die durchs Feuer allmählig entwickelten Kräfte die Erde langsam und in gewölbter Form emporgedrängt; war hin und wieder in diesen Gewölben ein Theil mehr als andere erhoben, wie es gegen die Mitte solcher Erdblasen nothwendig geschehen mußte; so ward endlich der Zusammenhang der Materie durch die große Ausdehnung getrennt; es entstanden Risse, und zugleich der erste Ausbruch des elastischen Mittels, und das Einströmen der äußern Flüssigkeiten in den unterirdischen Schlund. Dieses Ereigniß mußte der Anfang einer allgemeinen Veränderung der Erdoberfläche seyn. Das eingedrungene Gewässer ward schnell durch die Gewalt des innern Feuers in Dämpfe zersetzt, die sich in ungeheurer Menge anhäuften, Ausbrüche erzwangen, und alle im Wege stehende Materie hinausdrängten. War die über einem Erdrisse aufgehäufte Stein- oder Erdmasse eines größern Widerstandes gegen die ausströmenden Dämpfe fähig, als die benachbarten noch ganzen Theile der Erdrinde, so wurden hier neue Öffnungen gebrochen, und es häuften sich neue Auswürfe an. — Es scheint zugleich erklärbar zu seyn, daß das Ausströmen der Dämpfe nur theilweise geschah, indem sich bei jeder Entleerung ihre Dichtigkeit und Elastizität bald so sehr verminderte, daß die über der Öffnung aufgeworfene Materie dem Drucke zu widerstehen vermochte. Erst nachdem durch eine neue Vermehrung der Dämpfe wieder eine überwiegende Kraft erzeugt worden war, wiederholten sich die Ausbrüche. —

Nehmen wir an, daß zur Zeit solcher Ausbrüche die Umgebungen des durch Auswürfe entstandenen oder vergrößerten und überschütteten Berges mit Wasser bedeckt waren, so mußten nothwendig durch die ausgeworfenen feinern Erdarten die Flüssigkeiten in der Nähe des Ber-

ging an der Hand der Erfahrung, geſtützt auf unumſtößliche Thatſachen. Alles, was ich als Beweis anführte, war Reſultat der Anſchauung, und einer lang und ſorgfältig durchdachten Vergleichung. Ich fordere die Beobachter der Natur auf, im nämlichen Sinne zu forſchen, und wir dürfen hoffen, in dieſem bisher für hypothetiſch gehaltenen wiſſenſchaftlichen Zweige eine Theorie erſtehen zu ſehen, die an Gründlichkeit jeder andern gleich kommt. Es wird hinreichen, die Urſache im Allgemeinen und die Wirkungen in ihrer Mannigfaltigkeit erkannt zu haben, ohne die Erklärung der urſprünglichen Veranlaſſung, der Zeit und Art dieſer Erdveränderungen von der Theorie zu fordern, welches vielleicht nur zum Schaden der unbeſtrittenen Wahrheiten geſchehen würde. Es läßt ſich allerdings mit leichter Mühe eine Meinung aufſtellen, welche den Urſprung und Fortgang jener großen Revolutionen zu umfaſſen ſcheint. Nehmen wir z. B. an, daß ſich die durch Niederſchlag in den Flüſſigkeiten der Erdoberfläche gebildete Steinrinde, oder die Hülle aus dem uns bekannten Urgeſtein, von ihrer Unterlage durch den Einfluß irgend einer natürlichen Kraft abgelöſet, und eine Fuge gebildet hätte, in der es dem Feuer möglich war, ſich zu verbreiten; daß dieſes Feuer feſte Materien zerſetzte, Luftarten entband und durch die Hitze ausdehnte, ſo mußte ſich die Elaſtizität dieſer luftförmigen Flüſſigkeiten dort ſtärker äußern, wo das Feuer mit größerer Kraft wirkte, und wo die größere Weite des leeren Raumes eine größere Anhäufung des elaſtiſchen Mittels erlaubte. Der Gegendruck der feſten Materie war ungleich; gegen den Mittelpunkt hin widerſtand die Maſſe der Erde; allein gegen die Oberfläche nach außen nur eine aus allerlei Materie in ungleicher Zeit gebildete Rinde. Letztere mußte weichen, und ward in dem Verhältniſſe emporgedrängt, als die wirkende Kraft, und das Mittel zu ihrer Vermehrung, nämlich das Feuer vertheilt war. Es folgt aus der ununterbrochenen Gemeinſchaft der elaſtiſchen Luftarten keineswegs eine gleiche Dichtigkeit und Elaſtizität; indem eine ſolche Meinung durch den bloßen Vergleich mit der Atmoſphäre hinlänglich widerlegt wird, welche ſich theilweiſe erwärmt, verdichtet, verdünnet, heftig bewegt, feucht und trocken wird, je nachdem Lokalurſachen einwirken.

Es geht über die menſchliche Einſicht, die wahre Entſtehung und Größe des urſprünglichen leeren Raumes, welcher der Verbreitung des Erdfeuers vorangehen mußte, beſtimmt erklären zu wollen: allein gedacht muß er werden, weil wir das Feuer und ſeine weit verbreiteten gro-

gen Wirkungen wahrnehmen. Erlauben wir uns daher einen Gedanken über diesen niemals ganz sicher zu erschöpfenden Gegenstand, so ist er nichts anders, als eine Vorstellung von der Möglichkeit einer natürlichen Entstehung dessen, was da ist, und nicht geläugnet werden kann. In dieser Rücksicht ließe sich annehmen, daß beim Anfange der Niederschläge zwischen diesen und dem bereits vorhandenen festen, vielleicht grubichten Kerne Flüssigkeiten mit eingeschlossen wurden, welche sich durch die in der Materie vorhandene Wärme zersetzten, und luftförmig wurden. Nun ließe sich die Entstehung des Feuers in brennbaren Materien erklären, welche sich nach Art der Schwefelkiese in den bereits gebildeten luftigen Räumen durch Einwirkung der noch unzersetzten Flüssigkeiten entzünden konnten. — Hatten die durchs Feuer allmählig entwickelten Kräfte die Erde langsam und in gewölbter Form emporgedrängt; war hin und wieder in diesen Gewölben ein Theil mehr als andere erhoben, wie es gegen die Mitte solcher Erdblasen nothwendig geschehen mußte; so ward endlich der Zusammenhang der Materie durch die große Ausdehnung getrennt; es entstanden Risse, und zugleich der erste Ausbruch des elastischen Mittels, und das Einströmen der äußern Flüssigkeiten in den unterirdischen Schlund. Dieses Ereigniß mußte der Anfang einer allgemeinen Veränderung der Erdoberfläche seyn. Das eingedrungene Gewässer ward schnell durch die Gewalt des innern Feuers in Dämpfe zersetzt, die sich in ungeheurer Menge anhäuften, Ausbrüche erzwangen, und alle im Wege stehende Materie hinausdrängten. War die über einem Erdrisse aufgehäufte Stein- oder Erdmasse eines größern Widerstandes gegen die ausströmenden Dämpfe fähig, als die benachbarten noch ganzen Theile der Erdrinde, so wurden hier neue Öffnungen gebrochen, und es häuften sich neue Auswürfe an. — Es scheint zugleich erklärbar zu seyn, daß das Ausströmen der Dämpfe nur theilweise geschah, indem sich bei jeder Entleerung ihre Dichtigkeit und Elastizität bald so sehr verminderte, daß die über der Öffnung aufgeworfene Materie dem Drucke zu widerstehen vermochte. Erst nachdem durch eine neue Vermehrung der Dämpfe wieder eine überwiegende Kraft erzeugt worden war, wiederholten sich die Ausbrüche. —

Nehmen wir an, daß zur Zeit solcher Ausbrüche die Umgebungen des durch Auswürfe entstandenen oder vergrößerten und überschütteten Berges mit Wasser bedeckt waren, so mußten nothwendig durch die ausgeworfenen feinern Erdarten die Flüssigkeiten in der Nähe des Ber-

ges [illegible], und daraus nach und nach die erdigen Substanzen zu Boden gesetzt werden, welches bei den meisten wegen ihrer Schwere wahrscheinlich augenblicklich geschah. Jeder Auswurf des benachbarten Berges gab neue Bodensätze, die sich auch durch die Ausbrüche entfernterer Berge vermehren konnten, und so entstand eine Hülle über dem ursprünglichen Erdboden von einer in der Natur der Materie, in der Farbe und Stärke vielfach geänderten Schichtung. Ward hierauf durch einen Seitenausbruch ein Theil dieser neuen Niederschläge mit emporgehoben, so lehnte er sich, nach Verschiedenheit der wirkenden Kraft und ihrer Richtung, unter irgend einem Winkel gegen den Horizont, zuweilen auch vertikal empor. — Das ist der Ursprung der Flötze; obwohl sich viele über einem trockenen Boden, aber doch sicher auf ähnliche Art, gebildet haben mögen. —

Wir müssen noch einer Vorstellung erwähnen, welche aus der Wiederholung der Auswürfe über einer Erdöffnung natürlich hervorgeht. In vielen Fällen dürfte nämlich die Kraft beim ersten Durchbruche am stärksten gewesen seyn, weil sie den Zusammenhang der Erdrinde zu trennen im Stande war. Auch war der unterirdische luftige Raum noch nicht durch Anhäufungen der Materie unterbrochen, die theils aus dem geöffneten Schlunde zurückstürzte, theils durch die von der Seite gegen die Öffnung hinströmenden Dämpfe herbeigeführt worden war. Der erste Auswurf mußte daher auch gleichförmiger über den ganzen Erdriß verbreitet seyn; es entstand eine dammartige Anhäufung, weil die Materie überall offenen Ausweg fand. Ganz anders war es bei den wiederholten Entleerungen. Hier brach die Gewalt der Dämpfe nur dort durch den ersten Auswurf, wo der Widerstand geringer, oder, bei einer ausgedehntern, noch weniger verschütteten unterirdischen Höhlung, eine größere Sammlung der Kraft möglich war. Die Ausbrüche geschahen daher durch kurze, oft rundlichte Öffnungen, nämlich nur durch getrennte Löcher, wodurch die einzelnen Gebirgskuppen auf der bereits gebildeten langgestreckten Unterlage aufgehäuft wurden. —

Es läßt sich nicht behaupten, daß das unterirdische Feuer einst unmittelbar unter jenen Gegenden gebrannt haben müsse, wo wir jetzt Gebirge wahrnehmen. Es kam dabey wahrscheinlich sehr viel auf die ungleiche Größe des Raums an, welcher die gebildeten Dämpfe aufnahm. Nach dem Verhältniß der verschiedentlich vertheilten Kraft konnten die Durchbrüche erfolgen. Gesetzt aber, das Feuer

wäre allgemein unter der Erde, oder doch unter allen gebirgigten Theilen verbreitet gewesen; so muß es dennoch unter allen jenen Gebirgen für erloschen angesehen werden, in denen in der Folge der Zeit keine vulkanischen Entleerungen, überhaupt keine darauf Bezug habende Erscheinungen Statt fanden. Die vielfach unterbrochenen unterirdischen Höhlungen möchten größten Theils mit Wasser angefüllt seyn, mit Ausnahme jener, in welchen die Verdünstung durch die Erdwärme größer ist, als der Zufluß aus den nächsten Wassersammlungen durch die beengten Kommunikationen.

Wenn in einzelnen Höhlungen das Erdfeuer längere Zeit fortwirkte, so konnten sich in dem beschränkten Raume die durch den unaufhörlichen Brand zerstörten oder veränderten Materien nicht mehr in solcher Ausdehnung unterirdisch verbreiten und anhäufen, wie bei der frühern allgemeinen Bildung der Gebirge. Die beständig wiederholten Durchbrüche der obern Decke über solchen gleichsam unerlöschlichen Feuerschlünden hatten nach und nach den Ausweg erleichtert, und so oft die Dämpfe den schwachen Widerstand überwanden, trieben sie zugleich einen Theil der zusammengehäuften Materie, selbst geschmolzene Massen mit empor. An solchen Stellen waren, und sind noch die ausschließlich sogenannten Vulkane.

So wie in der Athmosphäre nur unter besondern Umständen die Elektricität der Wolken sichtbar wird; so dürfte es auch bey den unterirdischen Dämpfen gedacht werden. — Könnte das Toben, welches man bei vielen Erdbeben wahrnahm, nicht ein donnerähnliches Geräusch seyn, das eben so das unterirdische luftförmige Mittel, und dadurch die feste Decke der Höhlung und die Umgebungen zu erschüttern vermöchte, als es oberhalb in der Atmosphäre durch den Donner geschieht? — Ich glaube, daß durch diese Meinung wenigstens viele Erschütterungen leichter erklärt werden dürften, als durch die allgemeine Annahme einer wirklichen unterirdischen Entleerung, oder eines Durchbruches sehr verdichteter und stark elastischer Dämpfe aus einer Höhlung in die andere durch Zerstörung der aufgehäuften Zwischenwände. — Wenn alle Erklärungen der Erdbeben nur auf Hypothesen beruhen sollten; dann wäre meines Erachtens wenigstens jene nicht leicht als gänzlich grundlos zu verwerfen, die sich auf sichtbar ähnliche, vielleicht sogar homogene Erscheinungen in der Atmosphäre stützt. — Diese interessante Frage gehört indessen nur als Nebensache hieher, und darf daher nicht der Gegenstand einer langen Erörterung werden. —

Bevölkerung der neuen Welt waren gewöhnlich mit einer ähnlichen Hypotheſe verknüpft. Sie gewinnen jetzt neuerdings wieder großes Intereſſe, nachdem die Göttinger Akademie der Wiſſenſchaften dieſen Gegenſtand erſt vor Kurzem zu einer Preisfrage erhoben hat. Wir wollen uns hier in keine Erforſchung jener Wege einlaſſen, welche zur möglichſt beſten Erörterung der großen und wichtigen Frage führen dürften, ſondern wir beſchränken uns auf einige hiſtoriſche, keineswegs verwerfliche Zeugniſſe, über die frühere Exiſtenz eines weſtwärts von Afrika und Europa untergegangenen großen Landes.

Dieſes Land war häufig der Gegenſtand alter Sagen und Dichtungen, wobei jedoch wahrhafte Spuren einer geſchichtlichen Tradition nicht verkannt werden können. Es iſt unter dem Namen Atlantis, und das große Volk, von dem es bewohnt war, unter der Benennung der Atlantiden bekannt. Ich will hier nur dasjenige anführen, was Plato in den beiden Dialogen Critias und Timäus von der Inſel Atlantis hinterlaſſen hat. Herr Borkhauſen nahm es in ſeinem ſiebenten Briefe auf. Im Critias ſagt Plato: Solon habe in Ägypten bei den Prieſtern zu Sais die alten Nachrichten abgeſchrieben, und dieſe Abſchrift dem Großvater des Critias, des nachherigen Verwahrers dieſer Nachrichten, gegeben. Er ſagt in eben dieſem Dialoge: Es ſey eine zwar wunderbare, aber doch wahre Sache, daß ſich jenſeits der Säulen des Herkules, d. i. jenſeits der Meerenge bei Gibraltar, eine ſehr große Inſel, größer als Aſien und Lybien, befände, welche von Neptuns erſtgebornem Sohne, Atlas, den Nahmen Atlantis bekommen. Atlas habe einen Bruder, Nahmes Gadirus gehabt. Die Völker dieſer Inſel ſeyen auf unſer feſtes Land eingefallen. Gadirus habe die Gegend zunächſt den Säulen des Herkules, beſonders die Inſeln erobert, und daher ſey der Nahme Fretum Gaditicum, nachher Gaditanum entſtanden, mit welchem Nahmen man die Meerenge bei den Säulen des Herkules benannt habe. — In dem andern Dialoge, dem Timäus, ſchreibt Plato noch beſtimmter. Es ſagt darin Timäus: „Die Inſel lag der Öffnung gegenüber, welche ihr Griechen unter dem Nahmen der Säulen des Herkules kennt. Sie war größer als Lybien und Aſien zuſammengenommen. Von ihr kam man auf andere Inſeln, und von dieſen auf das entgegengeſetzte feſte Land. Auf dieſer Inſel war die Macht der Könige, welche dieſe ganze Inſel mit vielen andern an derſelben gelegenen kleineren Inſeln und noch einem großen Theil des jenſeits gelegenen feſten Landes beherrſchten, groß und

tenden Theil weggeschwemmt hatte. — Könnte man nicht selbst die Behauptung wagen, daß das ganze nördliche Gewässer zwischen Europa und Nord-Amerika erst durch jene Überschwemmung in dieses Becken gekommen sey, und daß es den früher bestandenen nördlichen Verein der beiden Erdtheile zerstört habe? — Auch in östlicher Richtung zeigen sich die Folgen jener hohen Fluth. Das heutige Atlas-Gebirge im nordwestlichen Afrika widerstand zwar im Allgemeinen dem Andrange; allein ein Zweig ward durchbrochen; die Gewässer des Oceans strömten zwischen den Gebirgszügen nach Osten, und bildeten das mittelländische Meer. Es ist unläugbar die Folge einer gewaltsamen Ergießung. — Bei diesem plötzlichen Anwogen des Wassers wurden große Theile der nördlichen und westlichen Länder des heutigen Europa überschwemmt, und die davon zurückgebliebenen Spuren dürfen daher keineswegs mit jenen Thatsachen vermischt werden, welche der Geologie zur allgemeinen Grundlage dienen. So konnte gleichzeitig der größte Theil von Süd-Amerika ganz, bis an die westliche Riesenkette, vom Gewässer auf kurze Zeit bedeckt werden, daß nur allein die die Gebirge aus dem Wasser hervorragten. Eine solche Überschwemmung führte nothwendig den Untergang der Bevölkerung und aller jener Thiergattungen herbei, welche die ebneren Gegenden bewohnten, und es konnte die organische Natur in jenem Erdtheile auf die wenigen Geschlechter reduzirt werden, welche im Wasser und auf Gebirgen lebten, oder sich dahin vor dem Untergange retteten. Von Letztern aus dürfte die Wiederbelebung des flachen Landes nach dem Abzuge der Gewässer erfolgt seyn. — Wäre es nach einem solchen Ereigniß wohl noch unerklärbar, wenn man in Nord-Amerika Beweise von einer früheren kultivirten Bevölkerung fand? —

Man wird hier um die Ursache fragen, welche einer solchen ungeheuern Anhäufung und Strömung des Gewässers zum Grund lag. Ich muß meiner Erörterung fremde Muthmaßungen voranschicken, welche über den Untergang großer Theile des festen Landes entstanden sind. Erdbeben sind das gewöhnliche Mittel, denen man solche Revolutionen zuschreibt. Nach mehreren Hypothesen wären die westindischen Inseln, und die meisten im stillen Ocean, Trümmer zweier untergegangener großer Continente. Man nimmt auch wohl noch einen dritten ausgedehnten Erdstrich an, von dessen früherm Daseyn die Sunda-Inseln und die vielen übrigen im indischen Ocean gelegenen Inseln Zeugniß geben. — Die Meinungen von dem Ursprunge der

migeren Lage, erwärmt werden konnte. Es fanden sich noch keine Fixpunkte der Kälte, wie jetzt im Hochgebirge, verbreitet, welche die Erwärmung der benachbarten niedrigen Gegenden wesentlich erschweren. — Sehen wir nicht offenbar den mächtigen Einfluß, welchen die größere Erhöhung des Bodens auf das Klima hat? — Die Erfahrung hat sogar gelehrt, daß sie die einzige Hauptursache der Modifikationen des Klima in den Tropenländern sey. v. Humboldt berichtet, daß die Eingebornen in Neu-Spanien (in Amerika) einen sehr bestimmten Unterschied von Ländereien in den dortigen Anden machen. Sie theilen sie nämlich in heiße, gemäßigte, und kalte. Die ersten sind die ungesundesten, allein zugleich fruchtbare Gegenden, wo Zucker, Indigo, Baumwolle und Bananen in Menge gedeihen. Die zweiten sind jene, welche am Abhange der Cordilleren in einer Höhe von ungefähr 6 bis 800 Toisen eines immerwährenden Frühlings genießen, und wo die mittlere jährliche Temperatur sich immer zwischen 20 und 21 Grad erhält. Mehrere solche glücklich temperirte Gegenden leiden jedoch von sehr häufigen und starken Nebeln, weil sich die Wolken gerade bis zu dieser Höhe erheben. Die dritte Region begreift alle Bergebenen in sich, deren Höhe über 11 bis 1200 Toisen beträgt, und deren mittlere Temperatur unter 17 Grad ist. In der kältesten Jahreszeit kommt die mittlere Temperatur nie unter 13 bis 14 Grad, und der Thermometer steigt im Sommer im Schatten auf 24 Grad. Über 12 bis 1300 Toisen hinaus ist das Klima rauher, und die Temperatur der Luft sinkt auf 6 bis 8 Grad herab, auch hört die Vegetation fast größten Theils auf. —

Welchen auffallenden Wechsel des Klima zeigt uns der Vergleich zwischen Bengalen, Butan und Tibet? Von der tropischen Wärme fällt es in wenigen Breitengraden zur strengsten Kälte herab. — Wie erscheint das anmuthige Italien neben seinen hohen Nachbarländern? —

Die mildernde Einwirkung der Seeluft auf die Temperatur des Klima zeigt uns das nördliche Frankreich, noch mehr Großbritannien und Irland, Dänemark, das westliche Küstenland Norwegens u. s. w.

Die Länder, deren Übergang aus dem rohen natürlichen Zustande in einen kultivirten uns die Geschichte zeigt, waren nicht ursprünglich waldig und sumpfig. Der Fleiß des Menschen traf sie in dieser Verwildung, die eine natürliche Folge der großen Überschwemmungen war, welche die Bildung der Gebirge und außerordentliche Bewegungen des Meeres veranlaßt hatten. Die aufgeschwemmten

fruchtbaren Erdarten nährten eine üppige Vegetation, aus deren Rückſtänden ſich nach und nach die äußerſte Hülle des Bodens, nämlich eine Schichte Dammerde bildete. Die dichten Wälder verhinderten die Austrocknung des Bodens; die Sonne vermochte es nicht, das Dickicht zu durchdringen; die Erde ward daher niemals merklich erwärmt, und erlaubte nur das Gedeihen der Gewächſe eines kälteren Klima. Die Sommer mußten kühl und feucht, die Winter anhaltend und ſtrenge ſeyn. Auch die thieriſche Welt ſchränkte ſich in ſolchen Gegenden auf einzelne Arten ein, und die ganze Natur zeigte ſich einfach und dürftig. Waren in früherer Zeit die jetzigen Südthiere in hohen Breiten vertheilt, ſo mußten ſie nach dieſen Veränderungen untergehen, wenn ſie nicht ſchon die Fluth des Gewäſſers vertilgt hatte. — Finden wir die Reſte des Elephanten an den Küſten des nördlichen Aſiens in großer Menge zuſammengehäuft, ſo zeigt uns das mittlere oder hohe Aſien eine erſtaunliche Veränderung durch Erdausbrüche. Trieben ſich daher früher Elephanten-Heerden, wie jetzt in Indien, auch in bedeutend höhern Breiten herum, ſo konnten dieſe durch die gebildeten Gebirge von den ſüdlichen Ländern getrennt werden. Die Wuth des Erdfeuers ſchreckte ſie vor den Verſuchen zurück, gegen Süden zu dringen. Sie eilten daher furchtſam in die offeneren Gegenden des Nordens. Dort unterlagen ſie endlich dem erſtarrenden Klima, das ſich mit dem Laufe der Zeit verſchlimmerte, indem ſich das beſtändige Eis in dem nördlichen Meere bildete, und der ewige Schnee die höchſten Kuppen der Gebirge und ihre tiefen Schlünde überzog, und ſo nach und nach die Winde immer mehr erkältete. — In einer ſolchen natürlichen Veränderung müſſen wir die Erklärung der Verſteinerungen verſuchen. Sehen wir ganze Höhlen mit Thierknochen gefüllt, ſo können wir dieſe für Zufluchtsörter der Thiere anſehen, worin ſie ſich vor der wachſenden Fluth verbargen. Bei einigen dürfte ſogar die Annahme eines großen Raubthieres zur Erklärung hinreichen, das in dieſen verborgenen Klüften ſeine Wohnung hatte, und den Raub zur Nahrung dahin trug. —

Die unzähligen vermiſchten Trümmer des Geſteins aus verſchiedenen, oft ſehr entfernten Bergen werden, ſo wie die einzelnen großen Granitmaſſen, durch heftige Steinauswürfe erklärbar. Geſchieht es jetzt noch häufig, daß Steine von mehreren Zentnern auf Meilen weite Entfernungen vom Krater eines Vulkans weggeſchleudert werden, ſo können wir mit Sicherheit ſchließen, daß zur Zeit,

migeren Lage, erwärmt werden konnte. Es fanden ſich noch keine Fixpunkte der Kälte, wie jetzt im Hochgebirge, verbreitet, welche die Erwärmung der benachbarten niedrigen Gegenden weſentlich erſchweren. — Sehen wir nicht offenbar den mächtigen Einfluß, welchen die größere Erhöhung des Bodens auf das Klima hat? — Die Erfahrung hat ſogar gelehrt, daß ſie die einzige Haupturſache der Modifikationen des Klima in den Tropenländern ſey. v. Humboldt berichtet, daß die Eingebornen in Neu-Spanien (in Amerika) einen ſehr beſtimmten Unterſchied von Ländereien in den dortigen Anden machen. Sie theilen ſie nämlich in heiße, gemäßigte, und kalte. Die erſten ſind die ungeſundeſten, allein zugleich fruchtbare Gegenden, wo Zucker, Indigo, Baumwolle und Bananen in Menge gedeihen. Die zweiten ſind jene, welche am Abhange der Cordilleren in einer Höhe von ungefähr 6 bis 800 Toiſen eines immerwährenden Frühlings genießen, und wo die mittlere jährliche Temperatur ſich immer zwiſchen 20 und 21 Grad erhält. Mehrere ſolche glücklich temperirte Gegenden leiden jedoch von ſehr häufigen und ſtarken Nebeln, weil ſich die Wolken gerade bis zu dieſer Höhe erheben. Die dritte Region begreift alle Bergebenen in ſich, deren Höhe über 11 bis 1200 Toiſen beträgt, und deren mittlere Temperatur unter 17 Grad iſt. In der kälteſten Jahreszeit kommt die mittlere Temperatur nie unter 13 bis 14 Grad, und der Thermometer ſteigt im Sommer im Schatten auf 24 Grad. Über 12 bis 1300 Toiſen hinaus iſt das Klima rauher, und die Temperatur der Luft ſinkt auf 6 bis 8 Grad herab, auch hört die Vegetation faſt größten Theils auf. —

Welchen auffallenden Wechſel des Klima zeigt uns der Vergleich zwiſchen Bengalen, Butan und Tibet? Von der tropiſchen Wärme fällt es in wenigen Breitengraden zur ſtrengſten Kälte herab. — Wie erſcheint das anmuthige Italien neben ſeinen hohen Nachbarländern? —

Die mildernde Einwirkung der Seeluft auf die Temperatur des Klima zeigt uns das nördliche Frankreich, noch mehr Großbritannien und Irland, Dänemark, das weſtliche Küſtenland Norwegens u. ſ. w.

Die Länder, deren Übergang aus dem rohen natürlichen Zuſtande in einen kultivirten uns die Geſchichte zeigt, waren nicht urſprünglich waldig und ſumpfig. Der Fleiß des Menſchen traf ſie in dieſer Verwildung, die eine natürliche Folge der großen Überſchwemmungen war, welche die Bildung der Gebirge und außerordentliche Bewegungen des Meeres veranlaßt hatten. Die aufgeſchwemmten

fruchtbaren Erdarten nährten eine üppige Vegetation, aus deren Rückständen sich nach und nach die äußerste Hülle des Bodens, nämlich eine Schichte Dammerde bildete. Die dichten Wälder verhinderten die Austrocknung des Bodens; die Sonne vermochte es nicht, das Dickicht zu durchdringen; die Erde ward daher niemals merklich erwärmt, und erlaubte nur das Gedeihen der Gewächse eines kälteren Klima. Die Sommer mußten kühl und feucht, die Winter anhaltend und strenge seyn. Auch die thierische Welt schränkte sich in solchen Gegenden auf einzelne Arten ein, und die ganze Natur zeigte sich einfach und dürftig. Waren in früherer Zeit die jetzigen Südthiere in hohen Breiten vertheilt, so mußten sie nach diesen Veränderungen untergehen, wenn sie nicht schon die Fluth des Gewässers vertilgt hatte. — Finden wir die Reste des Elephanten an den Küsten des nördlichen Asiens in großer Menge zusammengehäuft, so zeigt uns das mittlere oder hohe Asien eine erstaunliche Veränderung durch Erdausbrüche. Trieben sich daher früher Elephanten-Heerden, wie jetzt in Indien, auch in bedeutend höhern Breiten herum, so konnten diese durch die gebildeten Gebirge von den südlichen Ländern getrennt werden. Die Wuth des Erdfeuers schreckte sie vor den Versuchen zurück, gegen Süden zu dringen. Sie eilten daher furchtsam in die offeneren Gegenden des Nordens. Dort unterlagen sie endlich dem erstarrenden Klima, das sich mit dem Laufe der Zeit verschlimmerte, indem sich das beständige Eis in dem nördlichen Meere bildete, und der ewige Schnee die höchsten Kuppen der Gebirge und ihre tiefen Schlünde überzog, und so nach und nach die Winde immer mehr erkältete. — In einer solchen natürlichen Veränderung müssen wir die Erklärung der Versteinerungen versuchen. Sehen wir ganze Höhlen mit Thierknochen gefüllt, so können wir diese für Zufluchtsörter der Thiere ansehen, worin sie sich vor der wachsenden Fluth verbargen. Bei einigen dürfte sogar die Annahme eines großen Raubthieres zur Erklärung hinreichen, das in diesen verborgenen Klüften seine Wohnung hatte, und den Raub zur Nahrung dahin trug. —

Die unzähligen vermischten Trümmer des Gesteins aus verschiedenen, oft sehr entfernten Bergen werden, so wie die einzelnen großen Granitmassen, durch heftige Steinauswürfe erklärbar. Geschieht es jetzt noch häufig, daß Steine von mehreren Zentnern auf Meilen weite Entfernungen vom Krater eines Vulkans weggeschleudert werden, so können wir mit Sicherheit schließen, daß zur Zeit

als die unterirdischen Höhlungen noch weniger durch zusammengehäufte Schlacken, Erden und Steintrümmer unterbrochen, und daher eine weit größere Sammlung des elastischen Mittels, und ein viel höherer Grad von Elastizität, wegen des festern Zusammenhanges der Erdrinde, möglich war, viel größere Steinmassen und auch häufiger ausgeworfen werden mußten. In der Nähe von Genf, eigentlich in den Umgebungen von Monetier, liegen Granitblöcke von tausend Kubikfuß; andere auf dem Hügel von Boissy, unfern des Genfer Sees, von 2250, und eine unter dem Namen Pierre-à-Martin, von 10,300 Kubikfuß, dessen Gewicht über 19,000 Zentner betragen muß. — Ich wundere mich nicht über diese Masse von 10,000 Kubikfuß in der Nachbarschaft der Centralkette der Alpen, die uns den Montblanc und andere ungeheure Berge zeigt, in denen der Granit vorherrscht. Müssen wir eine unterirdische Kraft anerkennen, welche den Granit aus der mächtigen Rinde des Urgesteins hervordrängte, und so aus der Tiefe heraus die ungeheuern Berge über die gebrochenen Öffnungen aufhäufte; dann werden wir es auch bei einer richtigen Vorstellung für möglich halten, daß die erwähnten Granitblöcke abgesprengte Stücke sind, welche das gewaltige ausströmende Mittel auf große Entfernungen weggeschleudert hat. Mir fällt es mehr auf, in Klügels Encyklopädie von Steinblöcken zu lesen, die, ungeachtet ihres über 100 Fuß großen Umfanges, der Vesuv beim Ausbruche im Jahre 1779 herausgeschleudert haben soll. Die Menge und Elastizität der angehäuften Dämpfe kann bei einem Vulkane, wo bereits die Entleerungs-Kanäle geöffnet, und nur verschüttet waren, mit den Explosionen nicht verglichen werden, durch welche der Montblanc und das angrenzende Gebirge entstand. — Denken wir uns zur leichteren Beurtheilung jenes 10,300 Kubikfuß großen Granits, diese Masse unter der regulären Gestalt eines Würfels, so hätte dieser nicht einmal volle 22 Schuh zu seiner Abmessung, oder 87 Schuh im Umfange. —

Zum Schlusse möge endlich noch eine kurze Bemerkung über den Ursprung der Quellen durch unterirdische wässerige Dünste folgen. Ich will zur bessern Beleuchtung dieses Gegenstandes die Meinungen und Erfahrungen großer Physiker anführen, um daraus ersehen zu können, daß die Unzulänglichkeit der Quellennährung durch bloßen atmosphärischen Niederschlag schon erkannt und durch Gründe unterstützt ward, und daher bereits eine größere Opposition veranlaßt habe, als jene im

Berliner Militär-Wochenblatte in der Beleuchtung meiner Ideen war.

Mariotte und Perraut schrieben den Ursprung der Quellen dem Regen zu, indem sie glaubten, er dränge so tief in die Erde, bis er auf Erdschichten, z. B. Thon, gelangte, welche er nicht durchfließen könne. Auf diesen sammelten sich die Flüssigkeiten, und flößen nach der Neigung dieser Schichten zur Seite ab, bis sie durch gefundene Ritze als Quellen hervorkämen. Die Menge der Quellen am Fuße hoher Gebirge erkläre sich aus den großen Höhlungen in Bergen, aus der größern Neigung der undurchdringlichen Erd- und Steinschichten, und daher aus einem leichteren Abflusse der Feuchtigkeiten.

Plot, Sekretär der Londner königl. Gesellschaft der Wissenschaften, gab im Jahre 1685 ein eigenes Werk heraus, worin er das vorstehende System gründlich bestritt, und widerlegte. Er zeigte darin die ungeheure Menge Wassers, welche für Eine reichlich fließende Quelle nöthig wäre; folgerte auch aus der Wassermasse, welche ein einziger großer Strom dem Meere zuführe, daß alle Niederschläge zu einer genügenden Erklärung desselben nicht hinreichten. Einen andern Einwurf fand er in der Vertheilung der Quellen, indem in manchen Gegenden, welche häufig durch Regen benetzt werden, äußerst wenige, in einigen andern aber bei sehr geringem Regen viele reichlich fließende Quellen angetroffen werden. Auch zeige sich der Unterschied in der Ergiebigkeit der Quellen nicht, der nothwendig in nassen und trockenen Jahren allgemein Statt finden müsse. Endlich führt er noch die vielen salzigen, bittern und auch solche Quellen an, welche den Wechsel der Ebbe und Fluth des Meeres durch ein ähnliches Fallen und Steigen anzeigen.

Mehr als Plot leistete de la Hire in der Bekämpfung der nämlichen Theorie. Er zeigte durch Versuche, daß nicht einmal bei entblößter Erde der Regen auf bedeutende Tiefen eindringe, viel weniger durch einen bewachsenen Boden, wo zum Unterhalt der Vegetation in den warmen Sommermonaten allein aller Niederschlag der atmosphärischen Feuchtigkeiten erfordert würde. Er legte der Meinung über das zum Unterhalt der Pflanzen benöthigte Quantum an Flüssigkeiten ebenfalls einen Versuch zum Grunde, der indessen wohl keiner weitern Beachtung werth zu seyn scheint. — De la Hire leugnet jedoch nicht, daß das Wasser in sandigem Erdreich tief eindringen, und dort eine Quelle bilden könne; allein solche einzelne Fälle dürften zu keinem allgemeinen Systeme berechtigen. Die we-

nigen Quellen, welche der niedergeſchlagenen atmoſphäriſchen Feuchtigkeit ihren Urſprung verdanken, würden übrigens größten Theils nur periodiſch, und zwar mehr tropfen als fließen. — Ich fand die letzte Bemerkung durch zwei Beiſpiele in einer Schlucht des Biſamberges beſtätigt. Der Schnee, welcher erſt ſeit einigen Tagen zerfloſſen war, hatte die äußere Decke (Dammerde) an einer Seite des Berges ſo durchnäßt, daß die Feuchtigkeit in dieſer Erdſchichte über die ſteile Abdachung des Berges hinunterſickerte, und am Rande der Schlucht an den entblößten Wurzeln eines Strauches herabtropfte. Allein gerade dieſe Bemerkung widerlegte die voreilige Annahme eines ähnlichen Urſprungs für eine große Menge anderer Quellen, die gleichförmig und ununterbrochen an verſchiedenen Stellen des Bodens hervorrinnen. Die Erde iſt ringsumher meiſtens nur in ſehr geringer Ausdehnung durchnäßt, ſonſt überall trocken, und ſaugt jede darauf geſchüttete Flüſſigkeit begierig in ſich. — In Steinbrüchen fand ich das hoch geſchichtete Geſtein von oben herab trocken, ohne ſichtbare Spur einer durchgleitenden Feuchtigkeit, und dennoch drängten ſich Quellen von unten hervor.

Halley ſuchte den größten Theils beſtändigen Zuſtand der Quellen durch eine andere Meinung zu erklären, und ſchrieb ihren Urſprung den Ausdünſtungen des Meeres und anderer Gewäſſer zu, die beſtändig in großer Menge in die Atmoſphäre aufſteigen, und von dem Boden, beſonders von hohen Bergen eingeſaugt, und ſo nach der Tiefe hinab, als tropfbare Flüſſigkeit zur Nahrung der Quellen befördert würden. — Sind auch dieſe Dünſte und ihre Verbreitung, und ſelbſt ihr Abſatz auf hohen Bergen, nicht zu läugnen, ſo hat de la Hire dennoch die wichtige Frage nicht entſchieden, wie dieſer wäſſerige Zufluß überall, und ſo tief in die Erde eindringen könne. Übrigens müßten bei großer Dürre im Sommer zuerſt alle Quellen vertrocknen, ehe die Vegetation verwelken oder gar abdorren könnte. —

Plot, de la Hire und Descartes ſtellten vereinigt das Syſtem auf, daß die Erde voll ungeheurer Höhlen ſey, welche die Vorrathskammern des Quellwaſſers bildeten. Das im Innern der Erde tief verſchloſſene Feuer bewirke eine allmählige Verdünſtung. Die Dünſte ſteigen durch die kleinen Ritze und Zwiſchenräume gegen die kalte Oberfläche hinauf, wo ſie ſich in Waſſer verwandeln, und auf waſſerdichten Schichten zu fließen anfangen, bis ſie durch irgend eine Öffnung hervorbrechen können.

In der neuern Zeit vereinigte man alle dieſe Urſa-

IV.

Anekdoten.

Vor dem Anfang der Schlacht von St. Gotthart (1 Aug. 1664), als beide Heere in erwartungsvoller Stille einander gerüstet gegenüber standen, sprengte ein junger Türke in prachtvoller Kleidung, auf einem arabischen Rosse, gegen das Heer der Christen, und den Säbel schwenkend, forderte er mit lauter Stimme den Tapfersten zum Zweikampf. Der junge Ritter von Lothringen, ein Sprößling des erhabenen Stammes, der nun die Völker Östreichs beglückend regiert, eilt dem Türken muthvoll entgegen, streckt ihn nach kurzem Kampf zu Boden, und kehrt, das Roß des Erlegten als Siegesbeute an der Hand, zu dem Heere der Christen. — Dieses Vorspiel wirkte bedeutend auf den entscheidenden Kampf. Das christliche Heer unter Montecuculi's weiser Führung erfocht über die Ungläubigen den herrlichsten Sieg.

Als die Türken Wien auf das Äußerste gebracht und sich bereits aller Außenwerke bemächtigt hatten, das polnische Hilfsheer aber noch Ferne war, schrieb Kaiser Leopold an Sobieski: „Eine Brücke ist bey Tuln über die Donau geschlagen. Meine Truppen versammeln sich. Stellen Sie sich an ihrer Spitze. Wie sehr Sie auch an Zahl nachstehen mögen, Ihr Name, der ein so großes Schrecken dem Feinde einflößt, wird hinreichen, um Ihnen den Sieg zu verschaffen." Auf dieses Schreiben setzte sich Sobieski an die Spitze von 3000 Reitern, und durchzog Schlesien und Mähren mit beispielloser Schnelligkeit. Als er zu Tuln ankam, war die Brücke nicht vollendet, und die Armee nicht versammelt. Sobieski hierüber unmuthig rief aus: „Der Kaiser hält mich doch für einen Abenteurer! Ich habe mein Heer verlassen, um das seinige anzuführen. Für ihn, nicht für mich, will ich fechten." — Durch den Herzog von Lothringen besänftigt, erwartete Sobieski nun sein eigenes Heer, das am 5. Sept. die Donau erreichte. Am 12. Sept. (1683) erfocht er den herrlichen Sieg vor Wien, der diese Stadt und einen großen Theil Deutschlands von der türkischen Unterjochung und Verheerung rettete.

Als Sobiesky die ungeheure Beute sah, welche die Muselmänner in ihrem Lager zurückließen, schrieb er scherzhaft an seine Gemahlinn: „Der Großvezier hat mich zu seinem Erben gemacht, und ich werde Millionen Dukaten bekommen. Ich werde daher, wenn ich zu Ihnen zurückkehren werde, den Vorwurf nicht verdienen, den die tatarischen Weiber ihren Männern machen, die mit leeren Händen aus dem Krieg kehren *)."

Joseph I., Einer der größten östreichischen Regenten, begab sich im ersten Jahre des Erbfolgekrieges zu der Belagerung von Landau. Gleich nach seiner Ankunft verfügte er sich in die Laufgräben, und ging auf die gefährlichsten Stellen. Die Offiziere seines Gefolges baten ihn, sich nicht so sehr auszusetzen: „Wer sich fürchtet, der gehe weg," war die Antwort des jungen kaum zwanzigjährigen Prinzen. Als der Kommandant von Landau, General Melac, die Ankunft des römischen Königs erfuhr, ließ er sich nach der Sitte der damaligen Zeit durch einen Offizier erkundigen, wo der Prinz sein Quartier nehmen werde, um diesen Bezirk nicht durch die Schüsse der Festung zu beunruhigen. Joseph erwiederte dem Offizier: „Mein Quartier ist überall, wo meine Gegenwart nothwendig seyn wird. Nehmt auf nichts Rücksicht als auf die Ehre, und thut, was euch die Pflicht und der Dienst eures Herrn vorschreiben."

---

*) „Du bist kein Mann, du bringst keine Beute mit."

IV.

Anekdoten.

Vor dem Anfang der Schlacht von St. Gotthart (1 Aug. 1664), als beide Heere in erwartungsvoller Stille einander gerüstet gegenüber standen, sprengte ein junger Türke in prachtvoller Kleidung, auf einem arabischen Rosse, gegen das Heer der Christen, und den Säbel schwenkend, forderte er mit lauter Stimme den Tapfersten zum Zweikampf. Der junge Ritter von Lothringen, ein Sprößling des erhabenen Stammes, der nun die Völker Östreichs beglückend regiert, eilt dem Türken muthvoll entgegen, streckt ihn nach kurzem Kampf zu Boden, und kehrt, das Roß des Erlegten als Siegesbeute an der Hand, zu dem Heere der Christen. — Dieses Vorspiel wirkte bedeutend auf den entscheidenden Kampf. Das christliche Heer unter Montecuculi's weiser Führung erfocht über die Ungläubigen den herrlichsten Sieg.

Als die Türken Wien auf das Äußerste gebracht und sich bereits aller Außenwerke bemächtigt hatten, das polnische Hilfsheer aber noch Ferne war, schrieb Kaiser Leopold an Sobieski: „Eine Brücke ist bey Tuln über die Donau geschlagen. Meine Truppen versammeln sich. Stellen Sie sich an ihrer Spitze. Wie sehr Sie auch an Zahl nachstehen mögen, Ihr Name, der ein so großes Schrecken dem Feinde einflößt, wird hinreichen, um Ihnen den Sieg zu verschaffen." Auf dieses Schreiben setzte sich Sobieski an die Spitze von 3000 Reitern, und durchzog Schlesien und Mähren mit beispielloser Schnelligkeit. Als er zu Tuln ankam, war die Brücke nicht vollendet, und die Armee nicht versammelt. Sobieski hierüber unmuthig rief aus: „Der Kaiser hält mich doch für einen Abenteurer! Ich habe mein Heer verlassen, um das seinige anzuführen. Für ihn, nicht für mich, will ich fechten." — Durch den Herzog von Lothringen besänftigt, erwartete Sobieski nun sein eigenes Heer, das am 5. Sept. die Donau erreichte. Am 12. Sept. (1683) erfocht er den herrlichen Sieg vor Wien, der diese Stadt und einen großen Theil Deutschlands von der türkischen Unterjochung und Verheerung rettete.

Als Sobiesky die ungeheure Beute sah, welche die Muselmänner in ihrem Lager zurückließen, schrieb er scherzhaft an seine Gemahlinn: „Der Großvezier hat mich zu seinem Erben gemacht, und ich werde Millionen Dukaten bekommen. Ich werde daher, wenn ich zu Ihnen zurückkehren werde, den Vorwurf nicht verdienen, den die tatarischen Weiber ihren Männern machen, die mit leeren Händen aus dem Krieg kehren *)."

Joseph I., Einer der größten östreichischen Regenten, begab sich im ersten Jahre des Erbfolgekrieges zu der Belagerung von Landau. Gleich nach seiner Ankunft verfügte er sich in die Laufgräben, und ging auf die gefährlichsten Stellen. Die Offiziere seines Gefolges baten ihn, sich nicht so sehr auszusetzen: „Wer sich fürchtet, der gehe weg," war die Antwort des jungen kaum zwanzigjährigen Prinzen. Als der Kommandant von Landau, General Melac, die Ankunft des römischen Königs erfuhr, ließ er sich nach der Sitte der damaligen Zeit durch einen Offizier erkundigen, wo der Prinz sein Quartier nehmen werde, um diesen Bezirk nicht durch die Schüsse der Festung zu beunruhigen. Joseph erwiederte dem Offizier: „Mein Quartier ist überall, wo meine Gegenwart nothwendig seyn wird. Nehmt auf nichts Rücksicht als auf die Ehre, und thut, was euch die Pflicht und der Dienst eures Herrn vorschreiben."

---

*) „Du bist kein Mann, du bringst keine Beute mit."

V.

Neueste Militärveränderungen.

Beförderungen und Übersetzungen.

Stwrtnik, G. M. z. Fest. Kmdt. in Ofen ernannt.
Weithmann, Ul. Adj. v. Bomb. K. z. Obl. im 3. Art. R. bef.
Kramer, Ul. detto z. Obl. im 2. Art. R. do.
Barion, Ul. detto detto.
Hofbauer, Ul. detto detto.
Muffart, Ul. detto detto.
Leichter, Oberfeuerwerk. detto z. Ul. im Korps.
Rohr, detto detto detto.
Pelz, detto detto z. Ul. im 1. Art. R.
Baumann, detto detto detto.
Marini, detto detto detto.
Wrba, detto detto detto.
Hanus, detto detto detto.
Peroutka, detto detto detto.
Schreyer, detto detto detto.
Gzallud, detto detto detto.
Hlubatschek, detto detto detto.
Wirth, detto detto detto.
Gieger, detto detto z. Ul. im 2. Art. R.
Kalmar, detto detto detto.
Hagenauer, detto detto detto.
Petrides, detto detto detto.
Lukas, detto detto z. Ul. im 3. Art. R.
Erdt, detto detto detto.
Boekh, detto detto detto.
Thamm, detto detto detto.
Henschel, detto detto detto.
Dworsky, detto detto detto.
Colibius, detto detto detto.
Wagner, detto detto detto.
Weinlinger, detto detto detto.
Gerlich, detto detto detto.

Sechſtel, Ul. v. 5. Art. R. z. Obl. im R. beſ.
Tſchek, Ul. detto detto.
Olhofer, Ul. detto detto.
Czerny, Ul. detto detto.
Straub, Ul. detto detto.
Schweeger, Ul. detto detto.
Grünſpeck, Ul. detto detto.
Schmidt, Ul. detto detto.
Kunar, Ul. detto detto.
Hauſchka, Ul. detto detto.
Pittinger, Ul. detto detto.
Habermann, Ul. detto detto.
Pillath, Ul. detto detto.
Helbich, Ul. detto detto.
Nicolay, Uzwart. v. Feldzeugamt, z. Obzw. daſ. beſ.
Altſibler, Ul. detto z. Obl. im 5. Art. R.
Prandt, Ul. detto z. Obl. im 4. Art. R.
Weinwurm, Munit. detto z. Uzw. beſ.
Steuer, detto detto z. Ul. beim Feldzeugamt beſ.
Wolf, detto detto detto.
Garlick, detto v. Temeswar. Garn. Art. D. z. Ul. im Feldzeugamt beſ.
Cichofsky, detto Gräzer detto.
Kraus, detto Prager detto.
Raab, Kapl. detto Mantuan. G. A. D. z. Hptm. im Dalmat. G. A. D.
Hauer, Kapl. v. Pontonierbat. z. wirkl. Hptm. beſ.
Huſſar, k. ung. Garde als Obl. z. Ign. Giulay J. beſ.
Gaspar, detto detto z. Würtemberg Huſ. beſ.
Maurovich, detto Ul. z. Szluiner Grz. R. beſ.
Bene, detto Ul. z. E. H. Ferd. Huſ. beſ.
Brunzwick, detto Ul. z. Kaiſer Kür. beſ.
Stollberg, Maj. v. E. H. Karl Ul. q. t. z. Kaiſ. Uhl. überſ.
Scultetti, ſup. Maj. v. Wacquant J. daſ. in Wirkl.
Gerzabek, 1. Rittm. v. Rieſch Drag. z. 5. gal. Kord. Abth. überſ.
Libano, Ul. v. Pionierkorps in Zivildienſt übertr.
Guillaume, Obl. in Penſion detto.
Tegethof, detto detto.
Gamera, Bar., Rittm. in der Armee detto.

Penſionirungen.

Glatter, Ofner Garn. Art. D. Hptm. mit Majors T. und Penſion.
St. Ivany, Plazmajor in Mantua.

Zippera, Ul. v. 1. Art. R. z. Obl. im R. bef.
Przelautſch, detto detto.
Zetner, detto detto.
Czischek, detto detto.
Khun, detto detto.
Winkler, detto detto.
Voith, detto z. Obl. im 2. Artillerie R.
Weiß, detto detto.
Niederle, detto detto.
Rirſch, detto detto.
Hirtl, Obl. v. 2. Art. R. z. Kapl. im R. bef.
Scherb, Ul. R. Adjut. detto z. Obl. im R.
Jungwirth, Ul. detto detto.
Zehentner, Ul. detto detto.
Eſchbach, Ul. detto detto.
Halda, Ul. detto detto.
Döbler, Ul. detto detto.
Förſtel, Ul. detto detto.
Stein, Bar. Ernſt, Ul. detto detto.
Flamm, Ul. detto detto.
Nepeſny, Ul. v. 3. Art. R. detto.
Holokowsky, Ul. detto detto.
Marx, Ul. detto detto.
Röſſel, Ul. detto detto.
Zellenka, Carl, Ul. detto detto.
Duille, Ul. detto detto.
Rczehay, Ul. detto detto.
Fockt, Ul. detto detto.
Zelenka, Joſ., Ul. detto detto.
Seyfert, Ul. detto detto.
Kniebeis, Ul. detto q. t. z. Bomb. R. überſ.
Molnar, Obl. v. 4. Art. R. q. t. z. 2. Art. R. überſ.
Baumann, Obl. detto 3. detto.
Seiche, Ul. detto Bomb. R.
Greifenſtein, Ul. detto detto.
Bertachy, Ul. detto z. Obl. im R. bef.
Schüller, Ul. detto detto.
Hübel, Ul. detto detto.
Briegert, Ul. detto detto.
Hackenwalder, Ul. detto detto.
Vetter, Ul. detto detto.
Siebeneicher, Ul. detto detto.
Siehrofsky, Ul. detto detto.
Klug, Ul. detto detto.
Tippel, Ul. detto detto.
Belz, Ul. detto detto.
Gansterer, Ul. detto detto.

Sechſtel, Ul. v. 5. Art. R. z. Obl. im R. beſ.
Tſchek, Ul. detto detto.
Olhofer, Ul. detto detto.
Czerny, Ul. detto detto.
Straub, Ul. detto detto.
Schweeger, Ul. detto detto.
Grünſpeck, Ul. detto detto.
Schmidt, Ul. detto detto.
Kunar, Ul. detto detto.
Hauſchka, Ul. detto detto.
Pittinger, Ul. detto detto.
Habermann, Ul. detto detto.
Pillath, Ul. detto detto.
Helbich, Ul. detto detto.
Nicolay, Uzwart. v. Feldzeugamt, z. Obzw. daſ. beſ.
Altſibler, Ul. detto z. Obl. im 5. Art. R.
Prandt, Ul. detto z. Obl. im 4. Art. R.
Weinwurm, Munit. detto z. Uzw. beſ.
Steuer, detto detto z. Ul. beim Feldzeugamt beſ.
Wolf, detto detto detto.
Garlick, detto v. Temeswar. Garn. Art. D. z. Ul. im Feldzeugamt beſ.
Cichofsky, detto Gräzer detto.
Kraus, detto Prager detto.
Raab, Kapl. detto Mantuan. G. A. D. z. Hptm. im Dalmat. G. A. D.
Hauer, Kapl. v. Pontonierbat. z. wirkl. Hptm. beſ.
Huſſar, k. ung. Garde als Obl. z. Ign. Giulay J. beſ.
Gaspar, detto detto z. Würtemberg Huſ. beſ.
Maurovich, detto Ul. z. Szluiner Grz. R. beſ.
Bene, detto Ul. z. E. H. Ferd. Huſ. beſ.
Brunzwick, detto Ul. z. Kaiſer Kür. beſ.
Stollberg, Maj. v. E. H. Karl Ul. q. t. z. Kaiſ. Uhl. überſ.
Sculletti, ſup. Maj. v. Wacquant J. daſ. in Wirkl.
Gerzabek, z. Rittm. v. Rieſch Drag. z. 5. gal. Kord. Abth. überſ.
Libano, Ul. v. Pionierkorps in Zivildienſt übertr.
Guillaume, Obl. in Penſion detto.
Tegethof, detto detto.
Gamera, Bar., Rittm. in der Armee detto.

Penſionirungen.

Glatter, Ofner Garn. Art. D. Hptm. mit Majors T. und Penſion.
St. Ivany, Plazmajor in Mantua.

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Heft.

Seite.

I. Des Krieges in Spanien und Portugal zweite Epoche. 1808—1809 (Schluß). 5

II. Briefe aus Würtemberg über die neue Organisation der königl. würtembergischen Armee. 43

III. Geschichte des kaiserlich östreichischen vierten Linien-Infanterieregiments Hoch- und Deutschmeister in den Feldzügen 1813, 1814 und 1815. . . 57

IV. Tagebuch der Expedition Kaiser Karl V. gegen Tunis im Jahre 1535. (Schluß) 72

V. Die Eroberung von Istrien 1813. 110

VI. Neueste Militärveränderungen. 126

Fünftes Heft.

I. Von der moralischen Bildung des Soldaten. . . . 131

II. Skizze der königl. sächsischen Militärverfassung. . 146

III. Beschaffenheit der deutschen Kavallerie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 170

IV. Vervollständigung der Ideen über die Bildung der Erdoberfläche. 192

V. Widerlegung einer in Venturini's Befreiungskriege vorkommenden irrigen Stelle. 225

VI. Kurze Theorie der Situationszeichnung. . . . 229

VII. Literatur. 232

VIII. Anekdoten und Karakterzüge. 245

IX. Neueste Militärveränderungen. 252

Verſtorbene.

Kohl, Hptm. v. Pionierkorps.
Gramatica, penſ. Major.
Söldenhofen, penſ. tit. Major.
Seeberg, Baron, penſ. Major.
Steiner, penſ. Major v. 2. L. W. Bat. v. Devaux J.
Balliello, Fregatten-Kapitän.
Becceller, penſ. Major
Kahlhofer, penſ. tit. Obſtl.
Leſau, Rittm. in der Armee.
Zocchi, Rittm. v., Major v. 1. Art. R.
Zwerger, penſ. tit. Major.
Motſchlitz, Freiherr von, penſ. Oberſtl.
Tergovchich, Kapl. v. Wilh. d. Nied. J.
Steinsberg, penſ. Major.
Moller, Ul. v. E. H. Carl J.
Tichy, Obl. v. Reuß-Greutz J.
Zettich, Ul. v. Max Joſ. J.
Kugler, Kapl. v. Beaulieu J.
Delille, Obl. v. detto.
Kraſicky, F. v. Bianchi. J.
Bethune, Chev., Obl. v. Kaiſer Jäg.
Mann, 1. Rittm. v. G. H. Toskana Drag.
Doroje, Ul. v. Szekler Huſ.
Lanckoronsky, Graf, 2. Rittm. v. E. H. Karl Uhl.
Condé, Baron, Obl. v. 2. Garn. Bat.
Schmauſer, Obſtl. v. 4. Garn. Bat.
Hecht, Hptm. v. ſteier. Grz. Kordon.
Podzametzky, Obl. v. mähr. ſchleſ. Rem. Depart.

Verbeſſerungen im fünften Heft.

Seite 252, letzte Zeile: Mainoni. Ul. v. 2. Art. R. ſtatt, zum Obl. im 3. Art. R. bef. lies, zum 3. Art. R. q. t. überſetzt.

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Heft.

Seite.

I. Des Krieges in Spanien und Portugal zweite Epoche. 1808—1809 (Schluß). 5
II. Briefe aus Würtemberg über die neue Organisation der königl. würtembergischen Armee. 43
III. Geschichte des kaiserlich östreichischen vierten Linien-Infanterieregiments Hoch- und Deutschmeister in den Feldzügen 1813, 1814 und 1815. . . 57
IV. Tagebuch der Expedition Kaiser Karl V. gegen Tunis im Jahre 1535. (Schluß) 72
V. Die Eroberung von Istrien 1813. 110
VI. Neueste Militärveränderungen. 126

Fünftes Heft.

I. Von der moralischen Bildung des Soldaten. . . . 131
II. Skizze der königl. sächsischen Militärverfassung. . 146
III. Beschaffenheit der deutschen Kavallerie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 170
IV. Vervollständigung der Ideen über die Bildung der Erdoberfläche. 192
V. Widerlegung einer in Venturini's Befreiungskriege vorkommenden irrigen Stelle. 225
VI. Kurze Theorie der Situationszeichnung. . . . 229
VII. Literatur. 232
VIII. Anekdoten und Karakterzüge. 245
IX. Neueste Militärveränderungen. 252

Sechstes Heft.

Seite.

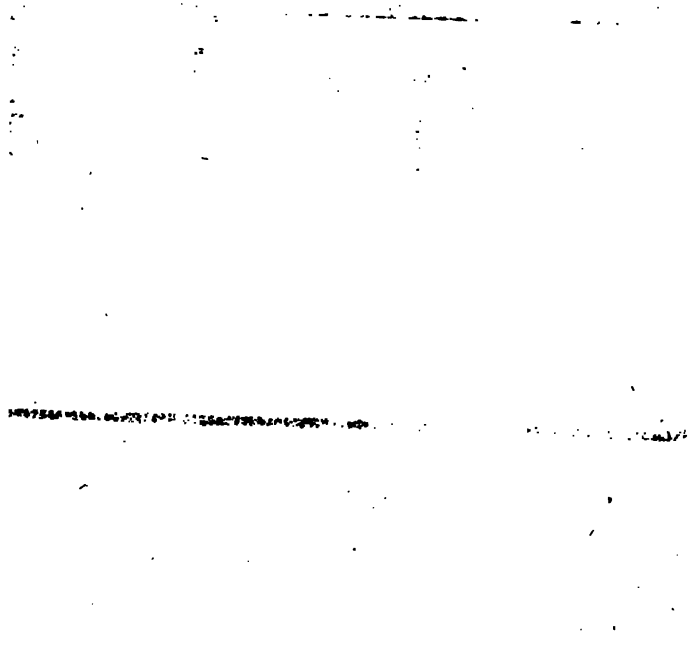
I. Briefe aus dem östreichischen Erbfolgekrieg. . . . 259

II. Die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo. (Mit einer Übersichtskarte und einem Schlachtplane). 275

III. Vervollständigung der Ideen über die Bildung der Erdoberfläche. (Schluß). 330

IV. Anekdoten. 397

V. Neueste Militärveränderungen. 399



nommen. — Die k. k. Regimenter und Korps können die Beträge für die verlangte Anzahl Exemplare nach Gefallen auch nur halbjährig in voraus bezahlen. Jedoch findet dann im zweiten halben Jahre kein Rücktritt von der Pränumeration Statt. —

Da die Redaktion keine Versendung, außer jener mit der Post, auf sich nehmen kann, so wollen die Herrn Militärpränumeranten ihre Agenten und Bestellte beauftragen, die Hefte gegen die Mitte jedes Monaths in dem Kartenverschleißkomptoir in dem Michaelerkloster im dritten Stock abzuholen, und die Überschickung zu besorgen.

Jene Militärs, welche ihre Hefte auf dem schnelleren Wege der Post zu erhalten wünschen, haben bei der Redaktion, außer dem Pränumerationsbetrag von 14 fl., auch noch das ganzjährige Porto mit 6 fl. in vorhinein zu erlegen.

Beiträge, welche für diese Zeitschrift geeignet sind, werden der Druckbogen mit 20 fl. E. S. honorirt. Die Verfasser wollen es jedes Mal ausdrücklich bemerken, wenn sie ungenannt zu bleiben wünschen.

Im Komptoir des östreichischen Beobachters sind noch Exemplare des Jahrganges 1813 um Zwölf, — und des Jahrganges 1818 um Vier und zwanzig Gulden E. S. zu haben. — Östreichische Militärs, welche sich an die Redaktion selbst wenden, erhalten den Jahrgang 1818 dermalen noch für Vierzehn Gulden E. S. —

Inhalt.

I. Briefe aus dem öſtreichiſchen Erbfolgekrieg. 859
II. Die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo. (Mit einer Überſichtskarte und einem Schlachtplane). 275
III. Vervollſtändigung der Ideen über die Bildung der Erdoberfläche. (Schluß). 330
IV. Anekdoten. 397
V. Neueſte Militärveränderungen. . . 399

Stanford University Libraries
3 6105 013 167 510

U
3
S
18
no.9

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.